Biogr. 1242 (2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36611660920016

<36611660920016

Bayer. Staatsbibliothek

Chriſtoph Martin Wieland

geſchildert

von

J. G. Gruber.

Zweiter Theil.

BIB... MON...

Nachricht über die zum 2ten Bande gehörigen Kupfer.

Zu dieſem zweiten Bande gehören, außer dem geſtochnen Titel, drei Kupfer:

1) Facſimile eines Briefes an den Freiherrn von Sonnenberg (ſ. S. 341.)

2) Eine Medaille (ſ. S. 524.)

3) Wielands Grabmal (ſ. S. 528.)

Chriſtoph Martin Wieland.

Geſchildert

von

J. G. Gruber.

Zweiter Theil.

Mit zwei Kupfern und einem Fac-simile.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1816.

23 BG

Biogr. 1242/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wieland in Erfurt.

1769 — 1772.

Wie ſchwer unſerm Wieland auch die Trennung von ſeinem alten, redlichen Vater, einer geliebten Mutter und ſo trauten Freunden, als la Roche und deſſen Gattin wurde, ſo wog doch endlich die Betrachtung, daß er einen für ſeine Talente und Neigungen angemeſſenern Wirkungskreis finden werde, jede Bedenklichkeit nieder. Ehrenvoll von ſeiner Vaterſtadt entlaſſen, kam er alſo, nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren, wieder an den Ort zurück, wo er die Philoſophie zuerſt ſtudirt hatte, um ſie jetzt daſelbſt zu lehren. Ungeachtet man bei ſeiner Berufung mehr auf ſeinen berühmten Namen als ſeine Lehrer-Thätigkeit gerechnet hatte, ſo ging er doch mit den redlichſten

Entſchließungen nach Erfurt, auch durch dieſe ſo nüzlich zu werden, als er nur irgend vermöchte. Beſonders hatte er ſich vorgeſezt, öffentliche Vorleſungen über die Geſchichte der Menſchheit nach Iſelins bekanntem Werke zu halten. „Gefällt Ihnen dieſes Vorhaben, ſchrieb er deshalb an Bodmer, ſo würden Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie mir aus dem reichen Schaz Ihrer Lectur, Erfahrung und Meditazion, gelegentlich, einen Beitrag tun wolten. Denn ich möchte nicht gern einen Philoſophen von der Art agiren, in welche Ariſtophanes den ehrlichen Sokrates traveſtirt hat. Das bene mereri de humano genere hat einen mächtigern Reiz für mich als jemals."

Wenn der Erfolg nicht ſeinen Erwartungen entſprach, ſo war dies wenigſtens nicht ſeine Schuld. Leider fand er nur zu bald zu Klagen hierüber ſich veranlaßt. So ſchrieb er d. 18 Oktober 1769 an ſeinen Geßner: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müſſen, wohin mich mein

Schickſal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Roheit, Geiſt⸗ Herz⸗ und Geſchmackloſigkeit! — Zu Menſchen ſoll ich ſie bilden, dieſe Leute! Bona verba quaeso! was für ein Thaumaturge müßte ich ſeyn. Das wäre alles, was eine Kolonie von Lavater, die zu uns käme, zu unternehmen wagen möchte. — Leute, welche Glauben haben, um Berge zu verſezen.” Indeß hielt nichts deſtoweniger Wieland vier Tage in der Woche an jedem zwei Stunden Vorleſungen, und ſein Ruf vermehrte wirklich die Anzahl der Studirenden um die Hälfte, d. h. ſie ſtieg von 25 auf 50.

Nach dem Willen des ehrwürdigen Kurfürſten Joſeph Emmerich und ſeines Miniſters des Freiherrn von Großſchlag ſolte die Erfurter Univerſität gegen ihre übrigen teutſchen Schweſtern nicht mehr zurückſtehn, und man berief zu dieſem Behufe mehrere neue Lehrer dahin, von denen indeß damals der einzige Wieland berühmt war, denn, Riedeln etwa

ausgenommen, begründeten die übrigen erſt ſpäterhin ihren Ruf. Unſtreitig waren ſie die vorzüglichſten Lehrer der Univerſität, denn von den älteren Profeſſoren war kaum einer zu zählen: allein da ſie doch nicht geeignet waren, dem Inſtitut durch ihre Namen Anſehn zu verſchaffen, ſo blieb es eben bei dem alten traurigen Verfall, zumal da Neid und Kabale noch überall zu verhindern ſtrebten, was etwa Beſſeres hätte gewirkt werden können. Die katholiſchen Profeſſoren wirkten den proteſtantiſchen, dieſe ſich unter einander ſelbſt entgegen, und die neu angeſtellten waren den alten ein Dorn in den Augen. Dieſe neu Angeſtellten gehörten zu keiner Fakultät, wurden nicht aus dem Fonds der Univerſität, ſondern blos aus der kurfürſtlichen Kaſſe beſoldet, und ſtanden mit der Univerſität faſt außer allem Zuſammenhange. Selbſt Wielands Berufung als Professor primarius Philosophiae war eigentlich nur eine gnädige Intenzion des Hofes und des Miniſters; denn wäre ſie von

der Univerſität anerkannt worden, ſo hätte er doch unmöglich erſt nach ſieben Monaten ſeiner Anweſenheit durch eine beſondere Verfügung des Kurfürſten zum außerordentlichen Beiſizer des concilii academici und zum Mitglied der Kurfürſtlichen Kommiſſion bei der Akademie ernannt werden müſſen, wie dieſes wirklich geſchah. Der Hof ſcheint die alten Formen nicht haben antaſten zu wollen, denn wiewol er eben damals bei einem heftigen Streite, welchen die Univerſität gegen Riedel erregt hatte, zu durchgreifenden Maasregeln feſt entſchloſſen ſchien, ſo kam es doch nie zur Ausführung. Blos der einzige Profeſſor H... wurde durch ein ſtrenges Dekret ſeiner Stelle beraubt, und von dem Plane, mehrere Andre in Ruheſtand zu verſezen, Wieland aber und Riedel an die Spize der ganzen Univerſität zu ſtellen, war nachher nicht weiter die Rede.

Die neu angeſtellten Profeſſoren waren daher im Grunde nur außerordentliche, und ihr

ſo lockerer Zuſammenhang mit der Univerſität hatte die ſchlimme Folge, daß ihre beſte Einſicht und ihr redlichſter Wille zur Verbeſſerung des gebrechlichen Inſtituts auch dann nichts hätte beitragen können, wenn ja in einem oder dem andern Profeſſor alter Stiftung noch ein Funke von Empfänglichkeit fürs Beſſere geſchlummert hätte. Die Profeſſoren der neuen Stiftung blieben eine Partei für ſich; je mehr aber dieſe Partei von dem Kurfürſten ſelbſt und ſeinen würdigen Räten v. Groß-ſchlag und v. Benzel, dem Statthalter v. Breitenbach, dem Regierungsrath Genau, einer Art von Kurator der Univerſität, einigen andern Räten und allen hellen Köpfen unter den Studirenden geachtet wurde, deſto mehr war ſie dem Haß und zum Teil der Verfolgung des eigentlichen corporis academici ausgeſezt. Am ärgſten verfolgten jedoch die Theologen, und Wieland ſolte für ſeine Perſon bald die Erfahrung machen, daß man im Lande der Puffbohnen nicht ungeſtraft ein

Grieche ſey. Ein Prieſter rief von der Kanzel ſeinen Zuhörern zu: „Geliebte! laßt uns den Kelch des Leidens trinken, indeß andre mit Wein und Roſen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verſcherzen!" Schlimmer noch als ihm erging es jedoch Bahrdten, der hier, in ſeine nachher ſo verrufene Kezerei hinein gehezt, den Grund zu ſeiner Feindſchaft gegen die poſitive Theologie legte.

War aber für den Ruhm und die ſchönere Wirkſamkeit der Univerſität nichts zu tun, ſo war in dem geſellſchaftlichen Leben Erfurts nichts zu gewinnen. Gerade das Haus, wo es am glänzendſten herging, und wo ſich täglich alles verſammelte, was auf Geſchmack, Wiz und Weltton Anſpruch machte, zeichnete ſich durch eine Frechheit und Unverſchämtheit aus, bei welcher es die Schamhaftigkeit und Delikateſſe Wielands am wenigſten aushalten konte. Eben ſo wenig als dieſer ausgelaſſene Ton behagte ihm der ehrlichteutſche, der ziem-

lich plump und unbeholfen in andern Zirkeln herrſchte.

Wie erfreulich würde es für Wieland geweſen ſeyn, wenn jezt ſein Lehrer in der Philoſophie, Baumer, noch hier geweſen wäre, denn deſſen Wiz und Laune, heitere Lebensanſicht und Spott über den Wahn und die Narrheiten der Menſchen würden ihm gewiß vergeſſen gemacht haben, daß er vor 20 Jahren über ſeine zu magere Körper- und zu ſchwere Selenſpeiſe geſeufzt hatte; Baumer aber war ſchon ſeit einiger Zeit als Profeſſor und Bergrath nach Gießen abgegangen. Wieland zog ſich alſo auch in Erfurt von den meiſten Geſellſchaften zurück, die er bei der Welt, die er in ſich trug, und bei dem Glücke ſeines häuslichen Lebens nie vermißte. „Unſer liebſter Wieland, — ſchreibt Heinſe, der Verfaſſer des Ardinghello, auch einer von denen, die damals Wielands Ruhm nach Erfurt gezogen hatte, unterm 28 Jan. 1771 an Gleim — hat zwei Töchterchen; mit dieſen ſcherzt, plau-

dert, und kurzweilt er. O könten Sie nur minutenlang das Vergnügen genießen, ihm hiebei zuzuſehen! Jedes Lallen, jedes Wörtchen, jeder Blick, jede Miene, jede Geberde iſt dem tiefſehenden Manne eine neue Entdeckung in der Philoſophie des menſchlichen Herzens und der muſikaliſchen Sprache. Mit einem Blicke, nur mit einem einzigen ſolte der Bürger von Genf, der Verfaſſer der Schrift über die Ungleichheit der Menſchen, dieſe Vaterliebe ſehen; reiſen durch ganz Europa würde er dann gewiß, und ſtehlen und verbrennen dieſes ſein Buch! — wenigſtens würd' er widerrufen, daß die vage Liebe des vaterloſen wilden Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechts die glückſeligmachende Liebe ſey!" Außer der eigenen Kinder erfreute ſich Wieland auch noch der Entwickelung des jungen la Roche, der ihm von Biberach hieher gefolgt war. Im Kreiſe ſeines Weibes und ſeiner Kinder, in der Gnade des Hofes und des Statthalters, der Achtung der Achtungswerten, ſtörte kein

ungenügſamer Wunſch die ſtille Heiterkeit ſeiner Sele.

Erweckenden Umgang hatte Wieland vor Biberach in Erfurt mit den neuangeſtellten Profeſſoren voraus. Mit Riedel, dem Verfaſſer einer Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften und der Briefe an das Publikum, hatte er ſchon ſeit Jahren in einem freundſchaftlichen Briefwechſel geſtanden. Wenn gleich kein tiefer, war er doch ein heller Kopf, und hatte, bei zwar unverkennbarem Leichtſinn, doch ſo viele gute Seiten des Herzens und ſo viel Zuneigung zu Wieland, daß ſchon darum ein traulicheres Verhältniß würde ſtatt gefunden haben, wenn auch beide nicht in gemeinſchaftlicher Liebe zur ſchönen Literatur ſich begegnet wären. Mit Herel, der bei der größten Frauenſcheu die Liebesbriefe der Alten überſezte, ließ zwar ſein ſchmuziger Geiz kein eigentliches Herzensverhältniß zu, allein ſeine große Gelehrſamkeit und ſein nicht geringeres Genie boten Wielanden doch in wiſſenſchaftli-

cher und artiſtiſcher Hinſicht nähere Berührungspunkte zu ihm dar. Bahrdt intereſſirte ihn durch hellere Anſichten und Freimütigkeit; und Meuſel, der ſich damals mit Poeſie und Kunſt nicht weniger als mit Geſchichte beſchäftigte, empfal ſich ihm zugleich durch Aehnlichkeit des Charakters und Betragens. Uebrigens war ein bedeutender Vorteil, welchen Wieland aus ſeiner Verpflanzung nach Erfurt zog, unſtreitig die größere Muße, die ihm zu Teil geworden war, und auch dieſe Muße war wieder gänzlich den Muſen gewidmet. Sehen wir, was dieſe ihrem treuen Jünger hier eingaben.

Eine nicht zu verkennende Veränderung an Wieland dem Dichter iſt, daß er aufhörte blos Erotiker zu ſeyn. Nachdem er den Amadis und die Grazien, beide in Biberach begonnen, in Erfurt vollendet hatte, entwarf er in dieſer Art nur noch den verklagten Amor, der zuerſt als Bruchſtück in Werthes Hirtenliedern (1772) erſchien, und offenbar nichts anderes

iſt als eine poetiſche Rechtfertigung ſeiner bisherigen erotiſchen Poeſie. Ich zweifle nicht, daß jeder, ſobald er dieſe heitere Dichtung voll Wizes und der ſchalkhafteſten Laune geleſen hat, mit Momus ausrufen wird:

So arg der Schalk auch iſt, man kann ihn
nicht entbehren!

Und vielleicht daß mancher eben dies auf den Schalk von Dichter anwendet, weil er bemerkte, daß er in noch ſo verdrießlicher Stimmung dies Gedicht nicht leſen konnte, ohne ſich erheitert zu fühlen, und zwar ſo ſehr, daß er gar nicht gewahr ward, er habe ein Lehrgedicht geleſen.

Wie der verklagte Amor ſeiner erotiſchen Poeſie, ſo dient der *Nachlaß des Diogenes von Sinope* (Bd. 13 der ſämtl. W., zuerſt unter dem Titel Σωκρατης μαινομενος oder die Dialogen des Diogenes 1770 erſchienen), der ganzen Gattung, welcher Wieland nun bereits acht Jahre gewidmet hatte, zur Recht-

fertigung. Längſt hatte ſeine angeborne Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein ſind, ihn zu dieſem Sonderling aus der ſokratiſchen Schule hingezogen, als er bemerkte, daß er ſich mit ihm in ziemlich ähnlicher Lage befinde. Nicht genug, daß eine gewiſſe Klaſſe von Leuten meinen mochte, der Dichter wälze doch auch nur eine Tonne, fand er ſogar, — da in der That die komiſche Poeſie ohne einigen Cynismus nicht einmal gedenkbar iſt, — daß er ſelbſt als Cyniker zu ihm in Beziehung ſtehe. Teils nun um dem Publikum zu zeigen, was es denn eigentlich mit dieſem Cynismus auf ſich habe, teils um das Werk ſeines Lebens ſelbſt ins gehörige Licht zu ſtellen, ließ er den Aldermann der Cyniker für ſich auftreten als den gutherzigſten, frohſinnigſten und vernünftigſten Sonderling, den es je mag gegeben haben. Und hat jemals einer auf eine anmutige Weiſe gezeigt, daß ein Sonderling kein Narr, ein komiſcher Dichter kein bloßer Spaßmacher, ein Cyniker, bei aller

Natürlichkeit und Offenheit, eben ſo wenig ein plumper Geſell, als der Tugendhafte ein Murrkopf ſey, ſo hat Er es, der uns beinahe die Ueberzeugung abzwingt, es ſey doch eigentlich eine verkehrte Welt, worin man den einen Sonderling ſchilt, der der Natur am getreuſten blieb. Die Darſtellung des Dichters iſt humoriſtiſch, und gewiß war es ein glücklicher Gedanke, gerade den Diogenes ſo einzuführen, der gewiſſermaßen ſelbſt als das Vorbild der Humoriſten betrachtet werden kann. Daß Sterne unſerm Dichter den Ton angegeben habe, iſt wol außer Zweifel, wie es gewiß eben ſo außer Zweifel iſt, daß von allen Nachfolgern Sterne's keiner ſeinen Ton glücklicher getroffen hat. Das macht, Wieland war auch hier kein bloßer Nachahmer, ſondern ihn beſelte ein verwandter Geiſt. Man betrachte dieſe Galerie von Gemälden, aus denen des Diogenes Nachlaß beſteht, und ſage dann ſelbſt, ob ein bloßer Kopiſt ſie ſo hätte liefern können. Bei aller Unähnlichkeit des Inhalts und des Stils,

der zwiſchen Triſtram Shandy und des Diogenes Nachlaß herrſcht, findet ſich doch an den Urhebern beider dieſelbe Gutmüthigkeit und Frohherzigkeit, derſelbe feine Beobachtungsgeiſt, derſelbe tiefe Blick ins menſchliche Herz, der die leiſeſten Züge erhaſcht und darſtellt, dieſelbe naive Nacktheit, daſſelbe Gemiſch von Tiefſinn und Frivolität, dieſelbe Milde des Urtheils und Wärme des Herzens, derſelbe harmloſe Spott über eine närriſche Welt, der ſich ſo gut verträgt mit der Liebe zu den Menſchen, dieſelbe Ueberraſchung mit der größten ſittlichen Zartheit bei allem Mutwillen. Gewiſſe humoriſtiſche Keckheiten in Wendungen, Abbrechungen, Sprüngen u. ſ. w. waren dagegen weniger in Wielands Natur; und da er nur ſeiner Natur zu folgen gewohnt war, ſo nahm er von jenem humoriſtiſchen Zugehör nicht mehr auf, als ſich ihm von ſelbſt anbot, und ließ ſich am wenigſten einfallen, ſich die Compoſizion des Triſtram Shandy, wie ungemein hoch er dieſen auch ſchäzte, zum Muſter zu

nehmen. In dieſer Hinſicht iſt des Diogenes Nachlaß Yoriks Reiſen ähnlicher. Nicht alſo gegen das Ganze des Triſtram Shandy halte man das Wielandiſche Werk, wol aber die einzelnen Gemälde gegen einander, wobei man finden dürfte, daß es hier Scenen gibt, die ſelbſt an die Epiſode von dem Lieutenant le Fevre reichen. Hätte Wieland auch nur durch Diogenes den armen Lamon, ſeine ſchöne Frau und unſchuldigen Kinder retten, oder die ſchöne und gute Glycerion ſchildern laſſen, ſo würden ihn alle Zeiten für einen Geiſtes-Verwandten Sterne's nicht nur, ſondern für den menſchenfreundlichſten Liebling der Muſen und Grazien halten müſſen.

Merkwürdig in mehrfacher Hinſicht iſt der in dieſer Zeit gedichtete (1770 zuerſt erſchienene) Kombabus. Wie ſehr unſer Dichter zwiſchen den Griechen und Franzoſen in der Mitte ſtehe, zeigt vielleicht kein Gedicht auffallender als dieſes, deſſen Stoff von einem Griechen entlehnt (Lukianos von der Syri-

ſchen Göttin) und von einem Franzoſen gleichzeitig bearbeitet wurde. Der Letztere hat ein Gedicht im Geſchmacke Grecourt's daraus gemacht, da hergegen Wieland dieſen delikaten Stoff mit einer Züchtigkeit zu behandeln ſuchte, wie ſie nur irgend dabei möglich war. Zu dieſem Behufe hat er die Königin in ein weit ſchöneres Licht geſtellt, und die Hauptſituazion weit zarter eingeleitet und durchgeführt, als er ſie in ſeinem griechiſchen Vorbilde fand; überdies aber auch der ganzen Handlung einen edlern Bewegungsgrund untergelegt. „Sie mußte eine Heldentat ſeyn, ſagt er, und dies konte ſie nur dadurch werden, daß ſie die Wirkung eines ganz uneigennüzigen Triebes war, und daß Kombab ein Opfer, das einen ſo ſchweren Grad von Selbſtverleugnung erfoderte, nicht der Furcht für ſein Leben, ſondern dem Gefühl ſeiner Pflicht, der Tugend, brachte." Man kann aus dieſem Grunde den Kombabus nicht in Eine Linie ſtellen mit den komiſchen Erzählungen, denen er nur einiger-

maßen im Tone ähnlich iſt; ſolte man ihn viel-
leicht eine moraliſche Erzälung nennen können,
wenn man dabei nicht an moraliſirende dächte,
oder gar an aufgeſtellte moraliſche Muſterbil-
der? Kein Vernünftiger wird glauben, daß
Wieland ein ſolches in einem Helden habe auf-
ſtellen wollen, der ſich Nachahmer ſo wenig
verſprechen dürfte als ſie wünſchenswürdig wä-
ren, und darum hat der Dichter, zum Ueber-
fluß, den launigen Ton für ſeine Darſtellung
gewählt, der ſie indeß noch keineswegs zu einer
komiſchen macht. Hätte er aber nichts als eine
launige Erzälung liefern wollen; ſo tat er beſſer,
die Motive ſeines Vorgängers beizubehalten,
ſtatt ihm eine ſittliche unterzuſchieben, womit er
die ganze Anſicht veränderte, weil er die Bege-
benheit ins Gebiet der Moral herüberſpielte.
Die Erzälung wurde dadurch zu einer launig-
moraliſchen, an welche man andere Anforderun-
gen dürfte zu machen haben als an die blos
launige und die blos moraliſche. Soll näm-
lich die, verſteht ſich äſthetiſche, Laune mit

der Moral oder der Moralität ein Spiel treiben, ſo kann es durchaus nur in problematiſchen Fällen geſchehen, und die Kaſuiſtik iſt das eigentliche Gebiet, wo beide ſich mit einander herumtummeln mögen. In dieſes Gebiet zog denn auch Wieland ſeinen Stoff, und kündigt dies ſogar durch die Einleitung an, wo es unter anderem heißt:

Der große Punkt, worin wir alle, wie ich denke,
Zuſammen treffen, iſt: Ein echter Biedermann
Zeigt ſeine Theorie im Leben.
So ſchön und gut ſie immer heißen kann,
So wollt' ich keine Nuß um eure Tugend geben,
Wofern ſie euch im Kopfe ſitzt.
Warum, laßt euch den Oheim Toby ſagen,
Und Trim, den Korporal! — Für itzt
Sey mir (mit allem Reſpekt vor euren Bärten, Kragen,
Kapuzen, Mänteln, Bireten, und allem Zubehör
Der Sapienz) erlaubt, euch aus der praktiſchen Spähr'
Ein klein Problemchen vorzutragen.

Wer ſieht hier nicht die Ironie durchſchimmern? Aber ſie iſt nicht gegen die Handlung gerichtet, ſondern gegen die Moralphiloſophen, die der Dichter gerade mit dieſer Handlung ein wenig chikanirt, wahrſcheinlich weil ſie ihn als Anwald der ſinnlichen Liebe chikanirt hatten. Vielleicht hoffte er eine gewiſſe Klaſſe derſelben, die etwa dem Bruder Robert gleichen möchten, den ſeine Schalkheit nicht umſonſt mit einmiſchte, billiger im Urteilen zu machen, indem er ihnen zurief:

Ihr, die ein raſcher Schwur verpflichtet,
Die ſchönſte Sünderin begierlos anzuſehn;
Seht, welchen Zoll Kombab der Tugend hier
entrichtet!
Und müſſet ihr euch ſelbſt geſtehn,
Dies ſey der nächſte Weg dem Satan auszu-
weichen,
So gehet hin, und tut desgleichen!

Solte nun aber nach dieſem Plane die Erzälung nicht mit eben dieſer Stelle ſchließen? Wenigſtens ſcheint dies mir ſo, und es iſt keine Frage, daß von Vers 301 an bis zum Ende die

Erzälung blos launig wird, und zu dem Anfange nicht weiter paßt. Was aber noch ſchlimmer iſt, dieſer leztere Teil ſteht ſogar im Widerſpruche mit dem erſten; denn nun iſt von der ſittlichen Motive nicht weiter die Rede, ſondern lediglich von der klugen des griechiſchen Erzälers. Hätte der tugendhafte Kombabus wol ſagen können:

Dies Käſtchen, Herr, enthält
Das Koſtbarſte von allem in der Welt,
Was dein Kombab beſaß. —?

hätte er bei der Entdeckung ſeiner Unſchuld ſagen können:

aus was für weiſen Schlüſſen
Er ſich, nach langem Kampf, (weil er, was nun geſchehen,
Nur gar zu wohl vorher geſehn)
Zu dem entſchloſſen, was wir wiſſen?

Der tugendhafte Kombabus hatte freilich ſehr Recht, auf ſeine Tugend jezt nicht ſonderlich ſtolz zu ſeyn, denn er hatte ſich, auch nach der verzweifelten Vorſorge, nicht eben helden-

haft genommen, indem er ſeine Tat, wo er ſich ihrer am meiſten hätte freuen ſollen, — bereute, und ſich doch gar zu kläglich geberdete.

Die Schwachheit, die er uns gezeigt,
Macht ihm (ich ſeh's an ihrem Achſelzücken)
Die nichts verzeihenden Katonen ungeneigt.
Mein Held verliert in wenig Augenblicken
Was noch vielleicht an ſeiner Tat
Verdienſtlich war. — Wer ſchafft für alles Rat?
Ich laſſe der Natur gern ihre kleinen Mängel;
Und freilich macht ein Schnitt noch keinen Engel!

Mit dieſen Worten ſucht der Dichter ſeinen Helden zu entſchuldigen; ich fürchte aber gar ſehr, daß er ſich hiebei, aus Furcht, die Tugend übermenſchlich zu malen, was man in früheren Zeiten ihm ſo oft vorwarf, in den entgegengeſezten Fehler verirrt hat, der Tugend allzuwenig zuzutrauen, indem er die Keuſchheit nicht einmal bei einem tugendhaften Verſchnittenen ſicher ſeyn läßt; wobei ihm der heilige Baſilius und eine lange Note von Bayle wol einen Streich geſpielt haben könten. Auffallend iſt es, daß ſich der Kombabus des Griechen weit

würdiger in dieſem Falle benimmt, dem allenfalls, wenn er keine betrunkene Königin vor ſich gehabt hätte, ſolch ein Betragen eher geziemt haben möchte. Wie mag aber, wer der Tugend ſolch ein Opfer zu bringen fähig war, hinterher ſo bejammern, daß er nicht die Tugend zum Opfer bringen kann? Dies können die ärgſten Beobachtungen des heiligen Baſilius nicht wahrſcheinlich machen, und ich begreife nicht, wie Wielanden dies hat entgehen können. Allein es kommt noch ſchlimmer: und hat der Dichter vorher die Kaſuiſten chikanirt, ſo können ihn dieſe jezt wieder chikaniren. Hat nämlich der heilige Baſilius richtig beobachtet, wie Wieland ſelbſt anzunehmen ſcheint, ſo iſt des Kombabus Tat ja nicht einmal ein vollgiltiger Beweis ſeiner Unſchuld. Indeß dies verſichert der Dichter ausdrücklich, und wir müſſen ihm glauben. Wie aber, was hat denn am Ende dieſe Tat anders verhindert als das gröbſte Verbrechen? Daß der tugendhafte Kombabus ſeinem königlichen Freunde

das Herz ſeiner Gemalin entwendet, macht ihm nicht die geringſte Sorge; der platoniſche Liebeshandel geht ſeinen Gang, weil nun einmal kein anderer anzuſpinnen war, und es iſt ein Glück für die Beſchuldigten, daß der König nicht ſo ſubtil raiſonnirte wie Bayle, und mit dem Körper ſeiner Gemalin vorlieb nahm.

Genug, je genauer ich dieſe Erzälung betrachte, deſto überzeugter werde ich, daß ſie, aus Mangel an Einheit des Grundtons, kein reines Ganzes geworden iſt, und wie aus widerſprechenden Elementen zuſammengeſezt erſcheint. Wie Wieland aber dazu gekommen ſey, einen Fehler zu begehen, vor welchem ſein Freund Horaz nicht genug warnen kann, das, ſcheint mir, kann nur aus einer damaligen Wendung ſeines Geiſtes erklärt werden, deren er ſich ſelbſt nicht genau bewußt war. Der Stoff reizte den Verfaſſer der Komiſchen Erzälungen, und dieſer würde ſich deſſelben wol auch ausſchließlich bemächtigt haben, wenn nicht ſein Geiſt eben jezt der Philoſophie vor-

züglich wäre zugewendet worden, die immer eine Art von ſkeptiſcher Laune bei ihm rege machte. So kämpften zwei Geiſter in ihm, deren jeder nach der Reihe die Oberhand behielt, bis kurz darauf der Dichter ſich mehr auf die Seite der Philoſophie neigte. Alles, was er noch in Erfurt ſchrieb, hat eine philoſophiſche Richtung.

Nicht aber blos Amts- und Berufshalber, ſondern aus dem innigſten Intereſſe wendete Wieland ſich zu der zweiten Freundin ſeiner Jugend, der Philoſophie, die eben um jene Zeit eine für den Menſchenfreund und den Dichter gleich erfreuliche Wendung zu nehmen im Begrif war. Der Einfluß Friedrichs von Preußen hatte dem Geiſte der britiſch-franzöſiſchen Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes nun auch in Teutſchland manchen Anhänger gewonnen; und wenn ſchon meiſtens nur unter ſolchen, die ohnehin eine franzöſiſche Bildung erhalten hatten, ſo ging doch von dieſen die Wirkung weiter und weiter. Unter den teut-

ſchen Philoſophen ſelbſt verlor ſich zuerſt die (an ihrem Orte doch nicht zu verwerfende) ſtrenge und ſteife Methode, ſo daß ſelbſt die lezten Anhänger der Wolfiſch-Baumgartenſchen Schule, Mendelsſohn und Sulzer, der Philoſophie auch außerhalb der Hörſäle durch einen würdig ſchönen Vortrag Gehör zu verſchaffen bemüht waren. Zu dem, was man ſpäterhin Popularphiloſophie genant hat, war hiemit der erſte Schritt geſchehen, und vielleicht geſchah durch die beiden Genanten auch noch der zweite und dritte, indem ſie das Gebiet der Pſychologie wenigſtens eben ſo ſehr anbauten als das der Metaphyſik. Mit der Form der Darſtellung auch den Stoff der Philoſophie zu verändern, das war einem Manne vorbehalten, den meines Wiſſens, außer Degerando's, noch keine Geſchichte der Philoſophie genant hat, und jede nennen ſolte, keinem andern nämlich als unſerm — Wieland, deſſen Einwirkung aus demſelben Grunde ſo bedeutend wurde, aus welchem er unbe-

merkt geblieben iſt, weil er nämlich kein Kompendium geſchrieben hat: und er ſchrieb vielleicht keins, weil er, wie Hamlet, zwiſchen Himmel und Erde ſo mancherlei bemerkte, wovon in den Kompendien nichts ſteht, wovon zu reden doch aber auch der Mühe wert ſey.

Zwei Merkwürdigkeiten jener Zeit gaben dem philoſophiſchen Forſchungsgeiſte Wielands ſeine beſondre Richtung, das, was Rouſſeau ſchrieb, und das, was Joſeph der Zweite tat oder wolte. Die intereſſanten Paradoxen des Genfer Philoſophen über den Naturſtand des Menſchen und über die Schädlichkeit der Wiſſenſchaften und Künſte veranlaßten bei Wieland, der über die Geſchichte der Menſchheit Vorleſungen hielt und ein eigenes Werk darüber zu ſchreiben vor hatte, ein eigenes Studium der Naturgeſchichte des ſittlichen Menſchen, und als Beiträge zu einer ſolchen ſind zu betrachten ſein kleiner Roman Koxkox und Kikeqvetzel, worin er Rouſ-

ſeau mit Voltaire's Waffen bekämpft, und drei gegen Rouſſeau gerichtete Abhandlungen: über den urſprünglichen Zuſtand des Menſchen; über die Verſuche, den wahren Stand der Natur des Menſchen zu entdecken; über die Behauptung, daß ungehemte Ausbildung der menſchlichen Gattung nachteilig ſey. Dieſe kleinen Schriften, ſämtlich im Jahre 1770 verfertigt, gab Wieland heraus unter dem Titel: Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen; *) und wenn dieſe jezt vielleicht durch ihren Inhalt weniger wichtig ſolten geworden

*) Machen jezt den 14ten Band der ſämtl. Werke aus, unter dem Titel: Beiträge z. geh. Geſch. d. Menſchheit. Die Reiſe des Prieſters Abulfauaris ins innere Afrika, ſo wie die Bekentniſſe des Abulfauaris (jezt im 15 Bd. der ſämtl. W.) waren in der erſten Ausgabe ebenfals damit verbunden, ſind jezt aber durch einen ſpäteren Aufſaz: über die vorgebliche Abnahme des menſchlichen Geſchlechts (vom Jahr 1777) davon getrent worden.

ſeyn, als ſie zur Zeit des erſten Erſcheinens unſtreitig waren, ſo werden ſie doch für den Geſchichtforſcher der Philoſophie ſtets wichtig bleiben, weil keine andere Schrift den damaligen Umſchwung der Philoſophie ſo genau bezeichnet als eben dieſe Beiträge, die ihn mit bewirken halfen. Der Uebergang der Philoſophie von dem Dogmatismus der Wolfiſchen Schule zu der eklektiſchen, wie ſie durch Feder, Platner, Eberhard, Garve, Meiners, Herder u. A. gebildet wurde, war nur durch eine Zwiſchenſtufe möglich, die wir eben bei Wieland kennen lernen. Hier finden wir den Einfluß der britiſch-franzöſiſchen Erfahrungsphiloſophie, die Neigung zur Anthropologie, welche durch das neu belebte Studium der Völkerkunde an Reiz und Gehalt eben damals ungemein gewann, die raiſonnirte Geſchichte, die zu unerwarteten Reſultaten über den Gang des Menſchen- und Nazionenlebens führte, und den Gemeinſinn als höchſten Richter in Sachen der Philoſophie, kurz alſo, alles das vereinigt, was

von England und Frankreich herüber die Geiſter zur Empfänglichkeit für das Neue geſtimmt haben mußte. Wieland fand damit um ſo leichteren und größeren Eingang, da er, den Weg verfolgend, den Shaftesbury, Addiſon, Steele, Bolingbroke, gegangen waren, ſeine Ueberzeugungen auf eine auch dem gebildeten Weltmann anziehende Weiſe mitteilte. Nächſt dem Stoffe aber, den er bearbeitete, nächſt der anziehenden Art der Darſtellung und der Form der Einkleidung, gewann Wieland noch größern Einfluß durch ſeinen Geiſt der unbefangenen Prüfung und ſeine Bayleſche Skepſis in Anſehung aller, ihrer Natur nach problematiſchen, Gegenſtände. Ohne ſelbſt ein wiſſenſchaftliches Syſtem der Philoſophie entworfen zu haben, bereitete er durch dieſe vereinten Eigenſchaften die bald darauf folgenden vor, bahnte ihnen als geſellſchaftlicher Schriftſteller den Weg, und kann demnach nicht mit Unrecht unter uns als Stifter der Philoſophie genant werden, die innerhalb ihrer Grenzen ſich des Namens der Popular-Philoſophie gar

nicht zu ſchämen hat. Es iſt hier nicht der Ort, über ihre Vorzüge und Mängel mich zu verbreiten, allein verſchweigen darf ich nicht, daß zu der Zeit, wo, und unter den Umſtänden, worin ſie unter uns entſtand, ſchwerlich irgend eine andere von ſo wohltätigen und erfreulichen Folgen würde geweſen ſeyn; und ich verſchweige dies nur darum nicht, weil der Dank für einen guten Teil dieſer Folgen Wielanden gebührt. Wohin deſſen eigenſtes und angelegenſtes Streben ging, das hat er ſelbſt in einer jener Abhandlungen uns genau bezeichnet.

Große Urſache haben wir, ſagt er, gegen alle und jede auf unſrer Hut zu ſeyn, die uns zu etwas ſchlechterm als Menſchen, ja ſogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns aus Hinterliſt oder misverſtandener guter Meinung, zu etwas beſſerem machen wollen. Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiß auch recht daran getan, daß ſie uns gerade ſo machte wie wir ſind; und warlich es iſt nicht ihre Schuld, wenn gewiſſe Leute,

aus einem ihnen ſelbſt unbewußten Fehler ihrer Augen, tauſend Schönheiten an der menſchlichen Natur überſchielen, oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler anſehen. Uns däucht, man ſolte die menſchliche Natur mit ſehr geſunden und ſehr ſcharfen Augen lange beobachtet, und ſehr fleißig, nicht in Syſtemen oder verfälſchten Urkunden, ſondern in der Natur ſelbſt ſtudirt haben, ehe man ſich anmaßen darf, ihre Auswüchſe und üppigen Schößlinge abſchneiden, und zuverläßig beſtimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit beſtehe. — — Alle Verderbniſſe der Menſchheit ſcheinen mir aus zwei Hauptwurzeln zu entſpringen, der Unterdrückung und der Ausgelaſſenheit, wovon jene Mutloſigkeit, Feigheit, Trübſinn, Aberglauben, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Hinterliſt, Ränkſucht, Neid und Grauſamkeit, dieſe alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Mutwillen, fanatiſche Schwärmerei, Herſchſucht und Gewalttätigkeit

hervorbringt. Die Verderbniſſe von der zwei=ten Klaſſe würden von ſelbſt wegfallen, wenn denen von der erſten durch das einzige mög=liche Mittel, durch eine weiſe Statsein=richtung und Geſezgebung, vorgebauet würde. Aber ungereimt iſt es, einigen dauer=haften Nuzen von den Maßnehmungen zu er=warten, welche man gegen dieſen oder jenen einzelnen Zweig der ſittlichen Verderbniß be=ſonders nimt, ſo lange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift oder angreifen darf; das iſt, ſo lange die menſchliche Natur unter den Feſſeln ſeufzt, in welche die Tyran=nei des Aberglaubens und wilkürlich ausgeüb=ter Statsgewalt ſie geſchmiedet hat. Bis da=hin ſcheint alles, was die Philoſophie — es ſey nun auf einem Thron oder auf einem Lehr=ſtul, aus dem Kabinet eines Miniſters oder eines Schriftſtellers — zum Beſten des menſch=lichen Geſchlechts, oder eines jeden Volkes, welches noch mehr oder weniger die Ketten des Aberglaubens und der wilkürlichen Gewalt

trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln, (welche das Uebel meiſtens nur ſo lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr ausbricht,) oder in Zubereitungen zu beſtehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbeſſerung näher gebracht werden. Dieſe gründliche Verbeſſerung ſcheint bei einem jeden Volke, das in der Ausbildung ſchon ſo weit vorgeſchritten iſt, um ihrer zu bedürfen und fähig zu ſeyn, demjenigen aufbehalten zu ſeyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Geſezgebung und Statsverfaſſung zu bewerkſtelligen, in welcher die Triebfedern der menſchlichen Natur auch die Triebfedern des Stats ſind; durch welche die möglichſte Freiheit mit der wenigſten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Intereſſe hat als das Beſte des gemeinen Weſens; wo die verſchiedenen Stände und Klaſſen zu ihrer Beſtimmung durch die zweckmäßigſten Inſtitute gebildet

werden, und die Geſeze nicht als Geſeze, ſondern als Gewonheiten ihre Wirkung tun; wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückſeligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenſtate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezalen, und dem Laſter ſo gut vorgebauet iſt, daß die Gerechtigkeit nur ſelten ſtrafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunſt, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, den Sitten unnachteilig, und nicht blos der Anteil einer kleinen Anzal privilegirter Glücklichen iſt; mit Einem Worte, wo dieſer lezte Wunſch eines jeden Menſchenfreundes, öffentliche Glückſeligkeit, nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, ſondern in den Geſichtern aller Bürger geſchrieben ſteht: — — eine Geſezgebung und Statsver-

faſſung, deren Möglichkeit nur ſolche leugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt ſind, zu ihrer Bewerkſtelligung mitzuwirken.

„Alles müßte mich betrügen, oder dieſe Säze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzal der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gelegen iſt, und welche entweder der Kern oder der Zweck, oder der Schlüſſel von oder zu allen meinen Werken, Rhapſodien, Geſchichten und Märchen in Proſe und Verſen ſind, dürften wol noch nicht ſo allgemein erkant und angenommen ſeyn, daß es überflüßig wäre, wenn ſich alle, an welchen der fromme Wunſch der Juvenaliſchen Amme

Sapere et fari quod sentias

erfüllt worden iſt, mit uns vereinigten, nicht müde zu werden, ſie in Proſe und Verſen, in Scherz und Ernſt, in beweiſender oder überredender Form, ſo lange vorzutragen, zu entwickeln und einzuſchärfen, — bis ſie end-

lich über lang oder kurz ihre wohltätige Wirkung tun werden." (Ueb. Rouſſ. urſpr. Zuſt. Bd. 14. S. 208. fgg.)

Wieland für ſeine Perſon iſt in Wahrheit nie müde worden, für dieſen Zweck zu wirken, und hätte damals ſein Eifer noch eines Sporns bedurft, ſo würde er ihn gefunden haben in dem Streben Joſephs, der durch die Art, wie er ſich ankündigte, alle nicht tag- und lichtſcheuen Geiſter zu den ſchönſten Hofnungen berechtigte. „Billig erwarten wir von Joſephs Zeiten alles was ſchön und groß und herrlich iſt. Glücklich wer gelebt hat, ſeine Tage zu ſehen, glücklich wer dazu erſehen iſt, in dem glorreichen Werke, ganze Nazionen zu bilden, zu erleuchten, und glücklich zu machen, ſein Gehilfe zu ſeyn!" So ſchrieb Wieland am 25. Aug. 1772 an den, auch als dramatiſchen Dichter bekanten, K. K. öſterr. geh. Rath und Vicekanzler, Freiherrn v. Gebler, ließ es aber nicht bei den guten Wünſchen, ſondern ſuchte kräftig mitzuwirken, indem er ſich den

Verfaſſern der Kyropädie, des Telemach und Beliſar würdig anſchloß. Er ſchrieb ſeinen Goldenen Spiegel oder die Könige von Scheſchian (1ſte Ausg. 1772. 4 Thle), „eine Art von ſummariſchem Auszuge des Nüzlichſten, was die Großen und Edeln einer geſitteten Nazion aus der Geſchichte der Menſchheit zu lernen haben": und wer hat je in dieſen goldenen Spiegel geblickt, ohne zu erkennen, daß es dieſelbe Idee war, welche Joſephen zum Handeln und Wielanden zum Schreiben begeiſterte? Daß den erkanten Gebrechen der Geſezgebung, Statsverfaſſung und Verwaltung abgeholfen, die Herſchaft des Papſtes gebrochen, Prieſter- und Mönchstum veredelt, religiöſe Duldſamkeit befördert, wahre Aufklärung verbreitet, und ſo das Glück der Völker und der Einzelnen dauerhaft begründet werden möchte, war die menſchenfreundliche Abſicht des Regenten und des Schriftſtellers. Wenn ich jemals (ſchreibt Wieland an den Herrn v. Gebler d. 19. Mai 1772) nach dem Beifall von

principibus viris geſtrebet habe, ſo geſchah es bei dieſem Werke, wodurch ich, unter dem Vehikel einer ergözenden Erzälung, große, gemeinnüzige, freimütige und zum Teil kühne Wahrheiten den Edeln und Großen unſerer Nazion unter die Augen geſtellt habe. Ew. — werden zu Ende des dritten Teils eine Stelle finden, die nur auf einen Fürſten, unter allen die je geweſen ſind, paßt. Schon ſeit geraumer Zeit ſuchte die bewunderungsvolle Liebe, die mein Herz, welches ſonſt ziemlich Ikonoklaſtiſche Geſinnungen zu hegen gewohnt iſt, für dieſen wahrhaft großen Herrn erfüllet, irgend einen Ausgang, und immer hielt mich die Beſorgniß zurück, die Welt möchte das, was ein bloſes Ueberfließen eines gerührten Herzens geweſen wäre, irgend einer Nebenabſicht beimeſſen, wovon mich doch alles weit entfernt. Aber da ſich in dem Fortgang meines Buches für Könige eine ſo natürliche Gelegenheit meinem Herzen Luft zu machen, und zugleich es auf eine von allem Ver-

dacht einiger Prätenſion gänzlich freie Art zu tun, anbot, konte ich nicht widerſtehen.“ *)

Wie Joſeph ſich bisweilen in den Maasregeln, ſo hat ſich Wieland hie und da in den Vorſchlägen geirrt, deren einige unausführbar, andere, wenn ſie ausgeführt würden, ſogar ſchädlich ſeyn dürften, wohin z. B. die ganze Einrichtung des Kaſtenweſens ohne Widerrede gehört (Bd. 7. S. 306. fg.): allein man bedenke auch, daß die Nachzeit ſelbſt an dem Verfehlten Beider gelernt hat. Und wie vielen Dank iſt ſie ihnen nicht ſchuldig für das, was beiden gelungen iſt? Iſt es bei einem Buche Wielands nötig, ſich in die Zeit zurück zu verſezen, worin es geſchrieben wurde, ſo iſt es bei dieſem goldenen Spiegel, welcher Misbräuche der mannichfaltigſten Art entdecken half. Wären ſie nicht entdeckt, nicht gerügt

*) Man findet dieſe Stelle in der alten Ausgabe B. 3. S. 196. in der neuen, wo der goldene Spiegel Bd. 6. und 7 der ſämtl. Werke ausmacht, Bd. 7. S. 137. fgg.

worden, ſo würden ſie noch nicht abgeſtellt ſeyn: ſind wir nun aber nicht undankbar, wenn wir dieſe Entſchleierungen, dieſe Rügen für unnötig erklären, weil ſie unſerer Zeit entbehrlich dünken? Wer die Ausfälle gegen die Bonzen und Yafaous für zu häufig, die Geſchichten von den Anhängern des blauen und des feuerfarbenen Affen für überflüßig erklärt, beweißt damit nur, er habe nicht bedacht, daß ein Jahr nach Erſcheinung des goldenen Spiegels der Jeſuiterorden aufgehoben wurde, daß in der proteſtantiſchen Kirche ſelber die Götze noch gewaltig lärmten, daß Leopold, gegen Ueberzeugung, die Schritte rückwärts tun mußte, die ſein Bruder Joſeph vorwärts getan, daß die alte Geiſtesſklaverei ſogar in Friedrichs Staten noch einmal das Meduſenhaupt erhob, daß — im Jahre der Freiheit 1814 die Geſpenſter hier der Jnqviſizion und dort des Jeſuitismus wieder aus den Gräbern erſtiegen, und daß die ganze Drachenſaat der Mönche wieder emporſproß, die der Verfaſſer der Briefe

über das Mönchswesen und der mit ihm verbundene Verfaſſer des goldenen Spiegels ſo glücklich niedergekämpft hatten. Konte das Schickſal die Recensenten ſchneidender recenſiren? Zu einer Zeit, wo ſelber Proteſtanten ſich nicht ſchämen, den Proteſtantismus zu läſtern; wo in der Rückkehr zur Finſterniß der alten Nacht allein uns Heil verheißen wird; wo eine argwöhniſche Politik der Schrift und Rede Freiheit hemte; — in einem Moment, wo es gilt, die Menſchheit zu erheben oder niederzuſchlagen auf Jahrhunderte hinaus; in einem Moment, über deſſen Anwendung die folgenden Geſchlechter uns ſegnen oder fluchen, hochachten oder verabſcheuen werden: o da ſtellt ihn doch ja wieder auf den goldenen Spiegel, blickt achtſam hinein, und vergleicht wol mit dem, was Wieland 1771 ſagte, alles, was von da bis 1815 geſchah. Klarer und immer klarer wird dadurch der Spiegel, ihr aber werdet mit Erſtaunen gewahr werden, wie dem Geiſte, der unbefangen die Vergangenheit und

Gegenwart ſah und beide begrif, auch die prophetiſche Gabe beiwohnte.

Manchen, die wol zum Teil nicht gern in den Spiegel ſehen mochten, hat der Namen deſſelben misfallen, und ſehr ernſthafte Leute haben ſehr ernſthaft verſichert, daß man von ſehr ernſthaften Dingen auch nur ſehr ernſthaft reden müſſe. Wie denn, auch auf die Gefahr hin, daß Schach Gebal dabei einſchläft? Ein anderer ſagt vielleicht, das Nicht-Einſchlafen ſey nicht genug verhindert, und für den Ernſt zu viel, für Scherz zu wenig getan. Und wer möchte leugnen, daß zwiſchen Einkleidung und Inhalt ein Misverhältniß ſey? Nur iſt es ſo auffallend, daß es Wielanden unmöglich entgehen konte, weshalb er denn ſeine Gründe gehabt haben mag, es nicht zu vermeiden. Sein Hauptgrund aber lag unſtreitig in ſeiner Ueberzeugung, daß die Großen und die Weiſen der Erde ſich wol zu keiner Zeit mit Herbeiführung eines die Menſchheit ehrenden Zuſtandes für die Menſchen all-

zugroße Mühe müßten gegeben haben, weil man ſonſt in ſechstauſend Jahren doch wol etwas weiter würde gekommen ſeyn. Darum ſtellte er ſeinen Schach Gebal, ſeine Sultanin und ſeinen Hofphiloſophen Daniſchmende als Repräſentanten aller deren hin, die bei allem guten Willen und aller gewonnenen Einſicht es — gehen ließen wie es ging, oder höchſtens einmal planlos zu unrechter Zeit und am unrechten Ort eingriffen. Daß es durch die Einführung dieſer Perſonen das Anſehen gewann, als habe es der Verfaſſer mit der Geſchichte von Scheſchian ſelbſt auf eine humoriſtiſche Vernichtung abgeſehen, war nun nicht ſeine Schuld, denn was konte Er dafür, daß die Sultane und Sultaninnen ſelbſt von leidlichem Schlage ſo ärgerlich kontraſtirten gegen die Vorſtellung, die man ſich von den Beförderern des Wahren und Guten macht? Und wie denn, wenn der ſchalkhafte Autor das, was man nur für den Namen des goldenen Spiegels hielt, als ein Paar Nebenſpiegel ange-

bracht hätte? Während der große Spiegel je- dem Betrachter die Scheſchianiſchen Begeben- heiten darſtelt, ſtralt der Nebenſpiegel ihm ſeine eigne Geſtalt zurück; und wenn er nun nicht vergleichen kann oder will, ſo — gebt den nur immer auf, dem es ſo nah gelegt war.

Uebrigens ſcheint Wieland allerdings bei Verfertigung dieſes goldenen Spiegels, ſo wie des kleinen Romans Koxkox und Kikèqvetzel, unter dem Einfluſſe zweier verſchiedener Gei- ſter geſtanden zu haben. Für den Hauptton hatte ihn Voltaire geſtimt, von der Triſtram Shandyſchen Laune aber, die ihn zum Amadis, zum verklagten Amor und ganz beſonders zum Diogenes begeiſtert hatte, war noch ſo viel in ſeiner Sele, daß ſie bei jeder Gelegenheit da- von wiederklang. Bei jenem kleinen Roman ſcheint dies nur gleichſam ruck- und ſtoßweiſe geſchehen zu ſeyn, bei Verfertigung des gol- denen Spiegels hergegen teilten ſie ſich beide förmlich in das Werk, wodurch es eben jenes ſonderbare Anſehen erhielt, das es — erhalten

ſolte. Es ſieht aus wie die Welt, worin ſo viel Weiſes geredet, und ſo wenig Weiſes getan wird; der Spiegel ſchmeichelt ja nie.

Wieland aber und Voltaire? — Man hat beide öfters mit einander verglichen, am beſten vielleicht die Frau v. Stael, wenn ſie ſagt, daß Wieland in ſeinen proſaiſchen Schriften mit Voltaire einige Aehnlichkeit habe. „Wieland aber, fährt ſie fort, iſt unendlich unterrichteter als Voltaire, und hat die Alten auf eine gelehrtere Weiſe ſtudirt als kein Dichter in Frankreich. Die Fehler und die Tugenden Wielands geſtatten ihm nicht, ſeinen Werken franzöſiſchen Reiz und Leichtigkeit zu geben. In ſeinen philoſophiſchen Romanen komt er beſtändig auf Entwickelung, Erörterung, Metaphyſik (was nämlich Franzoſen ſo nennen); macht es ſich zwar zur Pflicht, Blumen einzuflechten, allein man merkt es wol, daß er ſeiner natürlichen Neigung folgend die Gegenſtände lieber ergründete als darüber hinginge. Ernſt und Scherz ſind eins wie das andre in

Wielands Romanen zu ausgewirkt, als vereinigt werden zu können. Um Voltaire nachzuahmen, bedarf es einer ſpöttiſchen und philoſophiſchen Sorgloſigkeit, die gegen alles gleichgiltig macht, nur nicht gegen die pikante Art dieſe Sorgloſigkeit auszudrücken. Niemals kann ein Teutſcher zu jener glänzenden Freiheit der Scherzlaune (Plaiſanterie) gelangen; ihn feſſelt die Wahrheit zu ſehr, er will das Ding kennen und erklären wie es iſt, und wird, ſelbſt wenn er verdamliche Meinungen annimt, von einer geheimen Reue gegen ſeinen Willen aufgehalten. Die epikuriſche Philoſophie kleidet den teutſchen Geiſt nicht; er gibt dieſer Philoſophie einen dogmatiſchen Charakter, da ſie doch nur verführeriſch (!) iſt, wenn ſie in leichten Formen ſich darſtellt: ſo wie man ihr Grundſäze leiht, misfällt ſie allen."

So läge denn, ſelbſt nach dem Ausſpruch einer Franzöſin, in Wielands Sele mehr Ernſt und Tiefe als in der Sele Voltaire's, und Herder dürfte wol Recht haben, wenn er

ſagt, „den erſten habe man ſehr unzeitig mit Voltaire verglichen, der bei dem helleſten Kopf und der ſchlaueſten Gewandtheit doch nur ein wiziger Satyr war, und zwar im Grunde nur in Einer Manier des Wizes, die er tauſendfach zu verändern, und nach dem Geſchmack ſeines Zeitalters, ja wo möglich jeder Perſon in demſelben, zu modifiziren wußte. Die Muſe unſres Landsmannes iſt ein reinerer Genius, der in jeder Geſtalt, die er annimt, gewiß einen edleren Zweck hatte, als uns blos wizig zu amuſiren. Ein echter Jünger jener alten gaya ciencia, ob er uns nach Delphi oder Tarent, nach Sizilien oder Salerno, ins Faß des Diogenes oder an die Tafelrunde, nach Bagdad oder ins Feenland geleite. Der Geiſt der ſokratiſchen Schule verließ ihn ſelten: denn ſeine oft misverſtandene Philoſophie iſt am Ende doch Weisheit des Lebens." (Sämtl. W. z. ſch. L. u. K. B. 7. S. 393.)

Es könte wol ſeyn, daß beide ſelbſt da, wo ſie am ähnlichſten ſcheinen, doch ſehr verſchieden wären: was aber die genanten Werke Wielands und namentlich den goldenen Spiegel betrift, ſo iſt das Voltaireſche derſelben in Abſicht, Mitteln und Wirkung wol unverkenbar. Es galt Ausrottung der Vorurteile und Verfolgung des Aberglaubens, und was geſunder Verſtand, was Wiz und Beredſamkeit dagegen vermögen, wird aufgeboten, beſonders aber die Kunſt, die faſt nie ihren Zweck verfehlt, die Narrheiten in der Nähe mit denen in der Ferne, die gewohnten Vorurteile mit ähnlichen ungewohnten, die heimiſchen Erbärmlichkeiten mit fremden in einen ſo ſchneidenden Kontraſt zu bringen, daß man ſie wol erkennen, oder die Augen dagegen verſchließen muß. Hat Voltaire größere Leichtigkeit und Raſchheit, behendere Sprünge des Wizes und pikantere Einfälle voraus, ſo übertrift ihn Wieland an Bedachtſamkeit; und vielleicht hat gerade der Umſtand, daß Wieland ſich auch mit

Monteſqvieu verſtändigt hatte, nicht wenig dazu beigetragen, daß er, durch ſeinen goldenen Spiegel wenigſtens, in politiſcher und religiöſer Hinſicht für Teutſchland wurde, was Voltaire für einen großen Teil von Europa geworden iſt. Wäre dies Werk damals aus Frankreich gekommen, unſtreitig würde es dann einen nicht geringeren Ruf erhalten haben als Marmontels Beliſar. Es kam aber nur aus Teutſchland, damals dem Lande der franzöſiſchen Höfe, und mußte ſich begnügen mit dem beſcheidnen Glück, nur nicht überſehen zu werden.

Wieland in Weimar.

1772 — 1798.

Wieland ſchmeichelte ſich aber damals mit einer für die teutſche Literatur glücklicheren Periode, und ſchien der Meinung, daß ein teutſches London oder Paris in dieſer Hinſicht vorzügliche Wirkungen hervorbringen werde. Nur zwei große teutſche Städte hätten ſich um dieſe Ehre ſtreiten können, Berlin und Wien. Von Berlin aber erwartete Wieland wenigſtens ſo lange nichts, als es eine franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften und einen König haben würde, welcher die Literatur und Sprache ſeines Volkes geringſchäzte; auf Wien dagegen und auf Joſeph, wohin auch Klopſtock um jene

Zeit kräftig zu wirken ſuchte, war ſein Auge vorzüglich gerichtet: und in Wahrheit hatte es damals den Anſchein, als wolle das teutſche Kaiſerhaus ſich auch der Ehre des teutſchen Geiſtes annehmen. Noch war in angenehmer Erinnerung, mit welcher Achtung dort Winkelmann und die Zuſchrift von Klopſtocks Herrmannsſchlacht aufgenommen wurden, und man freute ſich des entworfenen Planes zu einer teutſchen Akademie. Hauptſächlich aus Furcht vor Religionsverfolgung zerſchlug ſich dieſer Plan freilich ſehr bald, indem man von allen proteſtantiſchen Gelehrten, die man nach Wien berief, abſchlägige Antwort erhielt, weshalb denn Riedel dahin berufen wurde, um, wie es in öffentlichen Blättern hieß, in ſolchen Geſchäften gebraucht zu werden, die für die Literatur unſers Vaterlandes von der größten Wichtigkeit ſeyn würden. Wenn die Wahl Riedels, eines zwar guten Kopfes, der aber noch keineswegs ein vorzügliches Anſehn hatte, ja in gewiſſer Hinſicht

verrufen war, vollends die Klopſtocke und Leßinge von jeder Teilnahme zurückhielt, ſo war ſie vielleicht bei Wieland, ungeachtet er von der Ueberſchäzung Riedels zurückgekommen war, doch um der freundſchaftlichen Verhältniſſe willen, in denen er mit ihm ſtand, ein Grund mehr, ſein Auge nach Wien zu richten. Indeß hatte doch auch Er mehr Wunſch als Hofnung, denn er ſchrieb an Riedel: „Wien, m. l. F., ſolte in Teutſchland ſeyn, was Paris in Frankreich iſt, und wir alle ſolten zu Wien ſeyn. Das wäre eine herrliche Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wol nichts daraus werden, und dann nos habebit humus.“ Wielanden ahnete, als er dieſe Worte ſchrieb, noch wenig, daß das Schickſal für die Ehre des teutſchen Geiſtes von einer ganz andern Seite her geſorgt habe, daß das, wonach ſein Blick ſehnſüchtig in der Ferne ſuchte, ſo nahe liege, und daß er ſelbſt auserwählt ſey, in einer mäßigen Stadt, mit und ohne ſein Wiſſen, einen Geiſterverein zu

ſtiften, auf welchen Vaterland und Ausland mit Bewunderung blicken ſolte.

In Erfurts Nähe lebte eine edle teutſche Fürſtin aus der Guelfen berühmtem Stamme, Anna Amalia, ſeit 1756 die Gemalin des Herzogs zu Sachſen-Weimar Ernſt Auguſt Conſtantin. Als ein zu früher Tod ihr im Jahre 1758 den geliebten Gemal entriſſen hatte, fand ſie in der Blüte der Jugend ſich doppelt ſchweren Sorgen dahin gegeben, der Pflicht der Regirung des Landes und der zarteren Mutterſorge für die Erziehung zwei geliebter Söhne. Mit Mut und Kraft hatte die junge Fürſtin in den gefahrvollen Zeiten des ſiebenjährigen Krieges das Steuer des Stafes gelenkt, und mit ſchönem Eifer die Wunden, die der Krieg ihm geſchlagen, wieder geheilt, als ſie mit Ernſt darauf bedacht war, des Landes Glück durch geiſtige Bildung auch für die Zukunft zu befördern und zu erhöhen. Wol wiſſend, daß beſonders hier die Sicherheit des Erfolgs in den Geſinnungen und der Bildung der Prinzen ruhe, hatte Anna

Amalia für dieſe ſtets vorzügliche Sorge getragen, und ſah mit mütterlichem Entzücken ihre und des Landes Hofnungen zur ſchönſten Blüte ſich entfalten. Es kam iezt noch darauf an, daß, was ſo ſchön begonnen hatte, gleich ſchön vollendet werden möchte. Der Sorge um einen Mann, dem ein ſo wichtiges Geſchäft unbedenklich anzuvertrauen ſey, begegnete der Freiherr v. Dalberg, der vor Kurzem als Statthalter nach Erfurt gekommen war; dieſer ſchlug einen Mann dazu vor, deſſen Kraft und redlichem Willen man auch ſofort vertraute, den Verfaſſer des Agathon und des goldenen Spiegels. „Ich bin, ſchreibt Wieland an den Fürſten Kauniz, von Ihrer Durchlaucht der Herzogin-Regentin von Sachſen-Weimar und Eiſenach zum Inſtruktor des Erbprinzen und des Prinzen ſeines Bruders berufen worden, um Geiſt und Herz dieſer liebenswürdigen Sproſſen eines erhabenen und dem Vaterlande werten Hauſes bilden zu helfen. In den für mich ehrenvolleſten Ausdrücken hat die Frau Herzogin-Regen-

tin ſelbſt um meine Entlaſſung bei Sr. Durchlaucht dem Kurfürſten zu Mainz nachgeſucht, und der Kurfürſt hat Ihr dieſelbe zugeſtanden, mit Hinzufügung der unzweideutigſten Ausdrücke der Zufriedenheit mit meinen Dienſten." An Riedel nach Wien ſchrieb er d. 11 Aug. 1772: „Ich habe bereits meine Entlaſſung. Ich bekomme, ſo lang ich die Ehre habe, Inſtruktor des Erbprinzen zu ſeyn, 1000 Rthlr. appointement und finito hoc curriculo, i. e. vom 3 September 1775 an jährlich usque ad diem obitus 600 Rthlr. pension cum libera zu leben wo ich will. Sie ſehen, daß ich mich eher verbeſſert als verſchlimmert habe. Von Mainz bin ich ſehr ungerne aber doch ſehr edel entlaſſen worden, wie Sie aus beiliegendem Kopia-Schreiben von Sr. K. Gn. an die Fr. H. zu W. erfahren werden. Quoique il en soit je serai toujours aux ordres de Joseph II. mon Souverain né, dés qu'il lui viendra en tête de m'avoir. C'est mon Tifan; ou pour parler plus juste, c'est mon Héros, je l'aime

et c'est un sentiment qu'il partage avec bien peu de Potentats in Christendom." Als Wieland dieſe Zeilen ſchrieb, kante er noch die Herzogin-Regentin, kante er noch den Erbprinzen, den würdigen Sohn dieſer Mutter, kante er noch den Ton des Hofes nicht, der um beide ſich gebildet hatte. Seit er im Oktober 1772, mit dem Charakter eines S. Weimariſchen Hofraths und Beibehaltung des Charakters eines Kur-Mainziſchen Regirungsrathes, nach Weimar abgegangen war, und einige Jahre Gelegenheit gehabt hatte, dieſes näher kennen zu lernen, veränderte ſich zwar ſeine Hochachtung für Joſeph ſo wenig, als er ſeine von Wien gefaßte Hofnung gänzlich oder für immer aufgab, allein wol gab er den Entſchluß auf, Weimar je mit Wien zu vertauſchen. Dieſe Geſinnung erklärt er unumwunden in einem Briefe vom 7 April 1775 an den Statsrath v. Gebler, worin er ſagt: „Daß müßige Leute in Wien nicht gewußt haben, was ſie aus mir machen ſollen, nachdem ſie geſehen,

daß unſer junger Herzog nun keinen Inſtruk-
tor mehr braucht, und alſo die Gelegenheit er-
griffen haben, Albernheiten auf meine Rech-
nung auszuſtreuen, wundert mich noch weni-
ger, als warum der Frankfurter Zeitungsſchrei-
ber mich ſchon zu zwei verſchiedenen Malen
ohne mein Vorwiſſen nach Wien transportirt,
welches man vermutlich als eine allgemeine Zu-
flucht Herren- und Dienſtloſer Leute anſieht.
Verſichern Sie geradezu, daß Ihr Freund Wie-
land, ein Mann, der gern Verſe macht, ohne
alle Ambizion iſt, und im häuslichen Glück ſein
höchſtes Gut ſezt, mit ſeinem Zuſtande zu Wei-
mar zu wol zufrieden iſt, um dieſen Ort an-
ders als im Tode zu verlaſſen. Das Uebrige
— meine Liebe zu einem jungen Fürſten, der
einer Krone Ehre machen würde, und ſeine
Liebe zu mir — iſt etwas zwiſchen Ihm und
mir, das die Welt nichts angeht, und wovon
ſie auch nie etwas hören ſoll, — weil ich kein
Voltaire bin. Aber wenigſtens iſt es ein gro-
ßes Motiv mehr, in Weimar zu leben. Wien

ſolte freilich, als die Kaiſerſtadt, als die Hauptſtadt eines Fürſten, der (auch ohne Kaiſerwürde) einer der erſten Monarchen des Erdbodens iſt, billig Teutſchlands Hauptſtadt, und als dieſe in Abſicht der Wiſſenſchaften, der Künſte, des Geſchmacks und der Sprache eben das ſeyn, was Paris und London ſind. Allein damit dies möglich ſey, müßte erſt Toleranz und Freiheit der Preſſe und des Buchhandels eingeführt und unwiderſprechlich gegründet ſeyn; und von dieſer Epoche ſind wir, denke ich, noch ſehr ferne."

Weimar war, als Wieland dahin kam, noch ein ziemlich unſcheinbarer Ort, allein auch damals ſchon vereinigte er das Meiſte von dem, was einen Geiſt wie Wieland anziehen und erfreuen mußte. Um eine geiſtreiche, liebenswürdige Fürſtin, und einen genialen, vom kräftigſten Geiſt und dem beſten Willen beſeelten, Erbprinzen hatte ſich ein auserleſener Zirkel gebildet, und ſchweſterlich vereinigten ſich Poeſie, Muſik und Schauſpielkunſt, das Le-

ben ihrer erhabenen Beſchüzerin zu erheitern. Schweizer ſtand hier an der Spize der Kapelle, und die kleine im Schloß errichtete Bühne, wo dem Publikum ein unentgeldlicher Zutritt geſtattet war, durfte mit Recht die erſte Teutſchlands geprießen werden, indem hier die vorzüglichen Talente Eckhoffs glänzten, und dieſen zur Seite ein Seiler, Böckh, Brandes, eine Mecour u. A. ſtanden. Hof und Stadt aber, wie manches ſchöne Talent, wie viele Geiſter voll regen Strebens und des lauterſten Intereſſe für Literatur und Kunſt, vereinigten ſie nicht! Ich darf wol nur an Siegmund von Seckendorf, Baron Bachoff von Echt und Muſäus *) erinnern; v. Einſiedel, v. Knebel, v. Voigt und Bertuch, die nachher alle, wiewol in verſchiedenen Kreiſen, ſich Ruhm erworben haben, ſtanden damals als jüngere Männer in der Blüte des Lebens

*) Der gute, ſich ſelbſt nicht vertrauende, Muſäus hatte indeß viele Jahre lang nicht den Mut, ſich Wielanden zu nähern.

und Strebens. Auch Schmidt, berühmter geworden durch Klopſtocks Lob und deſſen Liebe zu ſeiner Schweſter Fanny als durch ſeine Muſenkünſte, denen er als Geſchäftsmann ganz entſagt zu haben ſcheint, lebte hier, ich weiß aber nicht, ob jemals in näherer Berührung mit Wieland. Genug, dieſer fand ſich in einen Kreis verſezt, wie er dem Genie zur Belebung und Ermunterung am wünſchenswerteſten iſt. Zu ſeiner erhöhten Heiterkeit trug dies nicht wenig bei, und dieſe hatte wieder den vorteilhafteſten Einfluß auf ſeine bis dahin oft wankende Geſundheit. Mehr als einmal hat er mir geſagt, daß ſein vierzigſtes Jahr der Zeitpunkt geweſen, wo er von keinen Anwandlungen der Hypochondrie mehr gelitten, und überhaupt in einen Zuſtand dauernder Geſundheit gekommen ſey. Was er mir zu einer andern Zeit erklärte, daß nämlich die Zeit um das vierzigſte Jahr die ſchönſte Periode für den Schöpfer von Geiſteswerken ſey, wird jeder leicht als eine Folge des Vorigen erklären.

Ungeachtet aber Wieland nun an einem Hofe lebte, ſo ſcheint es doch, der Hof habe ſo wenig Einfluß auf ſeine Dichtungen gehabt als auf ſeinen Charakter, in welchem er ſich unverändert treu blieb, und ſich dadurch als einen echten Weiſen bewährte. Zu dem, was man ſonſt wol unter einem Hofdichter zu verſtehen pflegt, paßte darum in der Welt niemand weniger als Wieland, der denn auch ſein Talent für den unmittelbaren Gebrauch des Hofes nie verwendete, wie ſehr es ihm auch Freude machte, wenn die Eingebungen ſeines Genius geeignet waren, ſeinen erhabenen Gönnern Erholung von ernſteren Sorgen zu gewähren. Nur wenn das eigene Herz ihn trieb, ſang er für den Hof, aber auch dann immer in ſeinem Charakter. Auf ſolche Weiſe entſtanden jezt zwei dramatiſche Gedichte von ihm: die Wahl des Herkules, welche im Jahr 1773 zum ſiebzehnten Geburtstage ſeines fürſtlichen Eleven, und ſeine Alceſte, die in eben dem Jahr d. 29 Mai auf dem Weimari-

ſchen Hoftheater aufgeführt, und bald darauf in ganz Teutſchland mit rauſchendem Beifall aufgenommen wurde.

Da ſehen wir denn Wielanden auf einmal wieder im dramatiſchen Gebiet, in eben dem, wohin nach ſeinem eigenen Geſtändniß die Natur ihn nicht berufen hatte. Gleichwol gelang es ihm auch hier, ein wolverdientes Lorberreis zu pflücken, denn er baute in dieſem Gebiet ein eigenes Feld an. Die Neigung, die er zu dem melodiſchen Metaſtaſio hegte, ſeine Liebe zur Muſik, — er ſpielte ſelber das Klavier fertig und mit Ausdruck, und konte wol unter die Kenner der Muſik gerechnet werden, — und nun in Weimar ſeine vertraute Bekantſchaft mit Schweizer, deſſen Kompoſizionen von eben ſo tiefer Gründlichkeit als ſeltner Anmut zeugten, dies alles vereinigte ſich, ihn immer mehr für das Singſpiel zu begeiſtern, auch damit er zeige, die teutſche Sprache ſey melodiſch und ſangbar wie die welſche, und beides weit mehr als die näſelnde Franzöſin.

Er führte ſeinen Vorſaz aus wie ein echter Teutſcher, nach Grundſäzen, die unſtreitig denen des Grafen Algarotti vorzuziehen und überhaupt auf das wahre Weſen gerichtet ſind. Er zeigte: „daß dem Dichter eines Singſpiels zur Wal ſeines Stoffes nicht nur die Griechiſche Götter- Helden- und Hirtenwelt nebſt der neueren Ritterzeit, ſondern ſogar die wirkliche Geſchichte offen ſtehe; daß aber darum nicht jedes Sujet aus einem dieſer Felder tauglich ſey, ſondern die Wal des Dichters nur auf ſolche fallen müſſe, welche der muſikaliſchen Behandlung fähig ſind; daß er alſo 1) alle diejenigen bei Seite legen müſſe, die, entweder wegen der Natur der Handlung, oder weil ſie gar zu verwickelt und mit zu viel Begebenheiten beladen ſind, ſich beſſer zur Tragödie als zum Singſpiele ſchicken; daß er 2) in der Wal ſelbſt für ſolche Karakter, Leidenſchaften und Situazionen ſich entſcheiden müſſe, die durch die muſikaliſche Verſchönerung nichts er Warheit verlieren; daß er 3) den

Plan ſo einfach anlegen, und auf ſo wenige Perſonen als möglich einſchränken, und ſchlechterdings, wo nicht alle Epiſoden, doch alle ſolche vermeiden müſſe, die das Hauptintereſſe, anſtatt es zu erhöhen, ſchwächen würden; endlich 4) daß er hauptſächlich dahin zu arbeiten habe, ſeine Perſonen mehr in Empfindung und innerer Gemütsbewegung als in äußerlicher Handlung darzuſtellen." Gemäß dieſen an ſich ſelbſt ganz einleuchtenden Grundſäzen, die er in einigen Abhandlungen über das teutſche Singſpiel bei dieſer Gelegenheit aufſtellte, und die auch jezo noch zu dem Beherzigenswerteſten gehören, was hierüber geſchrieben iſt, (S. Bd. 26 der ſämtl. W.) arbeitete Wieland die ſeinigen, die man wenigſtens in gewiſſer Hinſicht die erſten teutſchen Singſpiele (opera seria) nennen kann. Mag es ſeyn, daß zu der außerordentlichen Wirkung, die ſie hervorbrachten, die Muſik Schweizers, der allerdings den Dichter volkommen erreicht, ja hie und da an Empfindung und Ausdruck wol gar übertroffen hat, das Meiſte beigetragen habe; leugnen

kann man aber doch nicht, daß dieſe Wielandiſchen Singſpiele auch jezt noch zu dem Beſten gehören, was wir in dieſer Gattung beſizen *). Wolte jemand ſagen, daß dieſes Lob nicht ſonderlich groß ſey, ſo würde ich ihm erwiedern: deſto rühmlicher für Wieland, daß er zu einer Zeit, wo man geringere Anſprüche gemacht hätte, von ſich ſelbſt mehr foderte, und in den erſten Verſuchen an Einheit des Tons, Reinigkeit des Ausdrucks, Glätte des Stils und Melodie der Verſe ſo viel leiſtete, daß man ihn dem Metaſtaſio zur Seite und ſeinen Nachfolgern noch immer als Muſter aufſtellen kann. War es ein Wunder, daß dieſer Erſcheinung der lauteſte Beifall des Volks zurauſchte? Zu einem Beweiſe von dem tiefen Eindruck, den ſie machte, kann wol dienen, daß mehrere Stellen aus der Alceſte zu Sprichwörtern im Munde des Volks geworden ſind, z. B.

*) Mir aus der Sele geſchrieben iſt, was darüber Glo. Adolf Wagner in ſeiner Ausgabe der Alcestis Euripidea (Lpz. 1800) S. 32. fgg. geſagt hat.

O! der iſt nicht vom Schickſal ganz verlaſſen,
Dem in der Noth ein Freund zum Troſt erſcheint.

Unſtreitig alſo erwarb ſich Wieland durch ſeine Singſpiele ein neues, bedeutendes Verdienſt um die vaterländiſche Poeſie, und dieſes wäre das erſte, welches der Hof zu Weimar veranlaßt hatte. Ohne es ſelbſt zu wiſſen gab aber Wieland durch ein anderes Unternehmen dieſem Hofe noch mehr Gelegenheit zu ähnlichen Verdienſten, durch welche Weimar einen glänzenden Vorzug über Wien und Berlin erhielt, ja für Teutſchlands Literatur und Kultur mehr wurde als das teutſche Paris oder London, — nämlich das teutſche Athen. Mancher verwundert ſich vielleicht, wenn er hört, die erſte Urſache ſo glänzender Wirkungen ſey nichts anderes geweſen als der Teutſche Merkur, und doch iſt nichts gewiſſer. Es iſt alſo der Mühe wert, bei ihm ein wenig länger zu verweilen.

Zwei Umſtände wirkten bei Wieland zuſam-

men, ihm die Herausgabe dieſer Zeitſchrift recht nah ans Herz zu legen. Von allen ſeinen Schriften, die doch von einem Ende Teutſchlands bis zum andern geleſen wurden, hatte er bisher nur einen ziemlich unbedeutenden Gewinn gezogen. Was an ſich zu beherzigen billig war, daß der Verfaſſer von Geiſteswerken gegen den Verleger derſelben in Anſehung des Gewinnes nicht allzuſehr in Nachteil kommen möchte, wurde Wielanden, da er Hausvater war und nur auf ein mäßiges Einkommen rechnen konte *), zu beherzigen Pflicht. Dieſem zu Folge entſchloß er ſich, eine Zeitſchrift nicht nur herauszugeben, ſondern auch, im Vertrauen auf die Teilname des Publikum, ſelbſt zu verlegen. Schon ſein Intereſſe erheiſchte demnach, das Publikum durch das Intereſſante, den Gehalt und Wert der Zeitſchrift, für ſie zu

*) Hier muß ich aber in Beziehung auf eine vorhergehende Stelle bemerken, daß der edle Herzog Wielanden Zeitlebens ſeinen als Inſtruktor bezogenen Gehalt von 1000 Thlr. ließ.

gewinnen. Seiner Abſicht nach ſolte ſie für Teutſchland eben das werden, was der damals ſo beliebte und berühmte Mercure de France für Frankreich war, ja noch mehr, und dieſe Abſicht ſprach er ſogleich durch den Titel aus, welcher an die franzöſiſche Zeitſchrift erinnerte und erinnern ſolte. Wenn es ihm gelänge, den Teutſchen Merkur zu einem wirkſamen Mittel zu machen, den Flor unſerer Literatur zu befördern, und dies hatte er ſich durch Darſtellung ſowol als Kritik zu erreichen vorgeſezt, ſo hofte er, man würde ſich vielleicht auch am Kaiſerhof erinnern, wie ſehr ſich der Mercure de France des Schuzes und der Teilname des franzöſiſchen Hofes erfreue. Allein auch hierin fand er ſich getäuſcht, wie in manchem andern Punkte mehr. Die Buchhändler legten ſeinem Unternehmen alle nur möglichen Hinderniſſe in den Weg; die erſten Bände des Merkurs wurden nachgedruckt, ohne daß man ihm Sicherheit gegen die Räuber gegeben hätte; ja es felte wenig, ſo wäre

der Merkur in Wien verboten worden, wie es dem unſchuldigen Agathon geſchehen war. „Ich getraue mir, ſchrieb Wieland, aus dem teutſchen Merkur ein ungemein gemeinnüziges Inſtitut zu machen; aber wenn dies möglich ſeyn ſoll, muß das Publikum etwas weniger Kaltſinn und etwas mehr Nazionalgeiſt zeigen.“ Und ein andermal: „Der teutſche Merkur macht gegenwärtig eines der literariſchen Phänomene aus, welche die Aufmerkſamkeit des leſenden Publikums beſchäftigen. Ich habe etwas unternommen, das vielleicht über meine Kräfte geht; denn wie ſoll ich es anfangen, um eine ſo große Menge von Leſern, die an Fähigkeit, Denkart und Geſchmack ſo unendlich verſchieden ſind, zugleich zu befriedigen? Eben das, was dem einen das Schönſte und Beſte däucht, iſt dem andern gleichgiltig, ja wol gar ekelhaft. Indeſſen da ich nun einmal über den Rubikon gegangen bin, will ich mein Möglichſtes tun, um das Abenteuer glücklich zu beſtehen.“

Von härteren Kämpfen, die ihm nahe bevorſtanden, hatte Wieland noch keine Ahnung. Ich rede hier nicht von gewiſſen Angriffen auf ihn, welche Ziegra in ſeiner ſogenanten ſchwarzen Zeitung, und der Hofrath Wittenberg als damaliger Herausgeber des Hamburgiſchen Correſpondenten und Altonaiſchen Reichspoſtreuters machten, denn beide ſind der verdienten Vergeſſenheit längſt übergeben und wurden von Wieland verachtet, ſondern von jenen Angriffen, die darum kaum vermeidlich waren, weil Wieland mit ſeinem Unternehmen in eine Zeit der Kriſis gekommen war, durch welche eine der wichtigſten Umwandlungen auf dem teutſchen Parnaß bewirkt werden ſelte. Durch eine Art von Uebereinkunft hatte man ſich bis dahin gewöhnt, diejenigen Dichter, die ſeit der Zeit des ſiebenjährigen Krieges die Morgenröte eines neuen Tages herauf geführt hatten, für unſere Klaſſiker zu halten, und datirte von ihnen an das goldene Zeitalter unſerer Literatur. Wer hätte es denen verargen mögen, die

darin lebten, daß ſie, für ihre gewiß ſehr dankenswerten Bemühungen, dieſes einzigen Soldes, das ihnen dafür zu Teil ward, ſich erfreuten; hätten ſie nur nicht gleich von Silber geſprochen, wenn etwas kam, was dem Ihrigen nicht ähnlich ſah; hätten ſie nur nicht in dem Zeitalter unſerer erſt werdenden Literatur auf ihr Anſehen, als ein klaſſiſches, pochen wollen. Ihr klaſſiſches Anſehen konte ſich doch auf nichts anderes ſtüzen als auf das Anſehen der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker, deren Nachahmer ſie waren, und das würde allerdings ſehr viel geweſen ſeyn, wenn ſie nicht unglücklicher Weiſe dieſe ewigen Muſter nur durch die Augen des Ariſtoteles geſehen hätten, dem ſie, was noch ſchlimmer war, eine franzöſiſche Brille aufgeſezt hatten. Leßings Proteſtazionen gegen dieſe franzöſiſche Kunſtkritik kante man freilich, ſchien aber nicht bedacht zu haben, wohin und wie weit ſie führen würden und müßten. Deshalb dachte kaum einer wie er: „Ich dächte, wir machten uns

die guten Köpfe, welche heranwachſen, ja auf alle Weiſe zu Freunden. Sie möchten ſonſt, anſtatt blos in unſere Fußſtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten.“ Eben aber um die Zeit, worin der teutſche Merkur begann, entſtanden zwei Parteien, die beide von dem Gefühl des anch' io son pittore! kräftig beſeelt, gar nicht übel Luſt dazu bezeigten, die Frankfurter nämlich und die Göttinger, die, wie verſchieden ſonſt, doch in der Teutſchheit zuſammentrafen. Ohne noch von einander zu wiſſen, hatten beide aus dieſem Grunde Partei gegen Wieland genommen, der ihnen, obwol Herausgeber des teutſchen Merkur, doch der Teutſchheit zu ermangeln ſchien.

Wer kent den ſchönen Bund nicht, welchen in Göttingen damals, gleichſam unter Boie's Leitung, Bürger, Hölty, Voß, die Grafen Stollberge, Miller, u. A. ſchloſſen. Zu jener Zeit des erſten feurigſten Emporſtrebens war jener ſchöne Bund erwählter Jünglinge, die in ſo mancher noch neuen Tonart ſich verſuchten, von zwei

Gegenſtänden vorzüglich begeiſtert, von Vaterland und Klopſtock. Jugendlicher Enthuſiasmus pflegt ausſchließend zu ſeyn, und da nun nicht leicht etwas entgegengeſetzter war als Klopſtocks Ernſt und Wielands Scherz, des Erſtern tiefes Gemüt und des Andern Ironie, Klopſtocks Geiſtigkeit und Wielands Menſchlichkeit, ſo war es bald geſchehen, daß man, um der Würde des Einen willen die Anmut des Andern geringer ſchäzte. Wenn man Wielanden verurteilte, ſo glaubte man nur voll edlen Unwillens auf den Leichtſinn zu ſeyn, der Ernſt und Gefül für Großes hinwegtändelte. In ſolcher Stimmung waren die Jünglinge auch, da ſie einſtmals, bei der Feier von Klopſtocks Geburtstag, kein beſſeres Opfer wußten als die Komiſchen Erzälungen, die, nebſt des Dichters unſchuldigem Bildniß aus einem Taſchenbuch, den Flammen übergeben wurden. Bei dieſer Gelegenheit ſchwebte man freilich in den Höhen der Begeiſterung, denn Vater Klopſtock und Vater Rhein hatten dop-

pelt warm gemacht; allein auch nüchternen Mutes hätte man nicht gerecht zu ſeyn vermocht, und es bedurfte nur eines kleinen Anreizes, um auch da den vermeintlich edlen Unwillen losbrechen zu machen. Dieſer kleine Anreiz blieb nicht aus, und kam von Klopſtock ſelber, der in ſeiner deutſchen Gelehrtenrepublik (S. 165) als Wundergeſchichte Folgendes erzälte. „Es war einmal ein Mann, der viel ausländiſche Schriften las, und ſelbſt Bücher ſchrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Roſſen, bald auf ihren Roſſinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele ſeiner gutherzigen und unbeleſenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zuſammenhinge; aber überall kamen ſie ihm gleichwol nicht auf die Spur. Und wie konnten ſie auch? Es war ja unmöglich in jeden Kälberſtall der Ausländer zu gehen." Wieland fühlte ſich durch dieſen An-

griff um ſo empfindlicher gekränkt, je größer und reiner ſeine Verehrung des Mannes geweſen war, von welchem er kam, und er konte diesmal nicht unterlaſſen, bei Gelegenheit eine kleine Rache zu nehmen. Unter den ſchlimmen Folgen, welche die Verbannung Amors für den ganzen Olymp gehabt, zälte er auch folgende mit auf (Verklagter Amor Geſ. 5. V. 148 fgg.):

Die Muſen krähen uns in fremden rauhen Tönen
Kamtſchatkiſche Geſänge vor,
Entſagen, um neu zu ſeyn, dem Schönen,
Betäuben den Verſtand und martern unſer Ohr.
Es hieß ſogar (wir wollen Beſſeres hoffen!)
Sie hätten einſt in dickem Gerſtenſaft
Mit Wodans wilder Brüderſchaft
Aus Menſchenſchädeln ſich beſoffen.

Man ſieht, daß Wielands Spott gegen das damals lermende Bardengebrüll gerichtet iſt, welches Klopſtock freilich nicht ſelbſt angeſtimmt, aber doch veranlaßt hatte. Im Grunde traf der Spott eigentlich Gerſtenbergen, welcher weder tändelnd noch als Barde Wielands

ſonderlichen Beifall hatte, und nicht jene Göttinger Jünglinge, die denn aber doch der Sache ſich anzunehmen ſchienen. Wenigſtens enthielt der Göttingiſche Muſenalmanach für 1775 Epigramme von Voß gegen Wieland gerichtet, und der Merkur wurde manchem genialen Mutwillen blosgeſtellt. Um das vermeinte Ausländern deſſelben zu verſpotten, trieb auch Hölty manchen Scherz mit ihm, wovon deſſen Parodie des Jacobiſchen Liedes, mit welchem der Merkur anhub, bekant genug iſt.

Und was tat Wieland? — So viel ich weiß, beſchränkt ſich alles, was er tat, auf folgende Erklärung. „Ich bin ſehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthuſiasmus liebenden Voß das geringſte von den Uebeln ſind, wozu ich die gelegentliche Urſache geweſen ſeyn mag. Denn dieſen jungen Mann entſchuldige ich. Er tat in ſeinem Eifer das nämliche an mir, was ich vor vier und zwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichen Eifer an Anakreon,

Arioſt, Guarini und andern wackern Männern tat: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Laſſen Sie ihn älter werden, und es wird ihn ſo gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geſchrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Beſtimmung eines ſchönen Geiſtes mit ſo viel unbeſtimmten Halbwahrheiten, ſo unreifen Urteilen und ſo unbilligen Ausfällen auf unſchuldige Leute angefüllt zu haben; wiewol dies alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Urſache geſchah, als weil die Schwärmerei (wie die Liebe) blind iſt, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates ſeyn kann.“ (Sämtl. Schr. Bd. 30 S. 439 fg.)

Wichtiger und folgenreicher war der Zuſammenſtoß, in welchen Wieland mit der Frankfurter Partei geriet, an deren Spitze Göthe und gewiſſermaßen Herder ſtanden, ob-

gleich dieſer nicht in Frankfurt ſelbſt lebte. Eigentlich waren es zwei Punkte, wodurch dieſe Partei zu Wielands Gegnern werden mußte, der religiöſe, weil jene mehr oder weniger den Gefühlsglauben hegten, während Wieland auch in Angelegenheiten der Religion Ueberzeugung des geſunden Menſchenverſtandes verlangte, und der äſthetiſche, oder vielmehr der kritiſche, denn im Grunde war man nicht ſowol gegen den Dichter als gegen den Kritiker Wieland. Da indeß der erſte Punkt wenigſtens öffentlich nicht zwiſchen beiden zur Sprache gekommen iſt, ſo haben wir hier nur den zweiten zu berückſichtigen. Hiebei ſcheint mir aber nötig, ein Wort über Wielands Verhältniß zur Kritik und die Kritik ſeiner Zeit überhaupt voraus zu ſchicken.

Wirft man einen aufmerkſamen Blick in die Zeit, worin Wieland zuerſt als Dichter auftrat, ſo kann man die Periode des Naturalismus unmöglich verkennen. Ein bedeutender Mangel ſticht überall hervor; man wußte näm-

lich nirgend von einem höchſten Prinzip der Poeſie. Die Schweizer Kunſtrichter machten rhapſodiſche Bemerkungen über einzelne Erfo⸗derniſſe der Poeſie, zum Teil recht gute und glückliche, aber ohne den Geiſt derſelben im Ganzen und Weſentlichen aufzufaſſen. Die in Leipzig erſchienenen Beluſtigungen des Verſtandes und Wizes, ſo wie die ſpäteren Bremiſchen Beiträge zeigen uns das Zeitalter lediglich auf dem Standpunkte grammatiſcher Kritik, bei welchem man überall von dem Prinzip der Korrekzion ausging. Vielleicht daß man, ſich ſelbſt überlaſſen, noch längere Zeit in dieſem Kreiſe ſich verſucht hätte, allein das Anſchmiegen an das Altertum, aus welchem man einen Kodex der Kunſtgeſeze in die neue Zeit herüber nahm, verhinderte das Wagen völlig neuer Verſuche. Kaum war man daher mit der, zur Zeit des Beginns einer neuen Bildung der Sprache und des Ausdrucks ſo notwendigen, Feile und Korrektheit ziemlich im Reinen, als man darauf be⸗

dacht war, aus den Muſtern der Griechen und Römer nun auch die, Anordnung, äußere Form, Gleichförmigkeit und Einheit betreffenden, Regeln und Geſeze abzuziehen, und als Muſter für Teutſchland aufzuſtellen. Hiedurch ſchmeichelte man ſich um ſo mehr, das goldne Zeitalter teutſcher Poeſie herbeizuführen, je mehr man die Muſter des goldenen Zeitalters der franzöſiſchen Literatur ins Auge faßte. Mit Batteux kam die ganze franzöſiſche Technik zu uns herüber, und die Meiſten überredeten ſich, wahrhaft griechiſche Technik in ihr zu haben. Als Prinzip der Poeſie predigte man Nachahmung der Natur, denn auch die Natur hat ja ihre Technik. Einige zwar gingen zu Baumgarten über, allein Batteux wurde dadurch nichts weniger als verdrängt, denn des teutſchen Philoſophen Einheit in Mannichfaltigkeit vertrug ſich gut genug mit der franzöſiſchen Technik, und die nachgeahmte Natur war es ja eben, die uns als Mannichfaltigkeit in Einheit dargeſtellt werden ſolte.

Man heftete ſich alſo bei Beurteilung poetiſcher Werke an die herkomliche techniſche Form, und beſtimte nach dieſer, meiſt zufällig genug, auch die Dichtungsarten. Dieſe Grundſätze waren ſo feſt gewurzelt, daß Leßing mit ihrer Ausrottung volle Arbeit bekam, und ausgerottet mußten ſie doch werden, weil jeder, den wahres Dichtergefühl belebte, wol fühlte, und jeder, der auch außerhalb des abgeſteckten Kreiſes ſich umgeſehen hatte, wol einſah, daß ſolche Leitſterne doch ſehr trüglich ſeyen. Allmälich ſchlug man alſo einen andern Weg ein, beſonders in zwei Zeitſchriften, an denen Leßing mehr oder weniger Anteil hatte, in den Literaturbriefen nämlich und der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte. Kann man freilich nicht leugnen, daß auch in dieſen beiden noch Schwaches genug befindlich iſt, ſo muß man ihnen doch zum Lobe nachſagen, daß ſie die erſten waren, durch welche die Gebrechen der Zeit aufgedeckt und zum Teil glücklich gehoben wurden. „Wir

wiſſen, heißt es gleich in einem der erſten Stücke der lezteren Zeitſchrift, daß Genies von der erſten Größe nicht nach den gemeinen Regeln, die man aus den Werken anderer Meiſter abgeſondert hat, beurteilt werden können. Sie ſind ihre eignen Muſter, und können fodern, daß wir die Regeln der ſchönen Künſte von ihren Werken abſondern ſollen. Allein es gibt algemeine Regeln und Geſeze, die in der Natur gegründet ſind, und um ſo viel weniger von einem Genie übertreten werden dürfen, da ſie vielmehr die wahren Qvellen ſind, daraus die Genies ſchöpfen müſſen. Dieſe einzige Bemerkung eröfnet uns das Verſtändniß der Zeit: denn es folgt aus ihr für die Praxis, daß Teutſchland damals Genies haben mußte, welche die franzöſiſchen Geſchmacksverzäunungen durchbrachen, und für die Theorie, daß man geſtrebt habe, ſie auf einem pſychologiſchen Fundament zu errichten. Die Engländer, Harris, Burke, Hutcheſon u. A. beförderten das Fortbewegen nach dieſer

Richtung, bis endlich Home's (Lord Kaimes) Grundſäze der Kritik die früheren äſthetiſchen Geſezbücher mehr und mehr verdrängten. Dieſes Werk hatte unter mehreren Vorzügen auch den, daß es die Regeln der Poeſie aus einer weit näheren Qvelle ableitete, aus dem menſchlichen Herzen nämlich, deſſen Bewegungen und Leidenſchaften allein die Wirkung der Poeſie beſtimmen. Indem der Verfaſſer aus dem Herzen ſelbſt ſeine Grundſäze zog, ſuchte er dieſelben zugleich durch Beiſpiele, vornehmlich aus dem damals noch wenig bekanten Shakſpeare, zu beſtätigen, und erwarb ſich ſomit das Verdienſt, des Dichters und Kritikers Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf Darſtellung der Charaktere, Sitten, Leidenſchaften, kurz des inneren Menſchen, zu lenken. Kann es aber eine Frage ſeyn, ob durch ſolche Bemühungen die dritte Periode der Wirkſamkeit und Bedeutſamkeit vorbereitet und herbeigeführt wurde? Leßing kann unter uns der Vorläufer derſelben genant werden,

wie er denn faſt überall ſeinem Zeitalter vor⸗aus war. Wie gern ſich aber auch manche auf ihn ſtüzen mochten, ſo mangelte es ihnen doch an Kraft, mit dem rüſtig Strebenden gleichen Schritt zu halten, wofür wol kaum etwas ſo deutlich ſpricht als die Beurteilungen äſthetiſcher Werke in der Allgemeinen teutſchen Bibliothek, die, ohne Kent⸗niß des Weſens der Poeſie, ohne Einſicht in den Charakter der Dichtungsarten, überall ſich nur an Einzelheiten und Aeußerlichkeiten hiel⸗ten. Kaum eine Ahnung davon findet ſich, daß man ein ſolches Werk im Ganzen nach ſeinem Bau und Weſen in ſich zu ergründen und hiſtoriſch an die vorhandenen Werke derſelben Art anzu⸗knüpfen habe. Klotz in ſeinen beurteilenden Schriften verſtand doch, wo es ihm Ernſt war, das eigentümlich Charakteriſtiſche herauszufin⸗den, aber auch davon finden ſich in jener Bibliothek nur ſeltene Spuren aus jener Zeit, und ſo war ſie denn in Hinſicht auf äſthetiſche Beurteilungen hinter ihrer Zeit zurück. Uebri⸗

gens teilte ſie mit Sulzers bekantem Werke mancherlei vorgefaßte Meinungen und eine gewiſſe Einſeitigkeit, welche zu bekämpfen um ſo verdienſtlicher ſeyn mußte, je mehr beide ſich bei der Menge zu einer Art von kanoniſchem Anſehen erhoben. Dieſer Kampf begann beſonders durch Herder, der in ſeinen Fragmenten über die neuere teutſche Literatur, ſeinen Kritiſchen Wäldern und fliegenden Blättern über teutſche Art und Kunſt ſich an Leßing, die Literaturbriefe und die britiſchen Kritiker auf eine Weiſe anſchloß, die für das Prinzip der Wirkſamkeit entſcheidend wurde, beſonders entſcheidend dadurch, weil gerade in dieſer Zeit auch eins der kräftigſten und originellſten Genies, Göthe nämlich, auftrat, und durch ſeine poetiſchen Schöpfungen dem erſtaunten Publikum die Richtigkeit der ziemlich zermalmenden Herderiſchen Theorie und Kritik bewieß. Dieſe Theorie ſagte, daß durch tauſend Thore die Natur in unſre Herzen dringe, deren nur eins

die Schulweisheit kennen wolle, die übrigen verramle und ihren Schülern verſchließe. „Hinweg, rief ſie, mit allem, was die Natur hemmt, durch welche der Dichter in die Saiten unſrer Empfindungen greift, ſanft oder ſtürmiſch darauf zu ſpielen, nicht aber in jenen ewig einförmigen Tönen, die nur die Woltat des Schlafes ſpenden. Vor der Bühne verſchwinde uns Theater, Akteur, Kouliſſe, die ganze Lampen- Breter- und - Lumpenwelt, und wie vor einem Meer von Begebenheiten ſtehen wir da, wo Wogen in Wogen rauſchen. Schade für den Dichter, der uns nicht aus uns herausreißt, der nicht durch Zauberkraft und Zauberſtab wirkt! Bei ſeinem Maas und Zirkel bleiben wir ungerührt. Und wozu denn Maas und Zirkel? Die Schere des franzöſiſchen Gärtners mit ihrem Schneiderwiz, ihrer Einförmigkeit und Armut? In den engliſchen Gärten ſind Tempel und Paläſte, Grotten und Ruinen, Baumſchlag und See, Wald und Felſen, Berg und Tal, Wildniß und Grab,

Wieſe und Dorfſchaft, alles in buntem Wechſel, ſtetem Gemiſch, und iſt nicht auch Einheit darin? Einheit nicht auch in der großen unendlichen Schöpfung, ſo wild ſie oft, ſo verworren ſie ausſieht?" Ueber ſolchen Geiſt und ſolchen Ton entſezten ſich die Kritiker der alten Obſervanz nicht wenig, und Sulzer ſchrieb d. 11. Dec. 1775 von Nizza aus an Gleim: „Auch ich habe in Baſel Gelegenheit gehabt, Proben von der Verderbniß zu ſehen, die der Herderismus anrichtet. Es iſt ein Unglück, daß das Reich durch ſo viele innerliche Uneinigkeiten zerteilt iſt, denn ſonſt wäre es leicht, das Uebel zu hemmen. Wieland wäre allein im Stande dieſes zu vollführen; aber jezt hat er mit ſeiner eigenen Not genug zu tun."

Schwerlich gründet ſich dieſe Hofnung und dieſes Urteil Sulzers auf eine hinlängliche Kentniß Wielands, welcher zu der Kritik in einem ganz andern Verhältniß ſtand, als man hieraus vermuten ſolte. Wie oft er auch das

Anſehen hatte, das Haupt oder der Waffenträger einer Partei zu ſeyn, ſo war er es doch in Wahrheit niemals, und verdarb es eigentlich mit allen Parteien, indem er, während aller jener Perioden, immer ſeinen eigenen Weg ging. Weil er, wie jedes produktive Talent, nicht mit der Theorie anfing, ſondern nur während oder nach der Produkzion das Bedürfniß fühlte, für mancherlei Fälle eine gewiſſe Sicherſtellung zu haben, ſo ſah er ſich zwar bald genug nach einer Theorie um, aber beinahe nur, um ſich auch eben ſo bald mit ihr zu entzweien. Bei der anfänglichen Wal zwiſchen der Gottſchediſchen und Bodmer-Breitingeriſchen entſchied er ſich zwar zu Gunſten der leztern, jedoch nicht ſo, daß er überall ſein eignes Urteil ihr unterworfen hätte. Noch als Student in Tübingen ſendete er Bodmern eine Kritik ſeiner Kritik der Tibulliſchen Elegie zu, und übernahm die Verteidigung mehrerer Getadelten. Einſtmal ſchrieb er an Bodmer: „Ihre Erinnerungen wegen der kleinen Fehler meines

geliebten Gellerts betreffen meiſtens ſolche Sachen, die ihm noch aus der Gottſchediſchen Schule ankleben. Einige Stellen könten auch noch entſchuldigt werden. Es muß ein Fehler meiner Gemütsart ſeyn, daß ich an den Perſonen, die ich liebe, keine Fehler ſehe, oder höchſtens nur ſolche, die nicht einmal bemerkt zu werden verdienen.” Dieſes Geſtändniß zeigt zugleich die Urſache ſeiner Befangenheit in der Zeit, wo er mit Bodmer in vertrauterem Umgang lebte. Eine Zeit lang zeigt er hier eine gewiſſe kritiſche Heftigkeit, die ihm ſonſt nicht eigen war, und in ſolcher ſchrieb er gegen Gottſched die Ankündigung einer Duncias für die Teutſchen (1755), von welcher Klopſtock an Gleim ſchrieb: „Cramer ſagt, wenn der Held der Dunciade noch einige Empfindung übrig hätte, der nächſte Strick ihm der beſte ſeyn müßte.” Ehrlich bekent dagegen Wieland ſeinem Zimmermann: „Eine Dunciade iſt von mir nicht zu erwarten. Ich müßte mich eine lange Zeit durch

Zwangsmittel zu einem ſolchen Werk erhizen, und ich finde nicht gut, dergleichen Incentive zu brauchen.“ (G. S. 1, 189.) Ein andermal bekent er geradezu, daß er zu jener Ankündigung ſich gewaltſam habe anſtrengen müſſen, welches gewiſſermaßen auch bei ſeinem Angrif auf Uz der Fall war. „Bodmer und Wieland — ſchrieb Geßner d. 2 Oct. 1755 an Gleim — ſind beleidigt; ich zweifle aber, daß ſie ausziehen werden. Sie ſind um ſo viel mehr beleidigt, weil Uz es iſt, der gegen ſie aufſteht, einer von denen, die, wie Gellert und Hagedorn, allgemeinen Beifall haben, weil ihre Dichtarten jedermann gefallen müſſen. Gewiß wird Uzens Ausſpruch viele determiniren, die noch zweifelhaft waren, denn ſeine lyriſchen Gedichte werden, die meiſten mit Recht, bewundert.“ Wir wiſſen, wie Wieland hier handelte; ich muß nun aber auch ſagen, daß er kaum irgend eine Handlung ſo bitter bereut hat als dieſe. Niemand war in der Folge geneigter, die Verdienſte des „höchſt unbillig

von ihm ehemals mishandelten Herrn Uz" (G. S. 2, 229.) anzuerkennen, und er ſchrieb d. 29. Jun. 1768 deshalb an Riedel: „Es ſolte mir ſehr lieb ſeyn, wenn Sie Herrn Uz über ſeine Geſinnungen gegen mich ſondiren wolten. Ich denke, die Empfindung über eine längſt vergeſſene Beleidigung, die er nicht von mir, ſondern von einem achtzehnjährigen Schwärmer empfangen hatte, ſolte nun einmal aufgehört haben." Vom 24 Aug. 1768 ſchrieb er: „Uzens lyriſche Gedichte ſind eins meiner Leibbücher; — aber ſein Herz iſt nicht nach meinem organiſirt. Noch ſo viel Empfindlichkeit und Rancune über eine vor 15 Jahren von einem jungen Gelbſchnabel empfangene Beleidigung beibehalten, zeigt, meines Erachtens, einen kleinen Defekt sub laeva parte mamillae an; zumal da ich ſchon vor mehreren Jahren die Stellen vernichtet habe, wo er angegriffen war. Doch das iſt ſeine Sache! Ich bin zufrieden, wenn nur zwiſchen ihm und mir ſo viel gutes Vernehmen ſeyn wird, als

der Wohlſtand unter ehrlichen Leuten und Mitgenoſſen der poetiſchen Zunft es erfodert; und das iſt alles, was Sie durch Ihre gelegenheitliche Vermittelung zwiſchen uns zu ſtiften und zu erhalten von mir erſucht werden. Indeſſen ſolte mir's außerordentlich angenehm ſeyn, Herrn Uz, wenn er wieder in unſere Gegenden kommt, bei mir zu ſehen. Eine perſönliche Bekantſchaft würde unſern Zweck beſſer befördern, als hundert Briefe."

Indeß tat auch Wieland noch dieſen Schritt zur völligen Ausſöhnung, er ſchrieb an Uz. Wiewol er es aber ſehr ſchmerzlich empfand, auch hiedurch kein völliges Einverſtändniß haben bewirken zu können, ſo änderte dies doch nichts in ſeinem Urteil und Benehmen gegen Uz, und er ließ ſich vielmehr den unangenehmen Vorfall zur Warnung dienen, nie wieder durch eine Parteiſucht ſeine angeborne Gutmütigkeit und ſeine natürliche Anſicht ſtören zu laſſen. Dieſe Warnung befolgte er um ſo treuer, je mehr er ſelbſt die bittere Erfahrung

machen mußte, wie ſehr Parteiſucht das Leben guter Menſchen trüben und redliches Streben der Geiſter irren könne. Bald genug kam er von der unbedingten Huldigung der Bodmeriſchen Autorität, und ſomit eigentlich auf ſein eigenes Selbſt zurück; allein er hatte nun einmal auf der Seite der Schweizer geſtanden, und wurde daher von allen Gegnern derſelben als Gegner behandelt, bis endlich ſein abweichendes Streben auch dem Blödſichtigſten in die Augen fallen mußte. Dadurch gewann er aber nichts weiter, als daß die Partei, deren unbedingter Anhänger er vorher geſchienen hatte, ihn als einen Abtrünnigen behandelte, dem es gewöhnlich um ſo ſchlimmer geht, da man auf ſeine Anhänglichkeit ein Recht zu haben glaubt. Durch ſolche Umſtände verleitet ſah Wieland bisweilen denn auch Parteiſucht, wo keine war, und hielt den blos unparteiiſch Urteilenden für einen Gegner, in welchem Fall er namentlich, wenn nicht mit den Literaturbriefen überhaupt, ſo doch gewiß mit Leßing

war, für welchen er übrigens, je ſpäter hin, eine um ſo größere Hochachtung empfand. Die Abgezogenheit, worin er lebte, und ſein Mangel an Briefwechſel, — denn im Jahre 1768 hatte er ſeit acht Jahren im ganzen Teutſchland keinen Korreſpondenten, und überhaupt ſeit Hagedorns Tode mit keinem teutſchen Schriftſteller einige Verbindung gehabt, — mochten zu einer unrichtigen Vorſtellung bei ihm manches beitragen. Ganz Unrecht aber mochte er wol nicht haben, wenn er den Verdacht hegte, daß die von Gerſtenberg herausgegebenen Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur (Schleswig 1766—1771.) ihm ein wenig übel wollten; und gegen ſie beſonders fühlte er ſich gereizt. „Die ſchleßwigiſchen Briefe — ſchreibt er einmal, — ſind ein originales Produkt eines literariſchen Haſenfußes, den ſeine vermeinte große Weisheit raſen macht. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr mich vor ſolchen Leuten und ihrer dithyrambiſchen Schwärmerei ekelt, . . und

ich ſtehe Ihnen nicht gut dafür, daß ich in einem Anſtoß von Ungeduld nicht noch einmal einen Ausritt gegen dieſe bezauberten Mohren tun könte, ſo friedſam ich ſonſt bin.“ Gegen eben dieſe Seite hin iſt gerichtet, was er d. 4 Febr. 1768 an Gleim ſchrieb: „Was für eine Periode des Geſchmacks und der Literatur haben wir erlebt! Und was werden wir erleben! Was für ein Dämon hat unſre jungen teutſchen Wizlinge angehaucht? — Certe furunt. — Ich geſtehe Ihnen, daß mich ein Grauen überfällt, wenn ich mir vorſtelle, was daraus werden mag, wenn dieſer Geiſt der ſinnloſeſten Schwärmerei noch lange dauern ſolte, der das Anſehn hat, unſere jungen Kunſtrichter und Dichter in lauter Zauberer, Bakchanten, Barden und Skalden zu verwandeln. — Doch ich habe Unrecht; es iſt Hofnung, daß wir viel dabei zu lachen bekommen, und ſo gewinnen wir doch was.“ Es iſt unverkenbar, daß hier ein wenig gereizte Empfindlichkeit mitſpricht: allein man würde Wie-

land verkennen, wenn man glauben wolte, daß dieſe ihren Urſprung in einer übertriebenen Vorſtellung von ſeinem Werte hatte. Nie war es die Kritik ſelbſt, die ihn beleidigte, wol aber ärgerte er ſich bisweilen über den Ton der Kritik, und war dann immer in dem Falle, worin er ſich einſtmals mit Zimmermann befand, dem er auf eine ſchriftliche Kritik lakoniſch ſchrieb: „Ich wünſchte, daß Sie ſich einmal für allemal in den Kopf ſezen möchten, daß ich die Poeten und die poetiſche Kunſt ſo viel ſtudirt habe, daß es ſehr ſchwer iſt, mir etwas darüber zu ſagen, das ich nicht wiſſe.“ Im gleich nachfolgenden Briefe aber ſchrieb er: „Ich bin mit meinem lezten Briefe an Sie nicht recht zufrieden; nicht daß ich den Vorwurf von Ihnen beſorge, ich könne keinen Tadel ertragen. Nein! ſo klein kann mein Zimmermann nicht von mir denken. Ich empfinde, daß ich nicht like myself geſchrieben habe, und dieſes verdrießt mich. Die Wahrheit zu geſtehen, der ſpottende Ton und der

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Mutwille, der durch Ihre ganze Kritik herſchet, beleidigte mich. Ich kann dieſen Ton an niemand weniger als an meinen Freunden ertragen. Ein Wink iſt für mich hinlänglich. Ich brauche keine Schläge mit der Peitſche." Ueber dieſen Ton gegen ihn beſchwert er ſich auch öfters an der allgemeinen teutſchen Bibliothek, ſelbſt in Fällen, wo er mit der Kritik in allen Punkten zufrieden war, welcher Fall jedoch nicht gar zu häufig eintrat; vielmehr ſah er ſich genötigt, im Jahre 1775 (T. Merk. 1 Bd. S. 284) öffentlich zu erklären: „Herr Nicolai iſt nie mein Freund geweſen; in ſeiner Bibliothek bin ich faſt immer *ſchief angeklagt*, oft *mutwillig mishandelt* und nicht ein einzigmal (das ich wüßte) *durchaus* unparteiiſch beurteilt worden. Ich habe mich nie was darum bekümmert." Beſonders verdrüßlich war ihm immer die Recenſion ſeines Agathon, worüber er an Riedel ſchrieb: „Dieſe Leute können weder loben noch tadeln; ſie leſen ſo flüchtig, ſie

urteilen ſo raſch, ſie bekümmern ſich ſo wenig um den wahren Geiſt eines Werkes. Die Recenſion des Agathon in der T. B. iſt eine Probe davon, die ſo viel als tauſend gilt. Ein armer, magerer Geſchichtsauszug mit eingemiſchtem albernen Lob und ſchülerhaftem Tadel. Das ſoll eine philoſophiſche Beurteilung eines Werkes ſeyn, von welchem der Recenſent ſelbſt geſteht, daß es ein Phänomen und ein wichtiges Buch ſey." Da nun auch in der Kloziſchen Bibliothek Agathon kein beſſeres Schickſal hatte, ſo wurde Wieland gegen Lob und Tadel dieſer Herren ziemlich gleichgiltig, und zwar um ſo mehr, da er die Erfahrung machen mußte, daß auch die Zwiſtigkeiten zwiſchen ſeinen alten Freunden in der Schweiz und ſeinen jüngern Freunden, nämlich Weiße, Jacobi und Riedel, nicht ohne Einfluß auf die Urteile blieben, die man über ihn fällte. So war er der Ueberzeugung, daß Bodmer ſich durch die Paar Bogen über die kleine Grazie an Jacobi, Gleim und ihm gröb-

lich verſündiget habe. Bodmer konte ihm ſeine veränderten Anſichten nicht verzeihen, und Sulzern ſchien er nicht mehr moraliſch und nüzlich genug, was zu ſeyn dieſer doch von der Poeſie und den Poeten verlangte.

In ſolchem Gedränge zwiſchen allen kritiſchen Parteien, deren keine ihm Genüge leiſtete, und zwiſchen lauter einſeitigen Theorien, ſuchte Wieland um ſo eifriger nach dem Wahren und Rechten, worüber er nur ſein unbeſtochenes Gefül zum Schiedsrichter nahm, und kam ſo freilich auf ganz andere als die damals gewöhnlichen Reſultate. Unleugbar tat er einen bedeutenden Schritt vorwärts, indem er den alten Gegenſaz des Schönen und Nüzlichen aufhob. Er entſchied: „das Nüzliche, inſofern man es dem Schönen und Angenehmen entgegenſezt, haben wir mit dem niedrigſten Vieh gemein, und wenn wir lieben und ſchäzen was uns in dieſem Verſtande nüzlich iſt, tun wir nichts als was das Oechslein und das Eſelein auch tut. Der Wert die-

ſes Nüzlichen hängt von ſeiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. Inſofern alſo eine Sache zur Erhaltung der menſchlichen Gattung und der bürgerlichen Geſellſchaft notwendig iſt, inſofern iſt ſie allerdings etwas Gutes; aber etwas Vortrefliches iſt ſie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nüzliche nicht um ſein Selbſt, ſondern blos um gewiſſer Vorteile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unſrer Natur vor der blos tieriſchen; denn unter allen Tieren iſt der Menſch allein mit einem zarten Gefül für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher komt es, daß er deſto volkomner, deſto mehr Menſch iſt, je ausgebreiteter und inniger ſeine Liebe zum Schönen iſt, und je feiner und ſichrer er durch die bloße Empfindung die verſchiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterſcheiden weiß. Eben darum iſt's auch blos das Schöne, in Künſten ſowol als in Lebensart und Sitten, was den geſelligen, entwickelten

und verfeinerten Menſchen von dem Wilden und Barbaren unterſcheidet: ja, alle Künſte ohne Ausnahme, und die Wiſſenſchaften ſelbſt, haben ihren Wachstum beinahe allein dieſer dem Menſchen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Volkommenen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem ſie in Europa geſtiegen ſind, entfernt ſeyn, wenn man ſie in die engen Grenzen des Notwendigen und Nüzlichen, im gemeinen Sinne dieſes Wortes, hätte einſchränken wollen." (Supplem. Bd. 6. S. 125 fg.) Mußte nun aber nicht ein Mann, der ſich überzeugt hatte, daß alle Fortſchritte der Menſchheit nicht würden gemacht worden ſeyn, wenn jenes angeborne Gefül des Schönen und Anſtändigen in dem Menſchen untätig geblieben wäre, von Poeſie und Kunſt würdigere und weit minder beſchränkte Vorſtellungen erhalten? Beide ſolten Werke liefern, „die, anſtatt nur auf einen Augenblick zu ergözen, ſich der ganzen Sele des Leſers bemäch-

tigen, alle Organen ſeiner Empfindung ins Spiel ſezen, ſeine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern und in ununterbrochener Täuſchung erhalten, dem Geiſte Nahrung, dem Herzen den ſüßen Genuß ſeiner beſten Gefüle, ſeines moraliſchen Sinnes, ſeiner Teilnehmung an Andrer Leiden und Freuden, ſeiner Bewundrung für alles was edel, ſchön und groß in der Menſchheit iſt, gewähren." (Bd. 24. S. 34.) Für den Dichter, der dieſen Zweck erreichen wolte, kante er darum kein vorzüglicheres Studium als das Horaziſche: verae numerosque modosque ediscere vitae; hielt alſo die Pſychologie für den Schlüſſel zu dem Geheimniß des Dichters, in deſſen Natur er übrigens jene angeborne Anlage vorausſezt, die er in ſeinem Sendſchreiben an einen jungen Dichter (Bd. 24. S. 3—5) ſo treffend ſchildert. Obſchon aber überzeugt, daß ohne dieſe natürliche Anlage Keiner ein Dichter ſeyn könne, daß aber dem Genie alles Mögliche möglich ſey, hielt er doch Volkommenheit in der

dichteriſchen Darſtellung für die Frucht eines ſorgfältigen Studiums, und war demnach weit entfernt, die Regeln geradehin zu verwerfen. Nur wilkürliche, ſchiefe, halbwahre Regeln war er nicht geſonnen, ſich aufdringen zu laſſen. Zu dieſen rechnete er jedoch das Prinzip der Korrektheit nicht. „Nein, ſchreibt er an Riedel, ich nenne das nicht chikaniren, wenn man grammatiſche Unrichtigkeiten in einem kleinen Gedicht, welches ohne Flecken ſeyn ſolte, tadelt. Ich halte ſehr viel von der Verbalkritik, und erſuche Sie, keine Nachſicht gegen mich zu gebrauchen.“ An den Herrn v. Gebler ſchrieb er: „Die Harmonie des Stils in einem Gedicht iſt gerade das, was am meiſten bezaubert. Die Wirkung davon fühlt jedermann, aber Wenige geben darauf Acht, daß die Urſache dieſer Wirkung in der Beobachtung einer unendlichen Menge ſehr unerheblich ſcheinender kleiner Regeln liegt.“ Daß es auch bei der glücklichſten Anlage vieles Studirens und einer langen Uebung bedürfe,

bis es der Dichter in allem dem, was unter dem Mechaniſchen und Muſikaliſchen ſeiner Kunſt begriffen iſt, zu einem mehr als gemeinen Grade der Volkommenheit bringe, ſchärft er wiederholt ein. „Ein Jüngling, — ruft er dem jungen Dichter zu, — den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann ſich dieſelben ſchwerlich zu groß einbilden. Sein Geſchmack kann nie zu ekel, ſein Ohr nie zu fein, ſein Gefül für Schönheiten und Fehler nie zu zart und ſcharf, kurz, er kann nie zu ſtreng ſeyn, ſich ſelbſt nichts zu überſehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zuſammenſtoß von Konſonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäſur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schluſſe deſſelben wäre. Die Geſeze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, ſind unzälig; und die kleinſte Uebertretung des kleinſten dieſer Geſeze erregt einen Mislaut,

eine unangenehme Unterbrechung der beſondern Rürung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Leſern von richtig-zarterm Gefül fortdauernd hervorzubringen, ſein lezter Zweck iſt und ſeyn ſol. Wehe dem Dichter, der ſeine Kunſt nicht mehr liebt als — ſeine Beqvemlichkeit! Der ſeine poetiſchen Sünden mit einer vorgeblichen poetiſchen Licenz zu beſchönigen glaubt, und uns mit Entſchuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen ſolte!" (Suppl. Bd. 6. S. 238 fg.)

Wie groß aber auch der Wert war, den Wieland auf Reinheit der Sprache, auf Wohlklang und ſchöne Modulazion der Verſe legte, ſo war er doch Keiner von denen, die hiemit alles abgetan glauben, und unterſchied ſich von den blos grammatiſchen Kritikern und den geiſtloſen Technikern dadurch, daß er auf Geiſt und Ton des Werkes allezeit vorzügliche Rückſicht nahm, und vor allem an den Dichter die Anfoderung machte, daß ihn rich-

tiges Gefül und Beurteilung des Schicklichen nie verlaſſen ſolle, weil ohne dieſes keine Welt voll lebendiger und zu Einem Zweck zuſammenſpielender Kräfte aufblühen könne. Was ihn hiebei vor vielen Kritikern ſeiner Zeit auszeichnete, das war ſeine Vielſeitigkeit, die ihn nicht in den Feler fallen ließ, alles über Einen Leiſten ſchlagen zu wollen. Schon in dem Jahre 1759 ſchrieb er an Zimmermann: „Jeder große Maler hat ſeine eigene Manier. Rafael hatte ein zu finſtres Kolorit, Rubens malte zu volle Contours, le Brun affektirte eine gewiſſe üppige und ſchwülſtige Größe, — und doch ſind Rafael, Rubens und le Brun ſehr große Maler. Virgil iſt zu figurirt, Taſſo zu ſinnreich und zu üppig, Thomſon zu voll, Pope zu blumicht, und doch ſind Virgil, Taſſo, Thomſon und Pope ſehr große Poeten.“ In ſeinem Vorbericht zum Cyrus vom Jahre 1762 erklärte er: „Der Dichter des Cyrus hatte ſich aus der Unterſuchung der Werke verſchiedner von

den größten Artiſten einen Begrif von der verſchiednen Manier derſelben gemacht. Die einfältige Größe und wilde Schönheit Homers und Arioſts, das blühende Kolorit und das ſanfte Feuer des Virgil und Taſſo, die Vermiſchung von Stärke und Lieblichkeit im Thomſon, und Glovers nervichte Schönheit, bezauberten ihn ſo ſehr, daß er keinen dieſer Dichter anders wünſchen konte, als er ſie fand. Glücklich derjenige, der, je nach dem es ſein Gegenſtand oder ſeine Abſicht foderte, ſich des eignen Vorzugs eines jeden unter ihnen zu bemeiſtern wüßte." Noch beſtimter ſpricht er ſeine Ueberzeugung in Folgendem an Zimmermann aus: „Die Frage, welches iſt die ſchönſte Art zu ſchreiben, iſt, wie wenn man fragte, welches iſt die ſchönſte Art zu malen! Die Worte ſind die Farben des Poeten. —— Die Danae des Correge würde weniger ſchön ſeyn, wenn ſie wie die ſchönſte Madonna des Rafael gemalt wäre, und umgekehrt. Andere Farben zu einer Diana, andere zur Venus,

andere zum Herkules, andre zum Adonis. Wer könte die verſchiednen Manieren der Färbung und des Stils zälen, welche die mannichfaltigen Gegenſtände in einem Werke wie Cyrus künftig ſeyn wird, erfodern? Das Schwere iſt, die Einheit und Harmonie im Ton des ganzen Werkes zu verbinden. — Iſt die maleriſche oder die ſpruchreiche Schreibart beſſer? — Keine von beiden. Sie ſind einander nur alsdann entgegengeſetzt, wenn beide über ihre Grenzen getrieben werden. Was iſt ſchreiben, als ſeine Empfindungen und Gedanken malen? Was ſind Gedanken, als Beobachtungen oder Schlüſſe, die ſich in einem kurzen Spruch ausdrücken laſſen? Eine Schreibart ohne Gemälde muß einſchläfern und ohne die vibrantes sententias des Tacitus oder Seneka nervenlos ſeyn. — Es ſind wenigſtens zehnmal hunderttauſend Regeln, welche ein guter Skribent nur in Abſicht des Ausdrucks und Stils zu beobachten hat. Wenn einer ſie alle wüßte und es felte ihm am Ver-

ſtande ſie recht anzuwenden, ſo wäre er ein ſchlechter Skribent. Alſo komt zulezt alles auf den Verſtand und das Genie des Schriftſtellers an. — — Insgemein ſpricht man in einem Augenblicke über das Werk vieler Nachtwachen ab; und tauſend einzelne Verſe, die dem Poeten unſägliche Mühe, ja oft Pein und Marter gekoſtet haben, bis ſie ſo geworden ſind, wie er ſie gibt, werden mit gleichgiltigem Blicke überſehen. Die meiſten Leſer bilden ſich ein, der Verfaſſer habe mit eben der Leichtigkeit gearbeitet, mit welcher ſie ihn leſen. Sie denken nicht, mit welcher Wal, mit welcher Ueberlegung, mit welcher Strenge er ſein eigener Ariſtarch geweſen, und noch weniger fällt ihnen ein, daß ein Verfaſſer (vorausgeſezt, daß er kein Stimper ſey) notwendig beſſer wiſſen muß, als irgend einer von ſeinen Leſern, wie er ſein Werk erfinden, ordonniren, deſſiniren und ausmalen müſſe. Er hat unendlich viel mehr darüber gedacht, als ſie; er hat keinen Zug gemacht, kein Wort geſezt, ohne den Grund da-

von zu wiſſen und geprüft zu haben. Allein die unendliche Menge von Regeln der Ordnung, Schönheit und Harmonie, die er zu beobachten hatte, erlaubt der menſchlichen Kunſt nicht, allen Felern auszuweichen, oder nur alle, die man nicht vermieden hat, zu entdecken. Und dieſes iſt der Grund, warum ich von meinen Freunden Kritiken en détail verlange."

Dieſes waren die Grundſäze, nach denen Wieland bei ſeinen eigenen Dichtungen ſich richtete, und nach denen er fremde beurteilte, wie wir davon in dem Anfang an einer noch unbekanten Beurteilung Wielands von Schillers Don Carlos ein, hoffentlich nicht unintereſſantes, Beiſpiel ſehen. Bisweilen war es ihm, als werde er etwas recht Erſprießliches tun, wenn er dieſe Grundſäze, und zwar in Anwendung auf neu erſchienene Werke des Genies, laut ausſpräche, und darum hatte er ſchon in Biberach den Vorſaz gefaßt, gemeinſchaftlich mit Riedel (der ebenfalls vor vielen

Kritikern der Zeit durch Vielſeitigkeit ſich aus-zeichnete) auch eine Art von Literaturbriefen herauszugeben: allein immer blieb es auch bei dem bloſen Vorſaz, aus Gründen, die er in einem Brief an Gleim (Erfurt d. 8. Dec. 1769) ſehr beſtimt ausſpricht. „Was ſagen Sie, ſchreibt er, zu dem ſchändlichen bellum omnium contra omnes, welcher unter unſern modernen Gelehrten, Kritikern und anmaßli-chen beaux esprits herrſchet? — I despise it. — Ich werde nimmermehr Anteil an der-gleichen Händeln nehmen. Sogar an der hie-ſigen Zeitung habe ich keinen Teil, ungeachtet Riedel und ich Freunde ſind. Aber in ſeine gelehrten Fehden werd' ich mich niemals ein-mengen. Ich liebe Ruhe, und weiß wie der-gleichen Federkriege nuzen. Daß ſie am Ende die Literatur zuſamt den Gelehrten verächtlich machen, iſt alles, was man davon hat."

Jezt aber endlich als Herausgeber des Teutſchen Merkurs konte er nicht mehr vermei-den, in dieſen Strudel hineingezogen zu wer-

den, denn er hatte ſich hier auch zu Kritiſchen Nachrichten von dem Neueſten unſers Parnaſſes anheiſchig gemacht. „Eine gewiſſe Kälte im Urteile, ſchrieb er an den Herrn v. Gebler, ſoll die Recenſionen im Merkur vorzüglich unterſcheiden. Das überlegte und ehrliche Gut eines teutſchen Biedermanns ſagt oft mehr als das Göttlich eines brauſenden Französchens.“ Unleugbar hegte Wieland hiebei die Hofnung, daß, zumal bei ſtets obwaltender Urbanität, wol in Erfüllung gehen könne, was er bei ſeinem Abgange von Biberach Geßnern verheißen, er werde mit Aufwand weniger Mittel allem eine andre Geſtalt geben. Das würde nun freilich gerade ihm am leichteſten geworden ſeyn, da er ein ſo bedeutendes Anſehen in der literariſchen und der ganzen gebildeten Welt gewonnen hatte; nur hätte er nie hoffen ſollen, von den Angriffen der Parteiſucht befreit zu bleiben, indem es ja unmöglich war, allen Parteien zu gefallen. Es kam, was nicht ausbleiben konte, nur freilich von einer

Seite her, wo man es am wenigſten hätte vermuten ſollen; diejenigen nämlich nahmen Partei gegen Wieland, denen er im Grunde näher verwandt war als allen Andern jener Zeit, die Frankfurter meine ich, zu denen, außer Herder und Göthe, noch Lenz, Klinger, Schloſſer und Wagner gehören. Zwar über Herder war Wieland anfangs nicht recht mit ſich einig, wie man aus dem ſieht, was er über ihn an Zimmermann ſchrieb: „Haben Sie auch je einen Kopf gekant, in welchem Metaphyſik und Phantaſie und Wiz und griechiſche Literatur und Geſchmack und Laune auf eine abenteuerlichere Weiſe durch einander gährt? Der Ton, worin dieſer ſeltſame Menſch von mir und andern ehrlichen Leuten ſpricht, däucht mich das Luſtigſte dabei; ich bin begierig zu ſehen, was noch aus ihm werden wird. Ein ſehr großer Schriftſteller oder ein ausgemachter Narr. Tertium non datur.“ Immer mehr aber ahnete ihm Herders künftige Größe, und darum warnt er Riedeln öfters,

ja „ſäuberlich mit ihm zu verfahren,“ denn, fügt er hinzu: „der kann und wird, si diis placet, noch ein Mann werden,“ oder: „ich hoffe zu Gott, daß Herder, wenn der Schwindel einmal bei ihm vorüber iſt, und er menſchlich denken und ſchreiben gelernt haben wird, noch einen vortreflichen Mann abgeben kann.“ Es konte Wielanden wol nicht entgehen, daß ſeine und Herders Anſichten im Weſentlichen doch nicht allzuverſchieden waren, denn beide waren Gegner wilkürlicher Regeln, beide begegneten ſich in dem auf Pſychologie begründeten Prinzip der Wirkſamkeit, beide wolten nicht, daß Alles in Eine Form gegoſſen würde, beide erkanten das Gute im Verſchiedenen, und beide verließen ſich dabei auf ihr Gefühl. Woher alſo Entzweiung? Und nun gar mit den übrigen, namentlich mit Göthe? Hielten ſie ſich vorzugsweiſe an Shakſpeare, ſo war es ja Wieland geweſen, der ihn zuerſt unter den Teutſchen eingeführt hatte; wolten ſie die vorgeſchriebenen techniſchen Formen als

ewige unabänderliche Geſeze nicht gelten laſſen, ſo war es ja wieder Wieland, der ihnen in eignen poetiſchen Werken das Beiſpiel der Abweichung gegeben hatte; wolten ſie Genie mehr als Regel, ſo wolte Wieland daſſelbe; wolten ſie Wirkſamkeit und Bedeutſamkeit mehr als bloße Politur, den Geiſt des Ganzen erfaßt und nicht blos an Einzelheiten gemäkelt, — was wolte Wieland anders? Wolten ſie, daß jede poetiſche Eigentümlichkeit als ſolche aufgefaßt und gewürdigt werde, ſo wolte dies niemand mehr als Wieland, der den Arioſt nicht über Homer, Klopſtock nicht über Taſſo, Shakſpeare nicht über Sophokles, Euripides nicht über Racine, Sterne nicht über Voltaire hintanſezte, der, um ſeinen Kreis zu erweitern, noch in Erfurt Spaniſch gelernt hatte, der unter den neuern kritiſchen Schriften keine ſo hochhielt als die von Meinhard, weil dieſer bemüht war, die Eigentümlichkeiten der Dichter vorurteilsfrei ins Licht zu ſezen, und der endlich, wiewol für ſeine Perſon mehr auf das

Anmutige und Schöne von der Natur angewieſen, doch auch für Ernſt und Würde, Kraft und Größe den Sinn nicht verloren hatte. Konte man nun aber einen gerechteren Beurteiler fremden Verdienſtes erwarten, als den, der überall ohne Vorurteil ſich den Eindrücken überließ? Schwerlich würde er daher auch mit Göthe's Partei in Misverhältniß geraten ſeyn, wenn er — ſelbſt als Kritiker aufgetreten wäre. Da es ihm aber hiezu an Muße gebrach, er auch jezt noch ſich den innerlichen Beruf dazu abſprach, und überdies ihn noch manche Rückſichten abſchreckten, den Richter über andere Schriftſteller zu machen; ſo übertrug er die kritiſchen Ueberſichten und einzelne Kritiken einem Gelehrten, der zum Unglück allzuweit von ihm entfernt war, als daß ſie einander ihre Gedanken hätten mitteilen, und durch Widerſpruch, Einwürfe, Rede und Gegenrede die Urteile im Merkur zur möglichſten Richtigkeit und Reife hätten bringen können. „In manchen Stücken gingen auch, — dies

iſt Wielands eigne Erklärung — ihre Meinungen von einander ab, und der Herausgeber war mehr als einmal in dem Falle, dieſe und jene Stelle der Aufſäze ſeines Freundes bald in ein helleres Licht geſezt, bald richtiger beſtimmt, bald ganz und gar anders zu wünſchen. Allein es war weder ſchicklich in der Arbeit eines Andern eigenmächtige Aenderungen vorzunehmen, noch immer möglich, da dieſe Aufſäze oft, ſo wie ſie einliefen, in die Druckerei geliefert werden mußten. Dem Herausgeber blieb alſo nichts anders übrig, als öffentlich (wie er mehr als einmal getan) zu erklären, daß er nicht immer der Meinung des Verfaſſers von jenem Artikel ſey, und demſelben ſeine Urteile ſelbſt zu verantworten überlaſſen müſſe. Und da er deſſen ungeachtet das Misvergnügen hatte, zu ſehen, daß ihm von einigen öffentlichen Beurteilern nicht nur unverdiente, zum Teil hämiſche Vorwürfe gemacht, ſondern ſelbſt von rechtſchaffenen Leuten zur Laſt gelegt wurde, daß einigen Männern, für deren Werke

er eine zwar nicht ſchwärmende und unumſchränkte, aber gewiß aufrichtige Hochachtung hegt, im Merkur nicht die gehörige Gerechtigkeit widerfahren — ſey ein Vorwurf, der z. E. in Abſicht der Herderiſchen älteſten Urkunde nicht ungegründet iſt — ſo wolte er dieſen Artikel lieber gänzlich abgehen laſſen, als ferner Anlaß geben, daß ſeine Art zu denken und ſein Herz, um fremder mit den ſeinigen nicht immer einſtimmenden Meinungen oder Urteile willen, von Leuten die ihn weder kennen noch kennen wollen, noch länger in ein falſches oder gehäſſiges Licht geſtellt werde.“ (T. Merk. 1775. Okt. S. 92 fg.)

Gegen Göthe war nun aber ebenfalls geſchehen, was hatte geſchehen können. Bereits im Septemberſtücke des Jahres 1773 ſtand im Merkur „eine weitläuftige wohlgemeinte Recenſion“ über Götz von Berlichingen, verfaßt von irgend einem beſchränkten Geiſte. Wo er tadelte, ſagt Göthe, (in ſeinem Leben Bd. 3. S. 311) konte ich nicht mit ihm einſtimmen,

noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im Allgemeinen dem Recenſenten widerſprach und ſich meiner gegen ihn annahm. Indeſſen war doch jenes auch gedruckt" — und gab Göthen, wie es ſcheint, Anlaß zu ſeiner bekanten Farce: Götter, Helden und Wieland. Göthe ſelbſt erklärt ſich (a. a. O. S. 498 fgg.) über deren Entſtehung alſo: „Als wahrhaft oberrheiniſche Geſellen kanten wir ſowol der Neigung als Abneigung keine Grenzen. Die Verehrung Shakſpeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entſchiedenen Eigenheit ſich und ſeinen Leſern das Intereſſe zu verderben und den Enthuſiasmus zu verkümmern, in den Noten zu ſeiner Ueberſezung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weiſe, die uns äußerſt verdroß und in unſern Augen das Verdienſt dieſer Ar-

heit ſchmälerte. Wir ſahen Wielanden, den wir als Dichter ſo hoch verehrten, der uns als Ueberſezer ſo großen Vorteil gebracht, nunmehr als Kritiker launiſch, einſeitig und ungerecht. Hiezu kam noch, daß er ſich auch gegen unſere Abgötter, die Griechen, erklärte, und dadurch unſern böſen Willen gegen ihn noch ſchärfte. Es iſt genugſam bekant, daß die griechiſchen Götter und Helden nicht auf moraliſchen, ſondern auf verklärten phyſiſchen Eigenſchaften ruhen, weshalb ſie auch dem Künſtler ſo herrliche Geſtalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceſte Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu ſagen geweſen, weil ja einem Jeden freiſteht, die poetiſchen Tradizionen nach ſeinen Zwecken und ſeiner Denkweiſe umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Merkur einrückte, ſchien er uns dieſe Behandlungsart allzu parteiiſch hervorzuheben und ſich an den treflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich

zu verſündigen, indem er die derbe geſunde Natur, die jenen Produkzionen zum Grunde liegt, keinesweges anerkennen wolte. Dieſe Beſchwerden hatten wir kaum in unſerer kleinen Societät leidenſchaftlich durchgeſprochen, als die gewönliche Wut alles zu dramatiſiren mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flaſche guten Burgunders das ganze Stück, wie es daliegt, in Einer Sizung niederſchrieb. Es war nicht ſobald meinen gegenwärtigen Mitgenoſſen vorgeleſen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handſchrift an Lenz nach Strasburg ſchickte, welcher gleichfalls davon entzückt ſchien und behauptete, es müſſe auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederſchreiben geſtand ich es zu, und er gab es in Strasburg eilig unter die Preſſe. Erſt lange nachher erfuhr ich, daß dieſes einer von Lenzens erſten Schritten geweſen, wodurch er mir zu ſchaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu ſezen die Ab-

ſicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts ſpürte noch ahndete.”

Den Streit zwiſchen Euripides und Wieland, und Wieland und Göthe auszugleichen, iſt hier nicht der Ort; ich habe aber ſchon geſagt, daß zu Auffaſſung des antiken Geiſtes Göthe mehr der Mann war als Wieland, was dieſem ſelbſt nicht verborgen blieb. Wenigſtens ſcheint er dadurch, daß er in die Ausgabe ſeiner ſämtlichen Werke jene, im Jahr 1773 im Merkur über die Alceſte befindlichen, Briefe nicht aufnahm, ſchweigend das größere Recht ſeinem Gegner eingeräumt zu haben; denn daß dieſer ebenfalls in die Ausgabe ſeiner ſämtlichen Werke jene Farce nicht aufnahm, hat offenbar einen andern Grund. Zwei Geiſter wie Wieland und Göthe konten unmöglich für immer im Misverhältniß und Misverſtändniß bleiben, und Wieland, obſchon anfangs nicht wenig empfindlich, benahm ſich ſo gegen ſeinen Ariſtophanes, daß, da keine Perſönlichkeit obwaltete, eine Ausgleichung kaum ausbleiben

konte. Was Wielanden hiebei ſehr zu ſtatten kam, war ſeine Erfahrenheit im Weltlauf, vermöge deren er im Voraus zu berechnen wußte, was wol in Zukunft erfolgen werde. Dieſer gemäß erklärte er: „Junge mutige Genien ſind wie junge mutige Füllen; das ſtrozt von Leben und Kraft, tummelt ſich wie unſinnig herum, ſchnaubt und wiehert, wälzt ſich und bäumt ſich, ſchnappt und beißt, ſpringt an den Leuten hinauf, ſchlägt vorn und hinten aus, und will ſich weder fangen noch reiten laſſen. Deſto beſſer! denn wenn es, vt iniquae mentis asellus, die Ohren ſinken ließe und die Lenden ſchlepte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da iſt kein anderes Mittel! Man muß die Herrn ein wenig toben laſſen; und wer etwa von ungefähr — denn ſie meinen es ſelten ſo übel — von ihnen gebiſſen oder mit dem Huf in die Rippen geſchlagen wird, betrachte ſich als ein Opfer für das gemeine Beſte der ge-

lehrten Republik, und tröſte ſich damit, daß aus dieſen nämlichen wilden Jünglingen, ſo fern ſie glücklich genug ſeyn ſolten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewol das freilich dem einen und andern ſchon mislungen iſt, und auch fernerhin zuweilen mislingen wird.“

Mit dieſer heitern Wendung des geiſtreichen Weltmanns zog ſich Wieland aus der Sache. Man muß aber wiſſen, daß hier nicht Göthe allein gemeint war, ſondern daß es der ganzen Partei galt, die man in unſerer Literatur mit dem Namen der Kraftgenies bezeichnete, und die damals ihr Weſen ein wenig tumultuariſch trieben. Wie gut ſich Wieland auf die Anzeichen verſtanden, und wie richtig er gewahrſagt habe, das hat die Folgezeit bewieſen; gewiß aber gereicht es dem äſthetiſchen und dem gerechten Sinne Wielands zur Ehre, daß er Göthen ſtets volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und nach wie vor gleich bereit war, deſſen Vorzüge willig anzuerkennen.

Nicht nur hielt er ſeine Rechtfertigung des Götz von Berlichingen gegen die Vorwürfe des beſagten Recenſenten nicht zurück, ſondern war auch einer von den wenigen, welche Werthers Leiden in das rechte Licht zu ſezen wußten, und bei Erſcheinung Clavigo's erklärte, er würde den Verfaſſer ohne Einſchränkung loben, wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefodert würde. Nur ein einziges Mal ſcheint Wieland der gereizten Empfindlichkeit nicht haben widerſtehen zu können, als er nämlich die geiſtarmen Freuden des jungen Werthers (von Nicolai) — lobte. Daß aber hier dem guten Wieland etwas Menſchliches begegnete, war wol ſehr verzeihlich, indem er ſich von Göthe aufs Aeußerſte beleidigt glauben mußte, weil er ihn für den Verfaſſer einer andern dramatiſchen Poſſe hielt, die unter dem Titel Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten gerade zu einer Zeit erſchien, in welcher Göthe ihm einen zutraulichen Brief geſendet hatte. Wieland glaubte demnach unwürdig mit ſich geſpielt, und ſeiner Erbitte-

rung glich nur ſein Mistrauen, welches ſo weit ging, daß er auch dann, da Wagner als Verfaſſer der Poſſe bekant ward, lange Zeit noch nicht ganz an Göthe's Unſchuld glaubte. Wie leicht würden dadurch Wieland und Göthe für immer entzweit worden ſeyn; allein der gute Genius unſerer Literatur wolte, daß gerade das, was beide herrliche Geiſter von einander zu entfernen ſchien, ein Mittel würde, ſie nur um ſo näher und lebenslänglich zu verbinden.

Der große Ruf, in welchem Wieland ſtand, und der faſt beiſpielloſe Beifall, den ſogleich Göthe's erſte Dichtungen erhielten und verdienten, waren gleich ſehr Urſache, daß die Farce des Lezteren ein ungemeines Aufſehen erregte, und nichts war wol natürlicher, als daß ſie in Weimar eine vorzügliche Neuigkeit des Tages werden mußte. So blieb ſie denn auch den erhabenen Zöglingen Wielands nicht fremd, und ward von ihnen angeſehen, wie geniale Jünglinge genial-mutwilligen Scherz

anzuſehen pflegen, heiter und luſtig. Nun fügte ſich's aber, daß um jene Zeit beide Prinzen eine Reiſe nach Frankreich machten, und da ſie ihr Weg durch Frankfurt führte, ſo entſtand ihnen der Wunſch, den jungen Dichter von ſeltener Kraft kennen zu lernen, der ſo ariſtophaniſch ihren Hofmeiſter gehofmeiſtert hatte. Wie dieſe Bekantſchaft eingeleitet und fortgeſezt wurde, hat Göthe ſelbſt uns in ſeinem Leben erzählt, die Folge derſelben aber weiß die Welt. Der für alles Gute und Schöne lebhaft ſich intereſſirende Erbprinz hatte bemerkt, daß in Göthe auch noch andre Talente als die des Dichters lagen. Kaum war er daher, nach erhaltener venia aetatis, i. J. 1775 zur Regirung gelangt, als ſein entſchiedener Wille, das möglich Beſte zu wirken, ihm den Entſchluß erweckte, Göthen für Weimar zu gewinnen. Dieſer ſtand nicht an, der ehrenvollen Einladung ſeines fürſtlichen Gönners zu folgen, und hatte das Vergnügen, noch in demſelben Jahre zu bewirken, daß auch Herder

an den Ort ſeiner künftigen Wirkſamkeit berufen wurde.

So ſah denn Wieland nun auf einmal — wie man ſieht, allerdings als eine Folge des Teutſchen Merkurs, — die zwei Perſonen in ſeinen Kreis gerückt, von denen er für den literariſchen Ruhm der Teutſchen am meiſten hoffte, zu denen aber ein Zufall ihn in Misverhältniß geſezt hatte. Vielleicht würde jedem andern als ihm eine ſolche Nähe drückend geworden ſeyn; ihm aber, der ſelbſt vormals von einer perſönlichen Bekantſchaft völlige Ausgleichung mit allen ſeinen Gegnern gehofft hatte, konte ſie es weniger werden. Anfangs, da er über vieles noch im Dunkeln war, und die Folgen ſolch eines Zuſammentreffens für ſich noch nicht überſehen konte, war er freilich nicht ſogleich erfreut: nie aber war ihm eine Hofnung ſchöner in Erfüllung gegangen als diesmal; drei vorzügliche Geiſter erkanten, achteten, liebten ſich. Wie ſich dies nach und nach fand, erhellt ſehr deutlich aus Wielands

Briefen. „Wie viel oder wie wenig — ſchrieb er d. 5 Okt. 1775 an Herrn v. Gebler — von dem durch ein ſeltenes und ſonderbares Schickſal veranſtalteten Beiſammenſeyn Herders, Göthe's u. W. unter den Flügeln eines jungen Fürſten von der edelſten Sinnesart zu erwarten ſey, weiß ich nicht. Und was ich ſagen kann, iſt nur, wir ſind da, und leben im Glauben, Liebe und Hofnung einmütiglich und einfältig beiſammen, frei — Dank ſey es dem Himmel! von unartigen Leidenſchaften und unlautern Abſichten . . und ſtolzer darauf, gute Menſchen zu ſeyn, als für außerordentliche Geiſter angeſehen zu werden. Zwei von uns — Göthe und Herder — werden (beinahe möcht' ich leider! ſagen) in der Sphäre ihres Berufes und Amts einen großen Teil ihrer herrlichen Geiſteskräfte verbrauchen müſſen: und was ſoll ich Ihnen von dem dritten ſagen?" Hiemit vergleiche man, was er d. 18 Jul. 1776 an den Ritter Gluck ſchrieb: „In der Verfaſſung, worin mich ihr Brief antraf, kont'

ich mit Ihnen weinen, Ihren Verluſt innig fülen und beklagen, aber etwas hervorzubringen, das des entflohenen Engels und Ihres Schmerzes und Ihres Genius würdig wäre, das kont' ich nicht, und werd' es niemals können. Außer Klopſtock konte das nur Göthe. Und zu dem nahm ich auch meine Zuflucht, zeigte ihm Ihren Brief; und ſchon den folgenden Tag fand ich ihn von einer großen Idee erfüllt, die in ſeiner Sele arbeitete. Ich ſah ſie entſtehen, und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, ſo ſchwer ich dieſe auch fand; denn was iſt Göthe unmöglich? Ich ſah, daß er mit Liebe über ihr brütete; nur etliche ruhige, einſame Tage, ſo würde, was er mich in ſeiner Sele ſehen ließ, auf dem Papier geſtanden ſeyn: aber das Schickſal gönnte ihm und Ihnen dieſen Troſt nicht. Seine hieſige Lage wurde um ſelbige Zeit immer unruhvoller, ſeine Wirkſamkeit auf ganz andere Dinge gezogen, und nun, da er ſeit einigen Wochen mit dem unbeſchränkten Vertrauen und

der beſondern Affection unſers Herzogs zugleich eine Stelle im geheimen Conſeil einzunehmen ſich nicht entziehen konte; nun iſt beinahe alle Hofnung dahin, daß er das angefangene Werk ſo bald werde vollenden können. Er ſelbſt hat zwar weder den Willen noch die Hofnung aufgegeben; ich weiß, daß er von Zeit zu Zeit ernſtlich damit umgeht; aber in einem Verhältniß, wo er nicht von einem einzigen Tage Meiſter iſt, was läßt ſich da verſprechen? — — Göthe ſelbſt hoffte immer und vertröſtete mich: ich bin auch gewiß, ſo wie ich den herlichen Sterblichen kenne, daß es noch zu Stande kommen wird, — und ſo ſpät es auch kommen mag, Freude wird Ihr Genius und der Geiſt Ihrer Seligen daran haben, das bin ich gewiß."

Die Augen von ganz Teutſchland richteten ſich jezt auf Weimar, denn wer hoffte nun nicht, daß an den Ufern der Ilm ein neues Ferrara aufblühen werde, wo ein Arioſto und Taſſo den Hof der Alphonſe ſo glänzend ver-

herlicht hatte. Hier war ſogar mehr als in Ferrara, welches beide große Dichter nicht gleichzeitig beſaß, und dem reichen Genius Herders keinen andern gegenüber zu ſtellen hat. Da indeß Karl Auguſt, wie ſehr er auch die Muſen ehrte und liebte, jedes Talent und jedes Verdienſt zu ſchäzen wußte, und dadurch verdiente, ſie um ſich her verſammelt zu ſehen, doch ſeine meiſte Zeit von den Sorgen und Geſchäften des Fürſten um ſo mehr in Anſpruch genommen ſah, je mehr ihm die Blüte und das Glück ſeines Landes am Herzen lag; ſo hätte wol geſchehen können, daß aus dem Beiſammenſeyn jener drei vorzüglichen Geiſter kein Verein entſtanden wäre, auf welchen doch ſo ungemein viel ankam, wenn Teutſchlands Hofnungen von Weimar erfüllt werden ſolten. Eines gemeinſamen Berührungspunktes bedurfte es für ſie, wo ſie auf einander mild und heiter einwirken konten; auch dieſen fanden ſie. Die Muße nämlich, welche die Herzogin Mutter jezt erhalten hatte, war den Muſen ge-

weiht, und ihr Hof, ein Sammelplaz der beſten, geiſtreichſten Köpfe, bot dem jungen Herzog die ausgeſuchteſten Erholungen dar.

Die ſchöne Bühne, die bisher eine Zierde Weimars geweſen, war bei dem unglücklichen Schloßbrand i. J. 1774 ein Raub der Flammen geworden, allein man verſtand ſich hier darauf, das Verlorne zu erſezen. Was irgend Bedeutendes in Poeſie und Muſik erſchien, ward in Amalia's Zirkel geleſen, geſpielt, geſungen, und Gegenſtand der Unterhaltung, von welcher nichts ausgeſchloſſen blieb, was irgend auf Wiſſenſchaften und Künſte der Humanität Beziehung hatte und den Geiſt und das Herz würdig zu vergnügen fähig war. Ernſt und Scherz wechſelten wie Anmut und Würde; was wahr und gut, was ſchön und edel, was wizig und geiſtreich, was zart und fein war, hieß man hier gleich wilkommen. Durchaus auf den Ton der echten Urbanität geſtimt, gab dieſer Hof vielleicht das erſte Beiſpiel eines nicht leeren Anſtandes, und beförderte ſo das

Genie, ſtatt es zu hemmen. Wie ſehr mußte ſich dieſes vielmehr in ſeinem Fluge gehoben fülen, da man ihm in ſolchem Kreiſe Achtung, Neigung, Vertrauen bewieß; wo es ſich nun aus eigenem Triebe beſchränkte, da konte es nur gewinnen. Heimiſch fülten ſich hier die Muſen, und folgten in der ſchöneren Jahreszeit gern ihren Beſchüzern und Freunden aufs Land, um den Aufenthalt daſelbſt durch ländliche Feſte und Freuden aller Art zu verſchönern. Dies geſchah beſonders ſeit dem Jahre 1777, zuerſt in dem, auf einem Bergrücken in der Nähe Weimars angelegten Ettersburg, deſſen Schattenreiche Gänge mich oft ſo lebhaft an die ländlichen Scenen aus Göthe's Taſſo erinnert haben. Jacobi's Zuruf in eine Steinplatte eingehauen:

O laßt, beim Klange ſüßer Lieder,
Uns lächelnd durch dies Leben gehn,
Und, ſinkt der lezte Tag hernieder,
M.t dieſem Lächeln ſtille ſtehn!

ſpricht genau aus, in welchem Geiſt und zu welchem Zwecke man ſich hier verſammelte.

Die meiſten kleineren Dramen von Göthe ſind hier entſtanden, und wurden bald im freien Walde, wo unweit der Hütte von Baumrinde ein großer Plaz dazu bereitet war, bald in dem Schloſſe ſelbſt von geiſtvollen Liebhabern dargeſtellt. Hundert Scherzi, die meiſt alle von dem Herrn v. Einſiedel oder der erfindungsreichen Fräulein Göchhauſen ausgingen, wurden hier erſonnen und ausgefürt, um nach geiſtvollen Unterhaltungen und Beſchäftigungen auch dem frölichen Scherz und der genialen Laune ihr Recht wiederfaren zu laſſen. Was früher Ettersburg geweſen, das wurde ſeit dem Jahre 1783 Tieffurt, als Amalia dieſes liebliche, ſtille Thal zu ihrem Sommeraufenthalt wälte. Auch hier hieß ein verſammelter Hof in ſchönem Naturgenuß die Muſen freundlich wilkommen, ja es entſtand ein eigener Wetteifer um ihre Gunſt. Um nicht blos dem Zufall die Unterhaltung zu überlaſſen, faßte man nämlich die Idee, ein eigenes Tieffurter Journal zu verfertigen, wozu jeder der

geiſtvollen Geſellſchafter ſeine freiwilligen Bei- träge lieferte. Dieſes Journal iſt, außer ei- nigem, was Göthe und Herder in ihre Werke aufgenommen haben, Handſchrift geblieben: daß aber vieles auch jezt noch einer heitern Auf- nahme beim Publikum ſich erfreuen würde, dürf- ten ſchon die geachteten Namen der Beiträger beweiſen, wenn nicht überhaupt gewiß wäre, daß, was dem genialen Geiſt und dem ſchönen Gemüt eine glückliche Stunde und eine heitre Stimmung eingab, immer gefallen wird. Wo aber hätte man dies alles mehr angetroffen als hier? Wo wäre zu ſolchen Eingebungen mehr Veranlaſſung geweſen? — Ueberall, würde Wieland ſagen, wohin dieſer Kreis kam und die Sele deſſelben Amalia; und deshalb nah- men wir alles jenes auch nach dem romanti- ſchen Wilhelmsthal bei Eiſenach und in die düſtern Wälder des friedlichen Ilmenau mit, wohin von Zeit zu Zeit der Hof ſich begab. Denn

Was iſt's, das uns Olympiens hehren Wald
Zum Zaubergarten macht, zum Tempel ſchöner Freuden,
Zu dem man eilt, um zögernd draus zu ſcheiden?
Sie ſelbſt! — O! würde Sie zu Ihrem Aufenthalt
Der rauhſten Alpe Gipfel wälen,
Der rauhſten Alpe würde bald
Kein Reiz der ſchönſten Berge felen.
Ja zöge Sie bis an den Anadir,
Wohin Sie gehen mag, die Muſen folgen Ihr,
Ihr einen Pindus zu bereiten.
Sie, von Olympien ſtets geliebt, gepflegt, geſchüzt,
Belonen Sie durch ihre Gaben izt.
Sie ſchweben Ihr in Ihren Einſamkeiten,
Wenn Sie im Morgentau die Pfade der Natur
Beſuchet, ungeſehn zur Seiten,
Und leiten Sie auf ihre ſchönſte Spur.
Und wenn Sie, in begeiſterndem Entzücken,
An einen Stamm gelehnt, mit liebender Begier,
Was Sie erblickt und fült, Sich ſehnet auszudrücken,
So reichen ſie den Bleiſtift Ihr.
Sie ſind's, die am harmoniſchen Klavier
Der leichten Finger Flug beleben;
Und wer als ſie vermöchte Ihr
Die Melodien einzugeben,

Von denen das Gefül der lautre Urqvell iſt,
Die tief im Herzen wiederklingen,
Die man beim erſtenmal erhaſcht und nie vergißt,
Und niemals müde wird zu hören und zu ſingen?

O Fürſtin, fahre fort aus Deinem ſchönen Hain
Dir ein Elyſium zu ſchaffen!
Was hold den Muſen iſt ſoll da wilkommen ſeyn,
Doch allen, die in Deine Wildniß gaffen,
Und nichts darin als — Bäume ſehn,
Dem ganzen Midasſtamm der froſt'gen langen Weile
Mit ihrem Troß, dem Uhu und der Eule,
Und ihrer Schweſterſchaft von Gänschen und von Kräh'n,
Sey Deine Luft zu rein! Das traur'ge Völkchen weile
Stets an des Berges Fuß; und fürt das böſe Glück
Es ja hinauf, ſo kehr' es bald zurück,
Und banne ſelber ſich aus Deiner Republik!

Und ſo, Natur, und ihr, geliebte Pieriden,
Pflegt eurer groſſen Prieſterin!
Ihr ſey das ſchönſte Loos des Erdenglücks beſchieden,
Zur Luſt an euch ein immer offner Sinn,
Ein immer fülend Herz, und eine Qvelle drin,
Die nie verſiegt, von ſüßem innern Frieden!
Was ſonſt die Sterblichen zu wünſchen ſich ermüden,

Iſt gleich der Flut im Faß der Danaiden:
Und ſchöpften ſie äonenlang hinein,
Es würde niemals voller ſeyn.

(Wielands S. W. Bd. 9. S. 140. fgg.)

In einem ſolchen Kreis und unter ſolchen Umſtänden kamen Wieland, Herder und Göthe gar leicht bis zur Vertraulichkeit ſich näher, und ich ſtehe nicht an zu bekennen, daß mir dadurch unſre Poeſie und Literatur, ja unſre ganze geiſtige Bildung treflich gefördert zu ſeyn ſcheint; denn irre ich nicht ganz, ſo geſchah von hier aus der Uebergang zu der vierten Periode unſerer Poeſie, die Wieland und Herder ſchon früher geahnet, und wohin Göthe von Natur die Richtung ſo entſchieden hatte, daß ſie auch in den früheſten Erzeugniſſen ſeiner üppigen Kraft nicht zu verkennen iſt. Wir werden ſehen, wie ſich in der Folge die Wirkungen davon immer deutlicher offenbaren.

Eben eines ſolchen Kreiſes aber und ſolcher Umſtände bedurfte es auch, wenn Wieland nicht mitten in der Reſidenz als Einſied-

leer leben, oder gar von dem Hofleben mehr Verdruß als Vorteil haben ſolte. Was ſo manchen ſonſt an dem Hofleben erfreuen mag, äußerer Glanz, Repräſentazion, und eine gewiſſe Feſtlichkeit, das alles war nicht für ihn. Mit ungemein komiſcher Laune und einem immer neuen Zufluß drolliger Einfälle und Ausdrücke wußte er zu ſchildern, wie er in früherer Zeit, wo die Herzogin Mutter noch ein ſtrenges Hofceremoniel beobachten mußte, dieſem ſo große und ſchwere Opfer gebracht, denn er habe erduldet Langeweile im Vorzimmer, läſtiges Stehen im Sale, peinliches Sizen an der Tafel, Unverdaulichkeiten, Erkältungen durch Zugluft, und, um allem die Krone aufzuſezen, die fatale Beutelperuqve auf dem Kopfe. Je läſtiger ihm all dieſer Zwang war, deſto mehr ſehnte er ſich zurück in ſeine häusliche Ruhe und in ſeinen traulichen Familienkreis, zu ſeinen gewohnten Studien und Beſchäftigungen. Auch in dieſem Punkte glich er ſo ganz ſeinem Horaz, der eine gewiſſe Mit-

telmäßigkeit mit Unabhängigkeit und Selbſtgenuß allem, was Könige geben konten, vorzog, daß er ſelbſt in der ſpäteren Zeit, wo er alles Hofzwanges entladen, und an ſeine erhabene Gönnerin mit allen zarten Banden der Verehrung, Dankbarkeit und Liebe unauflößlich geknüpft war, doch ohne ſeine häusliche Zurückgezogenheit nicht würde haben dauern können. Welch Glück daher für einen Mann, der, wie liebenswürdig er auch als Dichter erſcheint, doch in ſeinem Familienkreis am liebenswürdigſten war, weil er ſich hier am freieſten fülte, daß er an einen Hof gekommen war, der auch ſeine Zurückgezogenheit zu achten wußte. Gerade dieſes erkante Wieland eben ſo dankbar als jede andre ihm erwieſene Gnade, und beeiferte ſich nur um ſo mehr, durch die Früchte ſeiner Einſamkeit, die allerdings nach ſolcher Geſelligkeit um ſo köſtlicher reifen mußten, aller Gnade ſich würdig zu beweiſen. „Ich lebe — ſchreibt er dem Herrn v. Gebler d. 1 Sept. 1782 — in einer erwünſchten Freiheit von

öffentlichen Geſchäften, den Muſen, und mir ſelbſt ein unſcheinbares, aber glückliches Leben; begünſtigt mit der Gnade meiner guten Fürſten und der Liebe vieler Rechtſchaffenen; umgeben von einer zahlreichen, um mich her teils aufblühenden, teils noch aufkeimenden Familie, die meine Exiſtenz auf die intereſſanteſte Art vervielfältigt, und durch die ſüßen Sorgen und angenehmen Pflichten des Hausvaters mein ſonſt ſehr einförmiges Leben vor Stockung bewahrt. Kurz, vergnügt mit meinem Loos, und ohne andre Wünſche für die Zukunft, als jene beſcheidenen, die ich mit meinem Horaz gemein habe.

Sit mihi quod nunc est, etiam minus, ut mihi vivam.
Quod superest aevi, si quid superesse volunt Di,
Sit bona librorum, et provisae frugis in annum
Copia, ne fluitem dubiae spe pendulus horae . . . *)

*) Laßt mir nur, was ich hab', und wär's auch minder,
Und was ihr etwa noch von Lebenszeit

Das Hofleben veränderte demnach im Weſentlichen nichts an Wieland; ſein Charakter, ſeine Grundſäze, ſeine ganze Art zu ſeyn, blieben, die ſie geweſen waren. Ob ſich nicht etwas in ſeinem Ton und ſeiner Manier verändert habe, werden wir wol am beſten erkennen, wenn wir ihn jezt in ſeine Einſamkeit begleiten. Hier finden wir ihn die meiſte Zeit bei ſeinem Merkur, denn er hatte dem Publikum das Verſprechen gegeben, von den Eingebungen ſeiner Muſe nichts auf einem andern Wege als durch den Merkur bekant zu machen. Da dieſer nun auf eine Reihe von Jahren hinaus der Maasſtab zur Beurteilung Wielands wird, ſo ſcheint mir ratſam, zuvörderſt alles das in einer Ueberſicht darzuſtellen, was er bis zu dem Jahre 1795, wo er eigentlich

---

Mir zugedacht, laßt mich mir ſelber leben!
Laßt mir's an Büchern nicht, auch nicht an Vorrat,
Was auf ein Jahr vonnöten iſt, gebrechen,
Damit die ungewiſſe Zukunft im Genuß
Des Gegenwärt'gen mich nicht ſtören müſſe.

aufhörte Herausgeber zu ſeyn, darin mitgeteilt hat *). Ich übergehe nur aus den zwei erſten Jahren, weſſen bereits gedacht iſt.

1773.

Briefe über die Alceſte.
Der Geiſt Shakſpeare's.
Miscellaneen.

1774.

Neujahrswunſch.
Die Abderiten (Bd. 19. 20.) Die Fortſezung in mehreren Jahrgängen.

*) In der Sammlung ſeiner ſämtlichen Werke nehmen dieſe Beiträge einen Teil von Bd. 9, 10, 14, 15, die Bände 18—30 aber ganz ein, und ſodann von den Supplementen einen Teil von Bd. 5; Bd. 6 aber ganz. Die Angabe der Bände im Obigen bezieht ſich auf dieſe Samlung; alles, wobei nichts bemerkt iſt, hat Wieland in ſie nicht aufgenommen. — In Anſehung der Redaction des T. M. bemerke ich hier noch, daß Wieland von Zeit zu Zeit einen Gehilfen hatte, nämlich bei den erſten Jahrgängen F. J. Bertuch, nachher Werthes, in den achtziger Jahren eine Zeitlang Reinhold, dann Schiller, in den neunziger Jahren aber Böttiger, welcher endlich von dem Jahre 1796 an die Herausgabe ganz allein beſorgte.

Von ſchönen Selen. (Suppl. Bd. 6.)
An Pſyche. Die erſte Liebe. (Bd. 9.)
Ueber die Perſpektive in den Werken der griechiſchen Maler. (Suppl. Bd. 6.)
Ueber eine Stelle in Lucians Hippias.
Stilpon, oder über die Wal eines Oberzunftmeiſters in Megara. (Bd. 15.)
Proben einer neuen Ueberſ. der Briefe des Plinius.

1775.

Urteil des Midas, Singſpiel. (Bd. 26.)
Geſchichte des Daniſchmende. (Bd. 8.)
Rechtfertigung eines ſchönen Worts des Pompejus. (Suppl. Bd. 6.)
Verhältniß des Angenehmen zum Nützlichen. (Daſ.)
Etwas, das Plato geſagt haben ſoll und nicht geſagt hat. (Daſ.)
Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule. (Daſ.)
Ueber die Kunſt aufzuhören. (Daſ.)
Die ſterbende Polyxena des Euripides. (Daſ.)
Ein charakteriſtiſcher Zug der griech. Nazionalart.
Sixt und Klärchen, oder der Mönch und die Nonne auf dem Mittelſtein. (Bd. 9.)
Unterredungen mit dem Pfarrer von ** (Bd. 30.)
An alle Menſchenfreunde über das Philanthropin in Deſſau.
Zweifel über Al. Dow's Nachricht von den Fakiren. (Suppl. Bd. 6.)

Anmerkungen über Dow's Nachr. von der Relig. der Braminen. (Daſ.)

Woher nach der Edda die guten und ſchlechten Skalden kommen.

Goldmacherei des Demokritus.

Serafina, Kantate.

Ueber das teutſche Singſpiel und einige ältere teutſche Singſpiele. (Bd. 26.)

Kantate auf d. 19 Geburtstag und Regierungsantritt des Herzogs von Sachſen-Weimar.

Titanomachie oder das neue Heldenbuch. (Suppl. Bd. 6.)

Fragen und Aufgaben.

1776.

An Pſyche.

Das Wintermärchen. (Bd. 18.)

Gandalin, oder Liebe um Liebe. (Bd. 21.)

Bonifaz Schleichers Jugendgeſchichte. (Bd. 15.)

Ueber Sebaſtian Brant; Hans Sachs; Joh. Fiſchard; Hutten; Gailer von Kaiſersberg; Korn. Agrippa von Nettesheim; Erasmus von Rotterdam.

Miscellaneen.

1777.

Geron der Adelige. (Bd. 18.)

Ueber die vorgebl. Abnahme des menſchl. Geſchlechts. (Bd. 14.)

Das Sommermärchen oder des Maultiers Zaum. (Bd. 18.)

Richard Löwenherz und Blondel. (Bd. 26.)

Ueber die Ideale der griech. Künſtler. (Bd. 24.)

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit.

Ueber Juſt. Lipſius; Anna Maria von Schurrmann; Ludw. Vives; Juliane Morell.

Miscellaneen.

1778.

La Philosophie endormie, eine Konverſazion en Pôt-Pourri.

Hann und Gulpenheh. (Bd 18).

Der Vogelſang oder die drei Lehren. (Daſ.)

Fragmente von Beiträgen. (Daraus in Bd. 24: 1. Was iſt Wahrheit? 2. Philoſophie als Kunſt zu leben oder Heilkunde der Sele.)

Logogryph.

Schach Lolo. (Bd. 10.)

Pervonte. (Bd. 18.)

Bunkliade. (Suppl. Bd. 5.)

Joh. Reinh. Forſters Reiſe um die Welt. (Daſ.)

1779.

Roſemunde, Singſpiel. (Bd. 26.)

Pandora, Singſpiel. (Suppl. Bd. 5.)

1780.

Oberon. (Bd. 22. 23.)

Ueber eine Anekdote aus Rouſſeau's geh. Geſch. ſeines Lebens. (Bd. 15.)

Patriotiſche Beiträge zu Teutſchlands höchſtem Flor. (Bd. 15.)

Dialogen in Elyſium. (Bd. 25.)

Lucians Panthea.

Auszüge aus den Mélanges tirées d'une grande Bibliothèque. (Fortgeſetzt 1781. — Daraus: 1. über die älteſten Zeitkürzungsſpiele Bd. 24. — 2. Auszüge aus dem Thrésor de l'ame. Suppl. Bd. 6.)

In wiefern iſt es gut, die Uebeltaten vortreflicher Menſchen bekant zu machen?

Miscellaneen.

1781.

Athenion genant Ariſtion. (Suppl. Bd. 6.)

Ueber den Hang der Menſchen an Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben. (Bd. 24.)

Moraliſche Probleme.

Ueber die teutſchen Monatsnamen Karls d. Gr.

Verzeichniß und Nachr. von franz. Schriftſtellerinnen. (Suppl. Bd. 6.)

Ob Homer ein Baſtard geweſen? Gegen Pope.

Eine literariſche Neuigkeit.

1782.

Nachtrag zu der Anekdote von Rouſſeau. (Bd. 15.)

Freimüt. Geſpräche über einige neueſte Weltbegebenheiten. (Bd. 15.)

Sendſchreiben an einen jungen Dichter. (Bd. 24.)

Gedicht an die Herzogin Amalia.
Was iſt Hochteutſch? (Suppl. Bd. 6.)

1783.

Klelia und Sinibald. (Bd. 21.)
Singgedicht zum Geburtstag des Erbprinzen Karl Friedrich (Bd. 26.)
Kantate zu derſelben Feier.
Antworten und Gegenfragen auf einige Zweifel und Anfragen eines neugierigen Weltbürgers.
Die Aëropetomanie. (Bd. 30.)

1784.

Die Aëronauten. (Bd. 30.)
Briefe an einen jungen Dichter. (Suppl. Bd. 6.)
Mark Aurel an die Römer. (Daſ.)

1785.

Ueber Rechte und Pflichten der Schriftſteller in Abſicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen und Urteile über Nazionen, Regirungen und andere politiſchen Gegenſtände. (Bd. 40.)

1786.

— —

1787.

Die Salamandrin und die Bildſäule. (Bd. 30.)
Gedanken über Magnetismus.

1788.

Ueber den Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen. (Bd. 29.)

Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens. (Bd. 30.)

Nikolaus Flamel, Paul Lukas und der Derwiſch von Bruſſa. (Daſ.)

Der Stein der Weiſen. (Daſ.)

Peregrin und Lucian, Dialog in Elyſium. (Bd. 25.)

1789.

Peregrinus Proteus, fortgeſ. in den folg. Jahren. (Bd. 27. 28.)

Aufſäze über die franz. Revoluzion, fortgeſ. bis zum Jahre 1794. (Bd. 29.)

Göttergeſpräche, fangen an. (Bd. 25.)

Sechs Antworten auf 6 Fragen (über Aufklärung) von Timalethes.

Der Neue Teutſche Merkur.

1790.

Geſchichte der Trogloditen.

Die zwei wichtigſten Ereigniſſe des vor. Monats. (Josephs Tod und Aufhebung der Mönchsorden in Frankreich.)

Ueber den Pater Belbuci; Frau v. Buchwald; Ueberſezungskunſt und Pflichten eines Ueberſezers; Sterne; Machiavells Fürſten.

Der vierzehnte Julius; Göttergeſpräch. (Bd. 25.)
Ueber die Boruſſias.
An Olympia.
Der olympiſche Weiberrath. (Bd. 25.)
Fauſtina. (Bd. 24.)

Die pythagoriſchen Frauen. } Bd. 24.
Aspaſia und Julia.

(Zuerſt im hiſtor. Kalender für Damen von 1790.)

1791. 1792.

Mehrere Aufſäze über franz. Revol. (Bd. 29.)
Anmerkungen zu der Boruſſias von Jeniſch.

1793.

Für und wider, ein Göttergeſpräch. (Bd. 25)
Ueber teutſchen Patriotismus.
Cyklopen-Philoſophie und Cyklopen-Recht in nuce (Aus Eurip. Cycl. 315—345.)
Briefe über die franz. Konſtituzionen.
Ueber Charlotte Corday.
Ueber teutſche Lettern.
Brief an Voß über die Ueberſezung des Ariſtophanes.

1794.

Kurze Darſtellung der innerlichen Verfaſſung und

äußerlichen Lage von Athen in dem Zeitraume, worin Ariſtophanes ſeine Komödien auf die Bühne brachte.

Apologie ſeiner Orthographie.

Anzeige eines merkw. Werks über franz. Revol.

Ueber Krieg und Frieden.

Die Acharner des Ariſtophanes.

1795.

Ein Wort über Bode.

Die Waſſerkufe. (Bd. 18.)

(Zu allem dieſem kommen noch, beinah in jedem Jahrgange, kritiſche Ueberſichten der Literatur und eine Menge kleinerer Beurteilungen einzelner Werke.)

Der flüchtigſte Ueberblick dieſes Verzeichniſſes lehrt, wie vorteilhaft für die Welt Wieland ſeine Einſamkeit benuzte, und wie ſein geſelliges Leben ſelbſt darauf hinwirkte, ſeine einſamen Stunden mit Stoff zu Betrachtungen und Unterſuchungen zu verſorgen. In dieſer Reihe von mehr als 20 Jahren ereignet ſich beinahe nichts von Wichtigkeit in der politiſchen und literariſchen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Anteil genommen

hätte, ſo daß gewiß nie einer mit größerem Rechte Terenzens „ich bin ein Menſch, und was die Menſchheit betrift, iſt mir nicht fremd" von ſich hätte ſagen können. Sein Talent als geſellſchaftlicher Schriftſteller entwickelte ſich bei dieſer Gelegenheit auf die mannichfaltigſte Weiſe, und überall leuchtet hervor, daß es ihm, der nun ſo auserwälter Geſellſchaft genoß, nicht blos um eine leichte Zeitkürzung unbeſchäftigter Menſchen zu tun war, wie ſo häufig den Herausgebern des Mercure de France, ſondern um das, wonach er von Jugend an geſtrebt, und was er für allein des Erſtrebens wert hielt, um Bildung für das Wahre, Gute und Schöne. Dieſe zu verbreiten, ſo weit er vermöchte, war ſein Wunſch und Wille; und wer ſieht nicht, daß er kein ihm zu Gebote ſtehendes Mittel dazu unverſucht gelaſſen. Nicht als Dichter allein, ſondern auch als Philoſoph, als Kunſtrichter, als Literator, als Hiſtoriker und Politiker wirkte er auf dieſen Zweck.

Es wird jezt nötig, ihn unter allen dieſen Geſichtspunkten zu betrachten.

Den Standpunkt, welchen Wieland als Philoſoph behauptete, hab' ich bereits angegeben; er blieb Zeitlebens in den Angelegenheiten der Metaphyſik ein Skeptiker, weil ihm alle Verſuche der philoſophirenden Vernunft, das Räzel der Welt zu löſen, ein entſchiedenes Mistrauen gegen die Kräfte der Vernunft in dieſer Hinſicht eingeflößt hatten. Für ſeine Perſon entſchlug er ſich nun dieſer Verſuche gänzlich, und hatte wol nicht Unrecht, wenn er lieber ein anderes Werk betreiben wolte, zu dem er ſich von der Natur beſtimter fülte. Ob er aber überhaupt behaupten ſolle, dergleichen Verſuche ſeyen unnüz an ſich, und lieber gar zu unterlaſſen, darüber ſcheint er nicht zu allen Zeiten einerlei Meinung geweſen zu ſeyn. In ſeinen unbefangenen Augenblicken achtete er ſie als höchſte Kraftäußerungen des menſchlichen Geiſtes ſehr hoch, und geſtand ſich dann auch, daß wir uns ihrer eigentlich doch

nie entſchlagen könten, ja daß dieſes für die Menſchheit wol gar nachteilig werden dürfte; wenn er nun aber die vielen und widerſprechenden Meinungen und das ganze Heer einzig möglicher Aufſchlüſſe überſchaute, ſo brach auf einmal alles in ihm los, was von Skepſis und Luzianiſcher Laune in ihm lag, und er fülte ſich jedesmal von einem ziemlich ſtarken Indifferentismus befallen. Das Reſultat davon gibt er uns in ſeiner Beantwortung der Frage, was die Wahrheit ſey. „In metaphyſiſchen und äſthetiſchen Dingen, ſagt er, das iſt, in Sachen wo das meiſte auf Einbildung und Sinnesart ankomt, wäre das billigſte, einen jeden im Beſiz und Genuß deſſen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu laſſen, ſo lange er andre in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in ſeines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden ſeiner Hausgötter zu ſtören? Mag doch ſeine Meluſine einen Fiſchſchwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andere an? Aber freilich,

ſobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landſtraßen herum reitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß ſeine Prinzeſſin ſchöner iſt als die ihrige, oder wol gar daß ſie allein ſchön, und jedes andre Geſicht ein Meerkazengeſicht iſt, — das iſt etwas ſehr unangenehmes für Leute, die keine Luſt haben ſich zu balgen: und wiewol die irrenden Ritter, die ſolche Taten tun, in den Augen kluger Leute ihre Entſchuldigung unter dem Hute tragen; ſo mögen ſie ſich's doch ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie dann und wann unter Mauleſeltreiber und Preller fallen, die nicht ſo ſäuberlich mit ihnen verfahren. Die Wahrheit flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer feurigſten Liebhaber, um in die Arme deſſen zu laufen, der ſie weder erwartete noch ſuchte. Der einfältigſte Menſchenſinn findet ſie am erſten, und genießt ihrer, wie der Luft, die er atmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der ſie überall ſucht,

ſindet ſie nirgends, juſt darum, weil er ſich nicht einbilden kann, daß ſie ihm ſo nahe ſey. Und ſobald ihrer zwei ſich über ihren ausſchlieſenden Beſiz in die Haare geraten, ſo darf man ſicher rechnen, daß ſie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Arioſt: wärend die tapfern Männer ſich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide. — Iſt dies Bild zu komiſch? — Nun, ſo iſt hier ein andres, das eben ſo gut zur Sache paßt. Die Wahrheit iſt weder hier noch da, — Sie iſt, wie die Gottheit und das Licht worin ſie wohnt, allenthalben: ihr Tempel iſt die Natur, und wer nur fülen, und ſeine Gefüle zu Gedanken erhöhen, und ſeine Gedanken in ein Ganzes zuſammen faſſen und ertönen laſſen kann, iſt ihr Prieſter, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart ſie ſich ganz; jeder ſieht ſie nur ſtückweiſe, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; jeder vernimt nur einige Laute

ihres Göttermundes, keiner die nämlichen. — — Und was haben wir alſo zu tun? — Anſtatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit ſey? wer ſie beſize? wer ſie in ihrem ſchönſten Lichte geſehen? die meiſten und deutlichſten Laute von ihr vernommen habe? — laſſet uns in Frieden zuſammen gehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächſten Baum uns hinſezen; und einander offenherzig und unbefangen erzälen, was jeder von ihr geſehen und gehört hat, oder geſehen zu haben glaubt; und ja nicht böſe darüber werden, wenn ſichs von ungefähr entdeckt, daß wir falſch geſehen oder gehört, oder gar (wie es brünſtigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben. Vor allem aber, liebe Brüder, hüten wir uns vor der Torheit, unſre Meinungen für Axiome und unumſtößliche Wahrheiten anzuſehen, und andern als ſolche vorzutragen. Es iſt ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Un-

ſelbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausſtehlicher iſt — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße ſizend, alle ſeine Reden als Götterſprüche von ſich gibt. Beſcheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern ſicher ſtellen. Wenn ein Mann auch ſo alt wäre wie Neſtor, und ſo weiſe wie ſiebenmal ſieben Weiſe zuſammen genommen, ſo müßt' er doch — eben darum weil er ſo alt und ſo weiſe wäre — einſehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß; daß, gegen Eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehen tauſend in Dämmerung und zehnmal zehn tauſend im Dunkeln vor uns liegen; und daß, wenn wir uns auch von dieſem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall ſcheint, bis zur Sonne aufſchwingen, und in ihrem Lichte dies ganze Planetenſyſtem mit allem ſeinem Inhalt und Zubehör ſo deutlich überſehen könten, wie jemand von der Spize

einer Terraſſe ſeinen Garten überſieht, dies nämliche Planetenſyſtem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur. Und wenn dann der weiſe Mann in einer ſo langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben dieſe Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdbewoner eine Eigenſchaft der ganzen Natur iſt, ſich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Stralen aus allen übrigen zuſammen laufen, und wie unbegreiflich alle dieſe Stralen, Beziehungen, Aus- und Einflüſſe aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchſchneiden und durchkreuzen, wie unmöglich es alſo iſt, nur eine einzige Erſcheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Teilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben ſo zu durchſchauen, wie der in dem ſie lebt und webt und iſt: beim Himmel! ich denke, das müßte den

weiſen Mann beſcheiden gemacht haben; und es ſolte mich nicht wundern, wenn er alle ſeine Urteile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geſchlechts Ram, (im Hiob) mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baren Skeptizismus halten müßte."

Ich hoffe, man wird aus dieſer Stelle deutlich ſehen, daß zwar zum Teil die Metaphyſiker ſelbſt unſerm Wieland die Freude an der Metaphyſik verkümmert hatten, daß aber doch ſeine wenige Neigung zu dieſer Wiſſenſchaft vorzüglich in dem beſcheidnen Zweifel an der Gewißheit derſelben gegründet war. Er ſcheute das Verſteigen in eine überſinliche Welt, wo bei jedem Schritte der Boden unter den unſichern Füßen weiche; er mistraute der bloßen Vernunft, weil ſie ſo leicht zum Vernünfteln verführe, und weil Sophiſten und Wizlinge zu oft ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben. Darum erkante er keinen andern Prüfſtein der Wahrheit als —

das innige Bewußtſeyn deſſen, was wir fühlen. Daß man auch damit in ziemlich verſchlungene Labirynthe ſich verirren könne, war ihm zwar nicht unbekant, allein ihm ſchien es leicht genug, dieſelben zu vermeiden. Manche werden ihn beſchuldigen, daß er ſelbſt es ſich ein wenig zu leicht gemacht; und wenn er freilich zu Zeiten die Frage ſo ſtellt, als ob alles darauf ankomme, was die Natur mit uns vorhabe, und dann meint, das finde ſich wol von ſelbſt, in geſundem Zuſtande des Leibes und der Sele frage kein Menſch danach, die Philoſophie ſelbſt ſey mithin eigentlich nur — für Kranke, und weit weniger eine Kunſt zu leben als eine Heilkunſt der Sele, ſo ſehe ich nicht, wie man dieſe Beſchuldigungen abwenden könte; der gordiſche Knoten iſt nicht aufgelößt, ſondern zerhauen, und die Laune waltet, wo Unterſuchung hingehört hätte. Daß Wieland dieſes nicht zu anderer Zeit ſehr gut ſolte eingeſehen haben, darüber iſt kein Zweifel, ſobald man nur weiß,

daß ihn die Laune nicht etwa ganz und gar beherſchte. Dieſe ſchien ihm aber auch hier nicht am unrechten Orte zu ſeyn, ſo wie die Sokratiſche Ironie und der Luzianiſche Spott, und er wolte mit dieſen wol mehr nur ſeine Oppoſizion behaupten und zur Prüfung locken, als ſelber etwas entſcheidend feſtſezen. Nur in dem Einen war er immer entſcheidend und entſchieden, daß die Philoſophie ſich nicht über den Kreis der Erfahrung verſteigen und ſtets von der Erfahrung ſolle leiten laſſen. Daß ſeine Philoſophie hiedurch mit jener franzöſiſchen, welche man ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die geſunde genant hat, und welche durch St. Evremond, Chaulieu, la Fere, Voltaire und die Encyklopädiſten hauptſächlich verbreitet wurde, eine nicht geringe Aehnlichkeit erhält, iſt wol eben ſo wenig zu leugnen, als daß Wieland, ſo wie er ſelbſt dabei den Einflüſſen der Zeit nicht entgangen war, auch kraft derſelben einen um ſo größeren Einfluß gewann: allein ob jene

Aehnlichkeit mit dieſer franzöſiſchen Philoſophie je bis zur völligen Gleichheit gediehen ſey, dürfte gar ſehr zu bezweifeln ſeyn. Wielands Philoſophie iſt keineswegs ein Kind der raffinirten Sinnlichkeit, und unterſcheidet ſich von der franzöſiſchen hauptſächlich durch eine ernſtere Rückſicht auf die Beſtimmung des Menſchen und der Menſchheit, während dieſe nur über die menſchlichen Verhältniſſe raiſonnirt; für Wieland war es keiner der lezten und unwichtigſten Gründe, ſich im Kreiſe der bloßen Erfahrungs-Philoſophie zu halten; weil er einſah, daß gerade hier noch gar viel geſchehen müſſe, wenn es im einzelnen Leben der Menſchen, in den menſchlichen Verfaſſungen überhaupt, und in dem moraliſchen Gange der Weltbegebenheiten beſſer werden ſolle; denn von der ſchmeichelnden Einbildung, daß alles ſchon gar weit und herrlich gediehen ſey, war niemand entfernter als er. Wenn er auch nicht der Meinung war, daß dieſe kreisförmige Bewegung, womit ſich die menſchlichen Dinge

umwälzen, ein wahrer Zirkel ſey, ſo ſchien ihm doch manche Arbeit nötig, wenn der Zirkel am Ende ſich nicht doch ſchließen ſolte. Ohne nun über einer Aufgabe zu grübeln, deren Auflöſung ihm ganz andere Organen und einen ganz andern Geſichtskreis als den unſrigen zu erfodern ſchien, übernam er ſogleich das Stück Arbeit, zu welchem ihn die Natur berufen hatte. Worin aber dieſe Arbeit beſtanden habe, das hat er uns ſelbſt geſagt.

„Meine Abſicht, ſagt er, iſt eben ſo wenig, unſerm Jahrhundert Hohn zu ſprechen, als ihm zu ſchmeicheln. Ich halte es für keines der wirkſamſten Mittel ſeine Zeitgenoſſen zu beſſern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge ſagt. Aber ſie immer zu ſtreicheln und liebzukoſen und einzuwiegen und in Schlaf zu ſingen, taugt auch nichts. Es iſt ſehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele ſchon eine ziemliche Weile zuſieht, wenn er immer mit den Vorzügen unſrer Zeit, und den Vorteilen unſrer Auf-

klärung, unſrer Verfeinerung unſrer Weltbürgerei und ſo weiter klappern hört, und doch nirgends ſieht, daß es darum beſſer, wol aber daß es immer deſto ſchlechter geht: — daß ein ſolcher einmal des Klapperns überdrüßig wird, und ein Wort ſagt, das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben ſowol hätte ungeſagt laſſen können. Wenn denn aber gleichwol (wie das niemand wiſſen kann) hier oder dort jemand dadurch veranlaßt würde, der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen, und auf die nächſten Mittel zu denken, wie ers (wenigſtens für ſeine Perſon) zu machen hätte, um das Bißchen Menſchenſinn und Menſchenkraft, und Freude an ſeinen Mitgeſchöpfen und ſich ſelbſt, und Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgeſteuert, ſo viel er noch davon übrig hätte, aus dieſem großen Getümmel, Zuſammenlauf und Jahrmarkte der Welt glücklich davon zu bringen, und in

der Stille ſeines häuslichen Lebens, zu ſeinem und der Seinigen Nuzen und Frommen anzulegen: — das wäre denn gleichwol auch ſo übel nicht *)!"

Aus dieſem Geſichtspunkt hat man alles zu betrachten, was Wieland in dem Laufe ſeines Lebens als Philoſoph auf ſeine Zeitgenoſſen von Zeit zu Zeit zu wirken ſuchte. Die Richtung, die er von früher Jugend an nahm, behielt er auch hier; er bewieß ſich als einen echten Sokratiker ſowol in Hinſicht auf die Gegenſtände ſeiner Unterſuchung als die Unterſuchung ſelbſt. Aus dem Kreiſe der Pſychologie, Moral, Rechtslehre und Religion ging er nicht heraus, beſchäftigte ſich aber ſtets am liebſten mit dem, was in dieſen Wiſſenſchaften problematiſch war. Pſychologiſche Räzel zu löſen, zweideutige Charaktere in das rechte Licht zu ſtellen, ſeltene und ſeltſame Individualitäten in ihrer Eigentümlichkeit auszufinden, zweifelhafte

*) Ueb. d. Abn. d. menſchl. Geſchl. Bd. 14. S. 398 fg.

Fälle zu beleuchten, hatte einen beſondern Reiz für ihn. Mit welcher Geſchicklichkeit, welcher Feinheit er dabei zu Werke ging, welchen durch Uebung geſchärften Blick in das menſchliche Herz er dabei bewieß, das bezeugen ſeine Unterſuchungen über Rouſſeau, über den ehrlichen Adepten Nikolas Flamel, den berühmten Wanderer Paul Lukas und den räzelhaften Derwiſch von Bruſſa, welchen jener traf. Die Abhandlungen von ihnen ſind Meiſterſtücke der pſychologiſchen Entwickelungskunſt. Damit die menſchliche Natur in ihren dunkleren Stellen mehr beleuchtet werden möchte, gab Wieland in ſeinem Merkur bisweilen auch Fragen und Aufgaben, die als eben ſo viele moraliſche Probleme zu betrachten ſind. Das eine derſelben: ob man ein Heuchler ſeyn könne, ohne es ſelbſt zu wiſſen? Hat er auf die heiterſte Weiſe wahrhaft bewundernswürdig aufgelößt. Es gab ihm Veranlaſſung, die Jugendgeſchichte Bonifaz Schleichers zu ſchreiben, in welcher wir der Entſtehung und Bildung des künſ-

tigen Selbſtbetrügers gleichſam zuſehen, und die Grundlage ſeines Charakters ſo gut kennen lernen, daß wir nun in jedem Verhältniß, in welches man ſich mit ihm denkt, ganz genau voraus wiſſen können, weſſen wir uns von ihm zu verſehen haben.

Die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens waren ein Feld, in welchem der forſchende Wieland ſich gern erging, und ſeine Zeit ließ es ihm nicht an Veranlaſſung felen, in dieſes große, weite Feld ſich zu begeben. „Die Zeiten der größten Verfeinerung, ſagt Wieland, des größten Luxus und der ungezähmteſten Liederlichkeit, ſind von jeher immer diejenigen geweſen, wo die ſchelmiſchen Schlauköpfe, die von allem dieſem zu Erreichung ihrer geheimen Abſichten Vorteil zu ziehen wiſſen, das beſte Spiel haben.“ Wenn er nun von Swedenborg, St. Germain, Caglioſtro, Gaßner, Schröpfer, Mesmer und allen den Beſchwörern, Wunderärzten und Zauberern hörte, von denen die Berliner Mo-

natsſchrift das Andenken aufbewart, ſo fülte er ſich dadurch gleichſam aufgefodert zum Nachdenken über den Hang der Menſchen, an Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben. Er unterſuchte deſſen Urſprung in der Einbildungskraft und dem Herzen der Menſchen, mittelte aus, was die Poeſie, die Religion und die Philoſophie, vornehmlich die der Pythagoriſchen, Platoniſchen und Alexandriniſchen Schule dazu beigetragen, wie der Norden und Orient durch die Romandichter des Mittelalters darauf gewirkt haben, was aber ſeit Verdrängung jener poetiſchen Art von Philoſophie durch eine andere, die mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen verſucht, wol davon zu halten ſey. „Seitdem, ſagt er, die unerſättliche Wißbegierde mit geſchärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen iſt; ſeitdem uns die Vergrößerungsgläſer einen Abgrund von phyſiſchen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeſte Vorſtellung hatte, aufgeſchloſſen ha-

ben; ſeitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Ariſtoteles nur geahnten Eigenſchaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forſcher faſt täglich in dem Falle iſt, auf Entdeckungen zu ſtoßen, welche die Hälfte deſſen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umſtoßen oder zweifelhaft machen: ſeitdem haben auch unſre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müſſen. Mitten zwiſchen den grenzenloſen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenſtaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenſtaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplaz iſt, zu deſſen Durchſchauung das Leben eines Menſchen nicht zureichte, lernt der Menſch beſcheidner von ſeinen Einſichten denken, und wird immer furchtſamer zu entſcheiden, w a s d i e N a t u r k ö n n e o d e r n i c h t k ö n n e, je öfter er ſchon in ſei-

nen Erfahrungen beſchämt worden iſt. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unſrer Vorfahren verdrängt: jezt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von ſo vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erſtaunen ſezt." Er kann nicht umhin, dieſen Umſtand dem Wunderglauben günſtig zu finden, und erkennt an, daß dieſer ſogar im Herzen der Menſchen, da wo zwiſchen Furcht und Hofnung eine namenloſe Erwartung lauert, einen Fürſprecher habe: allein das hindert ihn nicht, die Rechte der Vernunft auch hier geltend zu machen. „Eben darum — dies iſt ſein Schluß —, weil der Hang zum Uebernatürlichen, und der Wunſch mehr zu wiſſen und zu können, als Menſchen wiſſen und können ſollen, das arme menſchliche Geſchlecht von jeher einer Menge Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche

Ketten angelegt und unheilbare Wunden geſchlagen hat: eben darum nenne ich dieſen Hang, dieſen Glauben, dieſen Wunſch, — die ſchwache Seite der menſchlichen Natur; und eben darum iſt es ſo nötig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr iſt, durch die untrüglichen Grundſäze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menſchenverſtand darbieten, auch am ſtärkſten zu befeſtigen ſuchen."

In gleichem Sinn und Geiſt erklärte ſich Wieland über Roſenkreuzerei, Stein der Weiſen, Magnetismus, Swedenborgiſche Offenbarungen und dergleichen. Wenn er ſah, „daß die Urheber ſolcher Syſteme" in vollem Ernſt und mit der lebhafteſten Tätigkeit ihre Sekte in ganz Europa auszubreiten ſuchten, und ſich zu dieſem Ende beſonders die außerordentliche Dispoſizion der Zeit zu angeblichen geheimen und hyperphyſiſchen Wiſſenſchaften, hermetiſchen Myſterien, Magie, Theurgie, Geiſterſeherei, kurz zu allen

Arten von ſchwärmeriſchen Torheiten zu Nuze machten, die beſonders unter dem vornehmen, müßigen, mit Wiſſenſchaft nur leicht tingirten, und durch den Hang zur Sinlichkeit oder die Folgen deſſelben zur Schwärmerei der Imaginazion nur zu ſehr geneigten Teil des Publikums ſo außerordentlich im Schwange gehen! — wenn ſie von den natürlichen Wiſſenſchaften mit Geringſchäzung, hingegen von dem handgreiflichſten Unſinn des geiſtlichen Don Qvixote, ihres Meiſters, als von hoch erhabenen und nur Geiſtern von einer höhern Ordnung zukommen den Wiſſenſchaften ſprachen; — wenn ſie deutlich genug ſich ſelbſt und ihren Anhang als Genoſſen des neuen Reichs des Herrn, die Partei der geſunden Vernunft hingegen und die Philoſophen, die vermöge der Natur der Sache die ewigen Gegner des Aberglaubens, des Fanatismus, der Bigotterie, Gleißnerei und religiöſen Gaukelei ſeyn müſſen, als die Mächte der Hölle charakteriſirten, ſie mit den verhaßteſten Farben abſchilderten, und dadurch

ſowol, als durch den breiten Heerweg, den ſie der trägen und vor den Schwierigkeiten der wahren Wiſſenſchaft zurückbebenden Unwiſſenheit in die intellektuelle Welt eröffnen, ihr Möglichſtes beitrugen, den Fortgang der Aufklärung zu hemmen und wo möglich das bevorſtehende Jahrhundert wieder in die Finſterniß der barbariſchen Zeiten zu ſtürzen *)!" — wenn ſag' ich, Wieland dieſes alles ſah und hörte, ſo war es als triebe ihn der Geiſt ſeines Lukianos gegen all dieſe hermetiſch-magiſch-kabaliſtiſch- und theoſophiſch ſchwärmenden Fanatiker ſeiner Zeit, ſie bekant zu machen, „damit die tugendhaften und menſchenliebenden Weiſen, denen dieſe Herren ihre Viſionen ſo gern einleuchtend machen möchten, ſie und ihre Geiſter prüfen, fernerhin genau beobachten, und nach Befinden die gehörigen Maasregeln ergreifen möchten, dieſen neuen Ausbruch der in den menſchlichen Köpfen

*) Wielands eigne Worte im T. Merk. 1787. Nov. S. 156 fg.

zirkulirenden Maſſe von Narrheit der Welt wenigſtens ſo unſchädlich zu machen als möglich.“

Nur wer das Licht nicht ſcheut, der iſt mit mir verbrüdert!

So könte Wieland mit ſeinem Oberon ſagen, um dieſes ſein Wirken zu bezeichnen, denn unaufhörlich befand er ſich auf der Seite der Aufklärer, und hielt die Aufklärung für etwas ſo Gutes, Wünſchenswertes und Nötiges, daß er Fragen wie die: über welche Gegenſtände ſich die Aufklärung ausbreiten dürfe? wo die Grenzen der Aufklärung ſeyen? Wer berechtigt ſey, die Menſchheit aufzuklären? und ähnliche dieſes Schlages, die von beſorglichen Leuten in jener Zeit mitunter aufgeworfen wurden, für — reinen Unſinn erklärte. Sein offenes, unumwundenes Geſtändniß hierüber iſt dieſes: „Das Licht des Geiſtes iſt die Erkentniß des Wahren und Falſchen, des Guten und Böſen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne

M

dieſe Erkentniß eben ſo unmöglich iſt, die Geſchäfte des Geiſtes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich iſt, materielle Geſchäfte recht zu tun. Die Aufklärung, d. i. ſo viel Erkentniß als nötig iſt, um das Wahre und Falſche immer und überall unterſcheiden zu können, muß ſich alſo über alle Gegenſtände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber ſie ſich ausbreiten kan, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es gibt Leute, die in ihrem Werke geſtört werden, ſobald Licht komt; es gibt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finſtern, oder wenigſtens in der Dämmerung, treiben können; — z. B. wer uns ſchwarz für weiß geben, oder mit falſcher Münze bezalen, oder Geiſter erſcheinen laſſen will; oder auch (was an ſich etwas ſehr unſchuldiges iſt) wer gerne Grillen fängt, Luftſchlöſſer baut, und Reiſen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inſeln macht; — der kann das natürlicher Weiſe bei

hellem Sonnenſchein nicht ſo gut bewerkſtelligen als bei Nacht, oder Mondſchein, oder einem von ihm ſelbſt zweckmäßig veranſtalteten Helldunkel.” — — „Alle Gegenſtände unſrer Erkentniß ſind entweder geſchehene Dinge, oder Vorſtellungen, Begriffe, Urteile und Meinungen. Geſchehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteiiſchen Forſchers unterſucht, ob und wie ſie geſchehen ſind? Die Vorſtellungen, Begriffe, Urteile und Meinungen der Menſchen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falſchen darin abgeſondert, das Verwickelte entwickelt, das Zuſammengeſezte in ſeine einfachern Beſtandteile aufgelößt, das Einfache bis zu ſeinem Urſprung verfolgt, und überhaupt keiner Vorſtellung oder Behauptung, die jemals von Menſchen für Wahrheit ausgegeben worden iſt, ein Freibrief gegen die uneingeſchränkteſte Unterſuchung geſtattet wird. Es gibt kein anderes Mittel, die Maſſe der Irrtümer und ſchädlichen Täuſchungen, die den

menſchlichen Verſtand verfinſtert, zu vermindern als dieſes, und es kann kein anderes geben. Die Rede kann alſo auch hier nicht von Sicherheit oder Unſicherheit ſeyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menſchen wird, — als diejenigen, deren Intereſſe es iſt, daß es dunkel darin ſey und bleibe; und auf die Sicherheit dieſer leztern wird doch wol keine Rückſicht genommen werden ſollen *)?"

Ein Mann von ſolchen Ueberzeugungen mußte notwendig auch in Angelegenheiten der Religion freie Prüfung für ein unverlierbares Menſchenrecht erklären, und dieſes Rechtes bediente er ſich in ſeiner merkwürdigen Abhandlung über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen, worin er ſeine Gedanken über Religion, Dämonismus, Prieſterkünſte, reines und verfälſchtes Chriſtentum, Toleranz und andre unter dieſe Rubrik gehö-

*) Teutſcher Merkur 1789. Bd. 2. S. 98. fgg.

rige Dinge ganz offenherzig mitteilt, auf eine Weiſe, daß man wol ſieht, er ſey ſelbſt keinesweges geneigt geweſen, ſich ein ſo heiliges Recht entreißen zu laſſen. Wenn jemand hieraus den Schluß ziehen wolte, daß dann wol Wielands Glaube mit dem Kirchenglauben nicht in der volkommenſten Harmonie geſtanden haben dürfte, ſo habe ich hierauf nichts zu ſagen, als daß er richtig geſchloſſen hat. Nach der Richtung, die Wielands Geiſt in früheren Jahren erhalten hatte, war bei ſeinem angelegentlichen Studium der Geſchichte der Menſchheit immer ſein Hauptaugenmerk auf die Entſtehung, Ausbildung, Beſchaffenheit und Erhaltung der Religionen gerichtet, wozu in jener Zeit die vielen neuen Entdeckungen in der Erdkunde eine Menge der intereſſanteſten und merkwürdigſten Beiträge lieferten, die dem denkenden Geiſt eine Vergleichung zwiſchen der neuen und alten Welt beinah abnötigten. Die Folge dieſer Vergleichung war, daß die Urwelt und das ganze Altertum in einem neuen Licht

erſchienen, bei deſſen Erhellung ſo manches ganz anders erkant ward, als man bis dahin geglaubt hatte. Auch hier wichen der Natur die Wunder, und der Pſycholog fand einen begreiflichen Zuſammenhang in dem, was früherhin als ein Gewebe von Unbegreiflichkeiten angeſtaunt wurde. Die Erfahrungs-Philoſophie, eine natürliche Gegnerin alles Supernaturalismus, kam hinzu, auch das der Prüfung zu unterwerfen, was ſich als Offenbarung ankündigte, und man weiß, welches Mistrauen dadurch gegen ſie erregt ward. Es kam zu der Alternative zwiſchen Vernunft und Offenbarung, und welche Vernunft kann es befremden, daß man die Offenbarung nur inſofern wolte beſtehen laſſen als ſie die Vernunft nicht in Widerſprüche mit ſich ſelbſt verwickelte, und als ſich nicht aus der Geſchichte nachweiſen ließ, daß Menſchenſazung mit göttlicher Autorität ſich brüſte, damit einige Wenige deſto uneingeſchränkter über die Gemüter herſchen und die Kräfte der Menſchen zu ihren eigen-

nützigen Zwecken misbrauchen möchten. Wie vieles aber dann die Probe nicht aushalten könne, dafür erhielt man täglich mehr Beweiſe, trieb aber auch eben darum den Skeptizismus gegen die poſitive Religion, ja am Ende wol auch gegen die Religion überhaupt, täglich weiter. So entſchieden indeß Wieland auf die Seite der erſteren trat, ſo wenig gehörte er zu denen, welche die Religion ganz und gar in Zweifel zogen, denn er war nicht ſo ſehr bloßer Verſtand, um das Gemüt und deſſen Regungen für nichts zu achten, wiewol er vor Täuſchungen deſſelben ganz vorzüglich auf ſeiner Hut ſeyn zu müſſen glaubte. Sein redliches Bekentniß hierüber iſt dieſes.

„So weit uns, ſagt er, die Geſchichte in die älteſten Zeiten zurückſehen läßt, ſehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachſen, und dieſen, gleich einer üppig aufſchießenden paraſitiſchen Pflanze, jene umſchlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und ſogar

durch ſeine Einflüſſe den Früchten, wodurch ſie dem menſchlichen Geſchlechte wohltätig ſeyn konte, ſeine eigene giftige Beſchaffenheit mitteilen. Da hier ſchlechterdings alles darauf ankomt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Phantaſie, Leidenſchaften und Prieſterkünſte beigemiſcht haben, gereinigten Begrif zu machen: ſo kann ich mir unter dieſem Worte nichts anders denken, als den Glauben an ein unerforſchliches Urweſen, durch welches alle Dinge beſtehen, und nach unveränderlichen Geſezen der volkommenſten Gerechtigkeit, oder (was eben daſſelbe ſagt) der volkommenſten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden, — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unſers eigenen, uns nicht minder unerforſchlichen Grundweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit und einem ſolchen Fortſchritt zu größerer Volkommenheit, der durch unſer Ver-

halten in dieſem Leben modifizirt wird. Von dieſem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moraliſches Bedürfniß der Menſchheit ſey; 2) daß ſeine Wurzel ſo tief in unſrer Natur liege und gleichſam mit allen Faſern derſelben ſo verſchlungen ſey, daß man, um ſie im Menſchen gänzlich auszurotten, den Menſchen ſelbſt zerſtören müſſe; 3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterſtüzt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und 4) daß er, inſofern er von Aberglauben oder Dämoniſterei frei bleibt, nicht nur ganz unſchädlich, ſondern dem menſchlichen Geſchlechte höchſt wohltätig und in gewiſſem Sinne unentbehrlich ſey."

Unerinnert ſieht man, daß Wieland nach all ſeinen Unterſuchungen über die Religionen ein Bekenner des reinen Deismus wurde. Als ſolcher erklärt er: „Es iſt etwas den geſunden Menſchenſinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten ſelbſt her-

ſchenden Gewonheit, das Wort Deiſt, welches (ſo viel ich weiß) einen Menſchen bezeichnet, der weder atheiſtiſche noch dämoniſtiſche Grundſäze hat, zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf ſich ſizen laſſen könne, bei ſich führe; da doch das Chriſtentum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Chriſtianer der erſten Jahrhunderte in ihren Apologien ſtolz darauf waren Deiſten zu ſeyn. Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deiſt, in der gewönlichen verhaßten Bedeutung, einen ſolchen Bekenner der natürlichen Religion verſtehe, der nicht an die beſondern Dogmen der Chriſten, ſo wie ſie auf gewiſſen Concilien und in gewiſſen Symbolen und Formularen feſtgeſezt worden, glauben kann, — iſt ein elender Behelf. Denn, geſezt auch, ein jeder Deiſt müßte nach ſeiner Ueberzeugung alle beſondern Dogmen der chriſtlichen Parteien verwerfen: ſo bleibt es an dieſen doch immer ungerecht, Haß oder

Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was ſie glauben. Aber im Grunde verhält ſich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus iſt dem echten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbariſchen Jahrhunderte gereinigten Chriſtentum ſehr nahe; und wenn ein Deiſt aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er ſich halten ſolte, zu wälen hätte, ſo würde er (vorausgeſezt, daß er in ſeinem Bekentniß aufrichtig, und alſo ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend iſt) gewiß unter derjenigen chriſtlichen Partei zu leben wünſchen, deren Grundſäze, Dogmen und Verfaſſungen den Grundlehren und Geſinnungen Chriſti am nächſten kommen, und von falſchen Zuſäzen und Schlacken am reinſten ſind."

Weil er Deiſt war, war alſo Wieland auch Chriſt, in dem Sinne, wie es zu allen Zeiten die reinſten und beſten Menſchen unter den Bekennern des Chriſtentums geweſen ſind; wie-

derum aber, weil er ein ſolcher Chriſt war, glaubte er auf das von falſchen Zuſäzen und Schlacken gereinigte Chriſtentum um ſo eifriger dringen zu müſſen. Da nun ein ſolches nimmermehr hergeſtellet werden konte, ſo lange ein Gewiſſens- und Glaubenszwang herſchte, ſo mußte er deſſen entſchiedener Gegner ſeyn, und er war es nicht blos inſofern, als er im Papismus die murrende Vernunft an der Kette des blinden Glaubens und leidenden Gehorſams ſich winden ſah, ſondern auch wenn der Proteſtantismus auf halbem Wege ſtehen blieb und die Gewiſſen zu tyranniſiren ſich einfallen ließ." Wenn es vor zwei oder dreihundert Jahren erlaubt war, ſich in Glaubensſachen gegen Autorität und Machtſprüche, gegen Papſt, Kirchenlehrer und Concilien aufzulehnen: ſeit wann iſt es unerlaubt worden, eben daſſelbe gegen die Autorität und Machtſprüche einer noch ſo großen Anzahl proteſtantiſcher Kirchenlehrer zu tun, die, meines Wiſſens, kein echteres Kre-

ditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweiſen haben? Durften unſre Vorfahren prüfen und das Beſſere (d. i. was ihrer damaligen Einſicht und innern Ueberzeugung nach das Beſſere war) behalten: warum nicht auch Wir? Warum ſollen Wir nicht fortſezen dürfen, was Sie nur anfangen, nicht vollenden konten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu feſſeln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorſtellungsarten aufzudringen, die mit den Einſichten und Kentniſſen, welche ihnen das Wachstum aller Wiſſenſchaften nach und nach verſchafft hat, unverträglich ſind?" — Solch ein Verfahren mußte ihm wahrhaft unſinnig dünken, je mehr er ſich überzeugt hatte, daß Religion eine Angelegenheit des Herzens und nicht des Kopfes ſey; daß reine und tätige Liebe der Menſchen, die wir ſehen, das untrüglichſte Kennzeichen unſrer Liebe zu Gott

ſey, den wir nicht ſehen, und daß wir unſern Glauben nicht durch Bekentniſſe und Formulare, ſondern durch unſre Werke zu zeigen haben. Daher hielt er nicht Uebereinſtimmung in religiöſen Meinungen und Formeln, ſondern tätigen Glauben an Gott und den von ihm zu wohltätigen Zwecken auf die Welt geſandten Chriſtus, tätige Liebe der Menſchheit und lebendige Hofnung eines beſſern Lebens für diejenigen, die ſich deſſen in dem gegenwärtigen fähigmachen, für den wahren Vereinigungspunkt der Chriſten, es konte für den, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälſchten Chriſtusreligion würdig ſeyn wolle, kein anderes Ziel, als jene Geſinnungen in den Chriſten zu bewirken. Von der ſo geprieſenen Toleranz hielt er ſehr wenig, weil ſie entweder als Toleranz ſchon intolerant ſey, oder eine Gleichgiltigkeit gegen die Religion vorausſeze, von welcher man ſich nichts zu verſprechen habe. Wenn ja von Duldung die Rede ſeyn ſolle, ſo müſſe dieſe die natürliche

Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung ſeyn, und anſtatt blos von der Denkart, Laune, Bonhommie oder Gleichgiltigkeit der Regenten und von zufälliger Schwäche einer heimlich über ihre Unmacht ſeufzenden Prieſterſchaft abzuhängen, vielmehr auf dem feſten Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Statsgeſezen beruhen.

Ueberzeugt durch eine ſorgfältig angeſtellte Prüfung, daß ungehemte Ausbildung dem menſchlichen Geſchlecht nicht ſchädlich ſeyn könne, konte Wieland keine andern als ſolche Geſinnungen hegen, und mußte um ſo mehr wünſchen, daß ſie allgemein werden möchten, je mehr ihm die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts davon abhängig erſchien. Man höre, wie er ſich darüber in der eben genanten Abhandlung (Bd. 14 der ſämtl. Schr.) erklärt hat. „Religion, Wiſſenſchaften, und ihr, liebenswürdige Künſte der Muſen! — ruft er aus — ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten

Menſchen gezähmt, in Städte vereiniget, Geſezen unterwürfig gemacht, und mit der edeln Liebe eines gemeinſchaftlichen Vaterlandes beſelt! — Eurer freundſchaftlich vereinigten Wirkſamkeit iſt es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen und aus allen Völkern des Erdbodens, — dieſes Sonnenſtaubs in dem grenzenloſen All der Schöpfung, — Ein Brudergeſchlecht von Menſchen zu machen, welche durch keine Namen, keine Wortſtreite, keine Hirngeſpinſte, kein kindiſches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Abſichten und verächtliche Privatleidenſchaften wider einander empört, — ſondern von dem ſeligen Gefül der Menſchlichkeit durchwärmt, und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat alle ihre Kinder neben einander zu verſorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mitteilen, was Natur und Kunſt, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, ſeit ſo vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden wie in ein

allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundſchaftlich vereinigten Wirkſamkeit iſt es aufbehalten, dieſes glorreiche Werk zu Stande zu bringen. Denn geteilt, oder durch unſelige Vorurteile entzweit, und mit euch ſelbſt im Streite, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Beſtimmung erreichen! Geteilt werdet ihr ewig, wider eure Abſicht, Böſes ſtiften; vereinigt werdet ihr alle Menſchen glücklich machen!"

Wiewol nun Wieland gar ſehr der Meinung war, daß es damit nicht eben allzuſchnell hergehen werde, und daß die Weltverbeſſerung, auf die der menſchenfreundliche Träumer Mercier unſre Nachkommen ins Jahr 2440 vertröſtet, ſofern ſie blos durch Aufklärung bewirkt werden ſolte, wol noch um einige Jahrhunderte zu früh angeſezt ſeyn möchte; ſo ließ er ſich dadurch doch nicht in dem Glauben irren, daß es dereinſt gewiß beſſer werden würde, wenn nur die Menſchen

weiſer und beſſer würden, wozu denn jeder ſo viel beitragen müſſe als nach ſeinen Kräften möglich ſey. Zu dem einzigen Werke, was würdig ſey, jede fülende und denkende Sele zu begeiſtern, zur Auffürung eines allgemeinen Tempels der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts auch nur Materialien geliefert zu haben, war ihm ein erhebender Gedanke, der ihn bei keiner ſeiner philoſophiſchen Forſchungen und Ausſtellungen verließ. Aber auch dann, wann er, um ſich zu unterrichten oder zu erholen, bisweilen wol ohne beſtimtes Ziel, in den weiten Gefilden der Literatur umher wanderte, verließ ihn dieſer Gedanke nicht, und darum brachte er von ſolchen Wanderungen bald wirkliche Seltenheiten mit, die er genauer kennen lehrte, bald aber auch Dinge, die das Anſehn der Alltäglichkeit hatten, aber dadurch, daß er ihren überſehenen oder verkanten Gehalt entdeckte, den Wert der Seltenheiten erhielten. Mit Recht der Meinung, daß im Kleinen und Einzelnen gar vieles unterſucht,

geprüft, berichtigt, ins gehörige Licht geſtellt werden müſſe, bevor das Große und Ganze in erfoderlicher Begründung haltbar aufgeſtellt oder gar vollendet werden könne, unterzog er ſich gern der Mühe, jenes Einzelnen und ſcheinbar Kleinen, ſo wie Abſicht oder Zufall es ihm zugefürt hatten, Vielerlei zu unterſuchen, zu prüfen, zu berichtigen und ins gehörige Licht zu ſtellen. Aus dieſem Geſichtspunkt hat man Wieland den Literator zu betrachten.

Der teutſche Merkur gab ihm Veranlaſſung, aus manchen Büchern Auszüge zu machen, und wer je ſeinen Auszug aus J. R. Forſters Reiſe um die Welt, oder aus den Mélanges tirées d'une grande Bibliothèque u. a. geleſen hat, wird wiſſen, daß die Kunſt, zweckmäßige Auszüge zu machen, vielleicht nie anſchaulicher gelehrt worden iſt. Zugleich zeigen ſie uns aber auch, wie gern Wieland ſich mit allem beſchäftigte, was mit der Geſchichte der Menſchheit in Beziehung ſtand. Um für dieſe Wiſſenſchaft, die

er für eine der nüzlichſten und nötigſten hielt, nach Kräften zu wirken, ließ er es auch an Berichtigungen irriger Vorſtellungen und unrichtiger Ueberlieferungen nicht felen, wie er denn z. B. aus dieſem Grunde das klaſſiſche Anſehen von Al. Dow's Werke über Indoſtan wankend zu machen ſuchte. Außerdem hielt er es der Mühe ſehr wert, merkwürdige Aeußerungen bedeutender Perſonen, bald vor Misverſtand zu ſichern, bald zu erläutern, welchen Dienſt er dem Platon, Pompejus, Lukianos, Balzac u. A. erwieß. Kraft des pſychologiſchen Scharfſinnes, der in ihm lag, war es eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, die Eigentümlichkeiten intereſſanter Perſonen auszufinden, und er benuzte den Merkur auch zu Mitteilung ſolcher Charakteriſtiken. In der Wahl beſtimte er ſich mehr für Genie und Einfluß als für Schulgelehrſamkeit und Ruhm, mehr für das, was ein Mann ſeiner Zeit geweſen, als was er der unſrigen iſt; ſuchte auch vornemlich das Andenken ſolcher Männer wie-

der herzuſtellen, die in unverdiente Vergeſſenheit gefallen, und die Manen ſolcher zu verſönen, die man von langem her in einem falſchen Lichte zu ſehen, und deren wahren Wert man zu miskennen gewont war. Vollſtändige Lebensbeſchreibungen ſchienen ihm dazu jedoch nicht immer nötig, denn er war der Meinung, daß da, wo es nur darum zu tun ſey, zu wiſſen, was für ein Mann einer war; ein einziger Zug, der uns in das Innere ſeines Geiſtes und Herzens blicken läßt, wichtiger ſey als ganze Bogen voll gleichgiltiger Begebenheiten. Auf ſolche Weiſe ſtellte er uns Agrippa von Nettesheim, Erasmus, Juſtus Lipſius, Vives, Anna Maria Schurmann, Juliane Morell, den Pater Bolduci, Machiavelli, Sterne und viele Andere dar, deren richtige Charakteriſtik auch dem Hiſtoriker nicht gleichgiltig ſeyn kann. Immer ſtellte er es dar, wie er es fülte und erkante; behutſame Rückſicht auf ſeine Zeit hielt nur dann ſeine Feder an, wenn er durch Verſchweigung um ſo mehr

Gutes zu bewirken hoffte. So glaubte er, daß der verdienſtvolle, rechtſchaffene, für Wahrheit und Recht, nach ſeiner Ueberzeugung, ſich mit Freuden aufopfernde, edle Hutten, der Mann mit wahrem teutſchen Blut und Heldenherzen, weit weniger verkant werden würde, wenn ſeine Schilderung in katholiſchen Leſern nicht den Parteigeiſt aufriefe und beleidigte. An dem ſchönen, würdigen Denkmal, das Hutten von Göthe geſezt ward, konte er nur eben dieſes nicht billigen. Uebrigens war ihm Gerechtigkeit auch an dem Hiſtoriker eine zu heilige Tugend, als daß deren Verlezung ihm je hätte gleichgiltig ſeyn können; vielmehr blieb er ihr ſo unverbrüchlich treu, daß mehrere ſeiner Schilderungen verunglimpfter Perſonen wahre Ehrenrettungen geworden ſind, dergleichen ihm z. B. Aſpaſia, Julia, Fauſtina, Ariſtipp, der Hiſtoriker Salluſtius, Horaz u. a. m. mehr verdanken. Daß er ſich indeß auch nicht ſcheute, das Unrecht zu verurteilen, beweißt zur Gnüge die Schilderung,

die er von Athenion oder Ariſtion ent-worfen, und die, meines Erachtens, nur den Feler hat, daß ſie nicht beweißt, was ſie be-weiſen ſolte, nämlich daß es für einen Stat nicht eben ein Glück zu nennen ſey, von einem Philoſophen regirt zu werden. Denn wie könte dieſer Elende, von welchem Wieland ſelbſt eingeſteht, daß er den Namen eines Phi-loſophen nicht beſſer verdiene als den eines Regenten, wiewol er die Eitelkeit gehabt hatte, in verſchiedenen Zeitpunkten ſeines Lebens bei-des ſeyn zu wollen, für jenen Saz zum Be-weiſe dienen? Dieſen Misgriff aber abgerechnet, iſt die Schilderung dieſes Ariſtion ein eben ſo ſchäzenswerter Beitrag für den Hiſtoriker als die Charakteriſtiken der vorgenanten Perſonen, die, um zu gelingen, gerade ſolch eine Mi-ſchung von pſychologiſchem Scharfblick, von Billigkeit und Mäßigung im Urteil als Folge erworbener Weltkentniß, und von der Enthal-tung, bei jedem Scheine der Tugend eben ſo wenig gleich das Beſte, als bei jedem Scheine

des Böſen das Aergſte zu denken, erfoderten ~~wird~~ wie ſich in Wieland vereinigte.

Vielleicht hat ſich mancher verwundert, daß ich Wielanden auch als Hiſtoriker genant habe: allein wenn er bedenkt, daß in jenem Verein natürlicher und erworbener Eigenſchaften, vergeſellſchaftet mit dem Hange, alles Geſchehene in ſeinem Zuſammenhange nach Urſache und Folge zu überſchauen, einer lebhaften Einbildungskraft, die hiezu ſehr erſprießliche Dienſte leiſtet, und dem echten Geiſt hiſtoriſcher Kritik, alle Elemente zu einem guten Hiſtoriker gegeben ſind, ſo wird er nicht leugnen können, daß Wielanden wenigſtens kein Erfoderniß dazu mangelte. Wer hat aber je ſeine Abhandlungen über den Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen, über Aëropetomanie und Aëronauten, ſeine Erzälung von den Pythagoriſchen Frauen, ſeine Schilderungen von Auguſtus und Mäcenas im Horaz, von der Lage Athens zu des Ariſtophanes, der Lage Roms

zu Cicero's Zeit und einige andere geleſen, ohne zu fülen und innig überzeugt zu werden, daß Wieland auch unter unſern guten Hiſtorikern mit Achtung genant werden müſſe? Ich laſſe dahin geſtellt ſeyn, ob er unter andern Verhältniſſen nicht vielleicht unſer teutſcher Livius geworden wäre: allein iſt's nicht gewiß, daß kein Hiſtoriker das, was er geleiſtet hat, überſehen darf? Wie ſehr iſt aber demnach zu bedauern, daß ſein Vorſaz, eine Geſchichte der Menſchheit zu ſchreiben, unausgefürt geblieben iſt!

Zu den Beiträgen, welche Wieland für die Geſchichte der Menſchheit und der Literatur geliefert hat, kommen noch einige, die er zur Geſchichte der Poeſie lieferte. Schade nur, daß deren ſo wenige ſind, da er ſich gerade mit einem Teile beſchäftigte, welcher der Aufhellüng und des Bekanterwerdens vor andern bedurfte, mit der Geſchichte der romantiſchen Poeſie nämlich, die er zuerſt unter uns erweckt hatte. Die Vorliebe, die er, ſeiner ganzen

Individualität zufolge, dafür haben mußte, trieb ihn, ſich mit allem bekant zu machen, was nur irgend hieher gehörte. Die Ritterromane von allen drei Klaſſen, die von der Tafelrunde, von der Ritterſchaft Karls des Großen und der ganzen Familie der Amadis, alle jene, die unter keine von dieſen Klaſſen zu bringen ſind, und von denen ſich nur einige in der Bibliothèque des Romans des Grafen von Treſſan befinden, die Morgenländiſchen Geiſtererzälungen und Feenmärchen, wie ſie Galland und die blaue Bibliothek bekant machten, die hiſtoriſchen, moraliſchen, politiſchen, komiſchen und ſatyriſchen Romane, ſo wie das unermeßliche Feld der Novellen und Erzälungen von den Troubadours an bis auf ſeine Zeit, kante vielleicht keiner genauer als Wieland, der nicht weniger die Sitten- und Bildungsgeſchichte der Zeiten als ihre poetiſche Art und Kunſt in ihnen ſtudirte. Ohne Zweifel würde er uns darum weit mehr Geſchichtliches hierüber haben mitteilen können, wenn er

ſie nicht mehr als eine Fundgrube von poeti-ſchem Stoffe betrachtet hätte, welche, ſelbſt nach allem, was Bojardo, Arioſto, Taſſo, Allemanni und Andere daraus gezogen, noch lange für unerſchöpflich anzuſehen war. Außer dem, was er gelegentlich in Vorreden oder Anmerkungen von ſeinen Kentniſſen dieſer Art, oft ſehr Intereſſantes, mitteilte, iſt daher die Anekdote von Richard Löwenherz und Blondel, und ſeine Geſchichte franzöſiſcher Dichterinnen das Einzige, was er zu geben für gut fand. So erwarb er ſich mehr das Verdienſt, Andere zu ſolchen Unterſuchungen und Darſtellungen anzureizen, als dergleichen ſelbſt zu liefern. Indeß war auch dieſes ſchon dankenswert und iſt nicht ohne Wirkung geblieben, ſo wie es nicht ohne Wirkung blieb, daß er einige ältere deutſche Dichter aus der Nacht der Vergeſſenheit hervorzuziehen, und ihr verkantes Verdienſt den Zeitgenoſſen ins gehörige Licht zu ſtellen ſuchte. Er war es, der, faſt gegen alle Stimmen der

Zeit, dem hellen Geiſte, dem ſchönen Gemüt, dem biedern Herzen, die in allen Werken Hans Sachſens leben, Gerechtigkeit wiederfahren ließ und ihm Anerkennung verſchaffte, und es war wol nicht ſeine Schuld, wenn die Ausgabe der auserleſenſten Stücke dieſes Dichters, die er angekündigt hatte, ſo wenig zu Stande kam als die von Bertuch, unter den billigſten Bedingungen, angekündigte Ausgabe ſeiner ſämtlichen, ſelten gewordenen, Werke. Noch mußte manches getan ſeyn, bis die Teutſchen, die das Gute überall ſuchten, es bei ſich ſelbſt erkanten, und dazu gab Wieland durch ſeine Schilderungen eines Hans Sachs, Seb. Brant, Joh. Fiſchard, Geiler von Keyſersberg u. A. wenigſtens eben ſo viel Anſtoß als Leßing bereits gegeben hatte, und zeigte auch hiedurch, daß er an keiner Geſchmacks-Einſeitigkeit kranke.

Mitten unter ſo mancherlei Beſchäftigungen aber verließ auch unſern Wieland die Muſe nicht. Dieſe immer treue Gefärtin ſeines Le-

bens war ihm zur Seite, er mochte das Triebwerk des Geiſtes und Herzens unterſuchen, Probleme der Philoſophie, Religion und Politik auflöſen, die Geſchichte der Menſchheit oder einzelner Menſchen erforſchen, oder auch nur im weiten Gefilde der Literatur ſich umſehen; bald aber zog er ſie mehr in ſein Intereſſe, bald ſie ihn mehr in das ihrige. Und daher komt es denn, daß, bei aller Befreundung der beiden, doch nicht jedesmal eine rein dichteriſche Wirkung möglich war. Wir haben nämlich bemerkt, daß Wieland wärend ſeines Aufenthaltes zu Erfurt immer mehr auf die Seite der Philoſophie hin neigte, und daß zumal in der lezteren Zeit alles, was er ſchrieb, eine philoſophiſche Richtung nahm; vielleicht verdiente auch bemerkt zu werden, daß er von da an, bis zu ſeinem Abgange von Erfurt, das Meiſte in Proſa ſchrieb, und daß das einzige verſifizirte Gedicht aus jener Zeit: das Leben ein Traum, Bruchſtück geblieben iſt. Leicht möglich daher, daß der Profeſſor mit

der Zeit einen noch nachteiligeren Einfluß auf den Dichter gehabt hätte, als der ehemalige Kanzleidirektor, nur freilich mit dem Unterſchiede, daß der Kanzleidirektor uns den ganzen Schriftſteller hätte verkümmern können, wärend der Profeſſor uns nur den Dichter in einen Philoſophen oder philoſophiſchen Geſchichtſchreiber verwandelt hätte. Wenigſtens ſcheint der Nachhall ſeiner Erfurtiſchen Bemühungen, die Geſchichte des Daniſchmend und der drei Kalender, dieſe Meinung zu beſtätigen. Offenbar war es auch mit ihr auf einen Beitrag zur Geſchichte der Menſchheit abgeſehen, wie ſich ſchon daraus ergibt, daß ſie als ein Anhang zum goldenen Spiegel erſcheint. Der Zweck ihres Verfaſſers war, zu zeigen, daß Unterdrückung und ihre Töchter, Ueppigkeit, die mit den Unterdrückern, und Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart iſt, die wahren Urſachen des menſchlichen Verderbens ſeyen; ein Thema, welches er nicht füglich abhandeln

konte, ohne die Geſchichte der Sultanſchaft und der Bonzenſchaft, dieſe zwei wichtigen Kapitel aus der Geſchichte der Menſchheit, einzuſchalten. Um uns alles dieſes recht anſchaulich zu zeigen, fürt uns der Dichter unter Menſchen, die in der Einfalt der Natur bei einer beſchäftigten Lebensart, von Mangel und Ueberfluß gleich weit entfernt, durch Geſundheit, frohen Mut und gegenſeitige Zuneigung glücklich ſind. „Niemals hat Kummer, Gram, noch Verzweiflung die Qvellen des Gefüls in ihrem Herzen vergiftet, ihnen nach erſchöpfender Arbeit des Tages den Schlaf geraubt, um ſie mit troſtloſen Ausſichten in künftiges Elend zu ängſtigen. Mäßige Arbeit, gute Narung und ein fröliches Herz erhält den Mann und ſein Weib geſund, verlängert ihre Jugend, unterhält ihre Kräfte; ſie zeugen geſunde, wohlgeſtaltete, fröliche Kinder. Ungeängſtigt von der Sorge, woher ſie Brod für ſelbige nehmen werden, erſchrecken ſie nicht, wenn ſich ihre Zahl vermehrt; ihre Kinder

ſind ihr Reichtum, ihre Wonne; ſie verdoppeln ihre Arbeit mit Luſt, weil ſie für ihre Kinder arbeiten. Und wie ſolten Aeltern, die ihr gröſtes Glück in ihren Kindern finden, nicht von dieſen wieder geliebt werden? Wie ſolten Geſchwiſter, welche, gemeinſchaftlich auf dem Schoos der Liebe erzogen, die Zuneigung der Mutter und des Vaters vom zarteſten Alter an zu teilen gewont ſind, wie ſolten ſie einander nicht lieben? Und wie könte alſo eine durch die mächtigen Bande der Natur und der Liebe in Eine ſchöne Gruppe zuſammengeſchlungene und von Einem Herzen belebte Familie, in den vorausgeſezten Umſtänden, nicht gut, nicht glücklich ſeyn? — Aber ſezen wir eben dieſe Familie in ein Land der Unterdrückung: wie plözlich wird dieſe ganze Scene von häuslichem Glücke verſchwunden ſeyn! In ihrer Hütte werden alle Sinne durch das vollſtändigſte Elend beleidigt. Ueberall Dürftigkeit, Ungemach und Blöße,— die Körper der Aeltern von übermäßiger Arbeit, kärglicher unge-

ſunder Narung und Mangel an Ruhe, Erqvickung und Vergnügen gedrückt, abgewelkt, ausgemergelt, — die Kinder elende, ungeſtalte, kränkelnde Misgeſchöpfe, Kinder der Verzweifſung vielmehr als der Liebe, die der Hize, dem Regen und dem Froſt nichts als Nacktheit oder modernde Lumpen entgegen zu ſezen haben, den Aeltern zur Laſt und zum Kummer eben, und, vom langſamen Hunger verzehrt, einander jeden Biſſen in den Rachen zälen. — Ich kann das abſcheuliche Gemälde nicht vollenden, wiewol ich beſorge, daß die Originale dazu allenthalben, wo es Sultanen und Raja's gibt, nur zu häufig anzutreffen ſind. Wie wär' es nun möglich, daß ſo elende Geſchöpfe gut ſeyn, gut werden, oder gut bleiben könten? Welch ein Wunder müßte geſchehen, wenn ſo viel Elend ſie nicht vielmehr misvergnügt, düſter, undankbar, gleichgiltig gegen fremde Noth, neidiſch und ſchadenfroh, niederträchtig, betrügeriſch, diebiſch, raubgierig und zu jedem Verbrechen, wodurch etwas zu ge-

winnen iſt, bereitwillig machen ſolte?" — — Leider bedurfte es nur einiger Fakire und Kalender und einer Pagodentänzerin, um aus ſo glücklichen Menſchen, als Daniſchmend gefunden hatte, durch Einfürung des Aberglaubens, Erregung der Leidenſchaften, Eitelkeit, Eigennuz auf der einen und Vorgeſchmack des Luxus auf der andern Seite, wodurch dort zur Sultanſchaft, hier zur Sklaverei der Grund gelegt wurde, beinahe ſo unglückliche Menſchen zu machen als ſie die leztere Schilderung zeigt. Nur durch eine Art von Wunder konten ſie diesmal gerettet werden: allein benimt uns ihr Geſchichtſchreiber die Sorge, ob ſie es auch für alle Zeiten ſeyen? Geſezt aber, ſie wären es, muß ſich uns nicht die Frage aufdringen, wie denn nun die ganze übrige Welt zu retten ſey? Und werden wir bei dieſer Frage nicht um ſo mehr in die Verwicklungen der Geſchichte der Menſchheit und in Bedenklichkeiten über den Plan der Vorſehung mit unſerm Geſchlecht hineingezogen? Wie viele trefliche

Entwickelungen, ſchöne Anſichten, ſcharfſinnige Unterſuchungen, kühne und wichtige Wahrheiten daher auch Daniſchmend enthalten möge, dem Ganzen kann man keinen hohen philoſophiſchen Wert zugeſtehen. Unglücklicher Weiſe hat aber auch der poetiſche Wert gelitten, indem das Philoſophiren den Dichter verleitet hat, manches zu weit auszuſpinnen und durch Digreſſionen den Gang der Begebenheiten oft zu unterbrechen und aufzuhalten; der Dichter wolte dem Leſer ſo gar nichts überlaſſen! Bei vielen ſehr ſchönen Einzelheiten entſtand überdies doch kein ſchönes Ganzes, woran die Schuld wol zum Teil mit an der Unterbrechung liegen mag, welche der Dichter in ſeiner Arbeit machte. Man merkt es gar leicht, daß bis etwa in die Mitte der Geſchichtſchreiber der Menſchheit, nachher aber Daniſchmends Biograph ſpricht, und dies hatte zur Folge, einmal daß der Ton der lezteren Hälfte gegen den der erſteren ziemlich abſticht, und dann daß wir durch die Art der Entwickelung, un-

geachtet ſie die ſo anziehende Epiſode von der ſchönen und tugendhaften Aruja herbeifürt, doch unmöglich befriedigt ſeyn können. Es gewinnt gar zu ſehr das Anſehen, als habe der Dichter unabſichtlich und unwillkürlich eine humoriſtiſche Vernichtung begangen, wovon der Grund in nichts anderem liegt, als daß der philoſophirende Hiſtoriker dem Dichter, und dieſer jenem in den Weg trat. Darum iſt auch Daniſchmend von allen Wielandiſchen Werken das, welches bei allen einzelnen Schönheiten doch keinen völlig reinen Genuß gewärt, und keinen Eindruck hinterläßt, wie man ihn von Werken der Poeſie erwartet. Um indeß der Abſicht des Verfaſſers Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, darf man nicht vergeſſen, daß auch dieſes Werk zu dem Werke Joſephs mithelfen ſolte, und wir müſſen es immer achten als eins, das wirklich dazu mitgeholfen hat. Wieland dachte wie ſein Daniſchmend: „Ich bin eines von den verträglichſten Geſchöpfen auf Gottes Boden; aber es iſt mir unmöglich, einem Men-

ſchen hold zu ſeyn, der nur für ſich ſelbſt lebt. Ich haſſe die bloße Vorſtellung von einem gleichgiltigen Zuſchauer des menſchlichen Lebens. Nicht, als ob ich einem weiſen Manne zumuten wolte, ſich ohne Noth in die Angelegenheiten irgend einer beſondern Gemeinheit verflechten zu laſſen. Aber iſt er nicht ein Weltbürger? und, ſo wenig es immer ſeyn mag, was die Menſchen für ihn tun, wie kann er vergeſſen, daß er auch etwas für ſie zu tun ſchuldig iſt?" —

Dieſe Schuld redlich abzutragen, war immer Wielands ernſtliches Bemühen, und mich däucht, daß er es auch als Dichter auf eine ſehr rühmliche Weiſe tat, als er der Stimme ſeines Geiſtes gehorchte, der an einem Herbſtmorgen des Jahres 1773 im obern Hinterzimmer des Söllneriſchen Freihauſes zu Weimar zu ihm ſprach: Seze dich hin und ſchreibe die Geſchichte der Abderiten! Schwerlich war irgend jemand geeigneter, der Geſchichtſchreiber derſelben zu ſeyn, als Wieland,

dem in dem Laufe ſeines Lebens der Abderitismus häufig genug begegnet war, und der mit einem beſondern Organ ausgerüſtet ſchien, den Eigentümlichkeiten deſſelben auf die Spur zu kommen. Wie glücklich er darin geweſen, beweißt wol kein Umſtand ſtärker als der, daß man in allen Kreiſen, Provinzen, Fürſtentümern, Graf- und Herrſchaften, und beſonders in allen größern und kleinern Städten von A bis Z, Archonten und Nomophylaxe, und kleine dicke Rathsherrn, und Sykophanten, und Zunftmeiſter Pfriemen, und Prieſter Strobyluſſe, und Salabander, Klonarioes, Lyſander u. ſ. w. fand, die den Abderitiſchen ſo ähnlich ſehen ſolten, als ob ſie von ihnen herabgeſchnitten wären. Es gab daher ein ziemlich ſtarkes Geſchrei über alle die Portraits, welche Wieland hier gemalt haben ſolte, ja es verlautete gar von einem böſen Willen, womit er gemalt habe. Was konte der poetiſche Geſchichtſchreiber gegen ſo Abderitiſche Beſchuldigungen ſagen? „O wie ſehr recht hatteſt

du, ehrlicher Bruder Triſtram, — ſo rief er aus — mit Sr. Eminenz, dem Erzbiſchof von Benevent, Johann della Caſa, zu behaupten, daß immer zehntauſend Teufel aus der Hölle um einen Schriftſteller herumſchnurren, zumal um den, der in gutem ſorgloſem Mut auf den ſchlüpfrigen Pfaden des Wizes und der Laune daherſchlendert; und daß es kaum menſchenmöglich iſt, ſich vor dem Einſumſen und Zuflüſtern aller dieſer böſen Widerſacher, die durch jede Oefnung unſrer äußern und innern Sinnen auf einmal einzudringen ſuchen, genugſam in Acht zu nehmen. — Sie ſehen hierauf abermal, liebe Herren und Freunde: daß ich das Sprüchlein: homo sum, nihil humani a me alienum puto, nicht vergeblich in Mund und Herzen führe. — „Aber ſo soltet ihr wenigſtens keine Abderiten ſchreiben!" — Nein, darin irren Sie ſich; eben deswegen ſchreib' ich Abderiten."

Bei allen dieſen Arbeiten ſtand Wieland mehr oder weniger im Dienſte der Philoſophie,

denn immer leiteten ihn gewiſſe philoſophiſche, moraliſche, pädagogiſche, politiſche Nebenabſichten; aus bloßer Liebe zu dem Werke der Muſe, aus reiner Freude an poetiſcher Hervorbringung aber entſtanden in dieſer Periode ſeine Erzählungen und Märchen. Mehrere davon ſind bloße Nachbildungen ausländiſcher, die ihn bei ſeinen literariſchen Luſtwandelungen beſonders anzogen. Geron der Adeliche iſt aus dem alten franzöſiſchen Ritterbuche Le Roman de Gyron le Courtois entlehnt, das Wintermärchen einer Erzählung in Tauſend und Einer Nacht, das Sommermärchen einem Fabliau des Chrétien de Troyes, der Vogelſang den Lays de l'Oiselet nachgebildet, der Stoff zu Pervonte aus dem Pentamerone oder Cunto delli Cunti di Gian Alesio Abbatutis, einer Sammlung von Neapolitaniſchen Volks- und Ammenmärchen, genommen, die Waſſerkufe nach einer der Contes von le Grand erzählt; Hann und Gulpenheh aber, Liebe um Liebe,

Sixt und Klärchen, Schach Lolo, Klelia und Sinibald, ſind eigne Erfindungen des Dichters, in dem Sinne wenigſtens, als auch ein gegebener Stoff immer noch eine eigentümliche poetiſche Bildung und Geſtaltung, die für Erfindung gelten muß, erfodert.

Daß es keiner dieſer Erzählungen an launiger Naivität, Wiz, ſcherzender Satyre, Anmut und Friſche des Kolorits, Leichtigkeit und Gewandheit des Vortrags, Harmonie des Stils, Melodie des Verſes mangle, darüber iſt man einverſtanden; und wie ſehr des Leſers Anteil an dem Dichter durch ſie erhöht worden iſt, davon gibt es kaum einen triftigeren Beweis als den, daß man ſelbſt dann, wenn der Erzähler in einer angenehmen Geſchwäzigkeit ſich gehen läßt, doch gern an ſeinem Munde hängt. Selbſt gegen dieſe bisweilen ſich gefallende Geſchwäzigkeit aber hätte man ein wenig billiger ſeyn ſollen; denn die Laune zu zwingen, wortkarg zu ſeyn, heißt etwas tun, was der Natur der Laune zuwider iſt. Wenn ſelbſt

dieſe in ihrer ſcherzenden, neckenden Fröhlichkeit nicht reden ſolte wie ſie Luſt hat, was dürfte dann ſonſt ſo reden? Faſt alle dieſe Erzählungen aber gehören in die Klaſſe der launigen, und unterſcheiden ſich dadurch weſentlich von des Dichters früheſten ſentimentalen und nachherigen Komiſchen. Es war daher Unrecht, unter Wielands Erzählungen keinen Unterſchied zu machen, den doch der Dichter ſelbſt angedeutet hatte, indem er ſeine Komiſchen Erzählungen in der neueſten Ausgabe ſeiner Werke unter dem Titel von Griechiſchen Erzählungen gab, denen man nun dieſe ſpäteren als Romantiſche gegenüber ſtellen muß. Wenigſtens iſt es durchaus die romantiſche Welt, in die er uns hier einfürt, und es ſcheint, als habe er bald in dem märchenhaften Spiele mit Wundern, bald in abenteuerlicher Verknüpfung von Begebenheiten ſeiner Einbildungskraft volle Freiheit laſſen wollen. Das Leztere iſt beſonders der Fall in Liebe um Liebe und Klelia und Sinibald, die

man als wirkliche Romane zu betrachten hat, von denen ſie ſich blos durch Vers und Reim unterſcheiden. Nur zwei dieſer Erzählungen ſind durch Zwecke der Lebensweisheit bedingt, die Waſſerkufe, worin er die Scheinheiligkeit, und Schach Lolo, worin er die Sultanſchaft beleuchtet, alle übrigen ſollen nur Unterhaltung durch Erzählung geben, ohne anders belehren zu wollen als es natürlicher Weiſe überall der Fall ſeyn muß, wo in einem dargeſtellten Ganzen die menſchliche Natur ſich von einer intereſſanten Seite ſpiegelt. Daß ſelbſt aus ſeinen Märchen eine philoſophiſche Idee hervorſchimmert, iſt freilich gewiß, allein man hüte ſich, ſie in Allegorieen verwandeln zu wollen; genug, daß auch ſie durch Reichtum poetiſcher Situazionen uns anziehen, und ihre Wunder uns als Wunder intereſſiren.

Uebrigens iſt es freilich gewiß, daß die romantiſche Welt, wie ſie in Wielands Geiſte ſich ſpiegelte, nichts von jenem Schauerlichen, Sentimentalen, von jener ſchwärmeriſchen Fei-

erlichkeit hat, die man öfters als Elemente dieſer Welt genant hat; das lag nun einmal nicht in Wielands Natur. Die Ader von Perſiflage, die wir ſchon früher bemerkten, läuft auch durch alle dieſe Darſtellungen, wie es ſich von einem Dichter, deſſen geſunder Verſtand der Einbildungskraft die Wage hält, erwarten ließ. Nur das rein Abenteuerliche faßt er auf, nicht im Ernſt, ſondern ſcherzend, ironiſch. Wenn er nun nicht alles, was jemals zu einer Religion gehörte, religiös behandelt, und von der hohen, ſchwärmeriſchen, feierlichen Liebe nicht ganz ſo hohe, ſchwärmeriſche, feierliche Ideen ſelbſt hat, als ſeine Helden zu haben ſich einbilden und manche in der romantiſchen Welt vorausſezen, was iſt denn daran ſo Auffallendes? Indeß muß man doch wol bemerken, daß die Schilderungen der Liebe in dieſen Erzählungen von denen in den andern ſehr abweichen. Nicht als ob nicht eine oder die andere Scene an den vormaligen Erotiker Wieland erinnerte, allein auch dieſe Sce-

nen ſind mit einer Zurückhaltung, einem Anſtande geſchildert, daß es kaum mehr möglich iſt, den Dichter eigener Lüſternheit zu beſchuldigen. Selbſt in der bedenklichſten von allen dieſen Erzählungen, in der Waſſerkufe, hat er ſeine Phantaſie gewaltig gezügelt, und ſie iſt ſo unbeleidigend geworden, als ſie nach Inhalt und Zweck nur irgend werden konte. Daß hiezu einiges die Jahre, einiges die Welt, die er ſchildert, beigetragen haben, liegt am Tage; gewiß aber auch blieb ſein Leben am Hofe, in einem auserwählten Zirkel, welcher die Feſſeln des Anſtandes mit Leichtigkeit zu tragen gewohnt war, nicht ohne Wirkung auf ihn und ſein ohnehin feines Gefül des Schicklichen. Wenigſtens ſtellt er von dieſer Zeit an wiederholt den Grundſatz auf, daß der unterhaltende Dichter in ſeinen Schilderungen den feinen Ton der gebildeten Welt zum Maasſtab zu nehmen habe; ein Grundſatz, gegen den ſich freilich im Allgemeinen mancherlei dürfte einwenden laſſen, deſſen Beobachtung ihn aber doch gegen weitere

Anklagen ſchützte. Völlig einengen ließ er ſich indeß von ihm nicht, denn wo er höhere Zwecke ins Auge gefaßt hatte, ließ er die Decenz von ihrer Erreichung ſich nicht abhalten, was hoffentlich niemand tadeln wird.

Die Manier in dieſen Erzählungen hat man öfters eine franzöſiſche genant, und dies kann man gern zugeben, wenn damit nichts weiter geſagt ſeyn ſoll, als daß der Dichter, nach Art mehrerer guter Erzähler in Frankreich, den Ton der alten Fabliaux mit feinen Wendungen des Wizes und leichtem, fließendem Vortrage vereinigt habe. Wer aber geſagt hat, daß Wieland nur dieſe Manier, nur Eine Manier, oder überhaupt nur Manier gehabt habe, der hat ihm auffallendes Unrecht getan. Was hat z. B. die einfache Naivität ſeines Sommermärchens mit jener Manier gemein? Oder gar ſein Geron der Adliche, in welchem es, ſelbſt nach Eingeſtändniß ehemaliger Gegner des Dichters, „ihm mit dem tiefen göttlichen Ernſt ein wahrer Ernſt war?“ Indem man dieſes einſah

und zugeſtand, hätte man wol auch auf die Vermutung kommen ſollen, daß jedes einzelne Gedicht eines Dichters nur nach ſeinem mit dem Inhalt harmonirenden Grundtone beurteilt werden dürfe. Dann würde man gefunden haben, daß Wieland die Komiſche, die Launige Manier wälte, wo er die ſchwachen Seiten der menſchlichen Natur darſtellte, daß er aber recht gut mit Würde und edlem Anſtand zu erzählen wußte, wo er die menſchliche Natur von der edlen Seite darzuſtellen hatte. Wer kann in dem Geron einen ritterlichen Sinn und ein ſchönes Gemüt des Dichters verkennen? Wer kann verkennen, daß er in Liebe um Liebe zwiſchen jenem würdigen und ſeinem gewöhnlichern launigen Tone gleichſam die Mitte hält, weil es die Natur des Gegenſtandes ſo erfoderte? Wer dann endlich verkennen, daß in den übrigen Gedichten, mit der einzigen Ausnahme von Sixt und Klärchen, wo der Dichter unaufhörlich zwiſchen Sentimentalität und Laune, Ernſt und Scherz, hin

und her ſchwankt, und darum keinen reinen Eindruck im Gemüt des Leſers hinterläßt, die Harmonie des Grundtones mit dem Inhalte genau beobachtet hat? Selbſt ſeine ſubjektiven Darſtellungen würde man ihm dann nicht zum Vorwurfe gemacht haben, weil der Laune das Recht derſelben zuſteht, und er ſie nur hat, wo er ſich als launigen Dichter zeigt. Man hüte ſich doch ja, durch einſeitigen Ernſt die gute Laune gar verdrängen zu wollen! Ein Anderes iſt es, zu unterſuchen, ob Wieland nicht an einzelnen Stellen, zum Vorteil des Ganzen, beſſer getan hätte, ihr den Ausbruch zu wehren.

Bei einem minder reichen und minder fruchtbaren Dichter würden wir Zeit finden, alles hier nur Angedeutete weitläuftiger zu erörtern; Wieland aber läßt uns dazu keine Zeit, denn kaum hat er alles dieſes mit friſcher Kraft und frölichem Mute geleiſtet, ſo ſehen wir ihn eine neue Bahn betreten, und zwar eine Bahn, auf welcher ſich zeigen muß, ob er in Wahrheit alles

das in ſich vereinigte, was er in ſeiner Einleitung zu Klelia und Sinibald von einem Dichter ſelbſt foderte. Er ſagt nämlich:

Verbänd' er auch mit einem ſcharfen Blick
Die Linie des Schönen nie zu felen,
Das leiſeſte Gefühl im Prüfen und im Wählen,
Und mit der Kunſt, durch rhythmiſche Muſik
Sich in die Herzen einzuſtelen,
Die Leichtigkeit, der Grazien lezte Gunſt:
Und (wenn ſie ſpröde ſind) zum wenigſten die Kunſt
Den ſtrengen Fleiß der Feile zu verhelen:
Dies alles, ohne jenen Stral,
Den Japets Sohn am Qvell des Lichtes ſtahl,
Was hälf' es ihm, ein Kunſtwerk zu beſelen?

Noch einmal fühlte Wieland ſich zu einer romantiſchen Epopöie begeiſtert, zu einer ſolchen aber, die ſich von ſeinen früheren und ſeinen übrigen Erzälungen ſo ſehr unterſcheidet, daß man allerdings behaupten muß, er habe mit ihr eine neue Bahn betreten. In ſeinem Idris hatte er von dem romantiſchen Gedicht folgende Theorie aufgeſtellt:

Durch ein mäandriſches Gewinde
Von Feerei und Wundern fortgefürt,
Sey, wer dich lieſ't, beſorgt, wie er heraus ſich
finde,
Und nahe ſtets dem Ziel, indem er's ſtets ver-
liert.
Er füle, daß Natur ſogar im Märchen rürt,
Und daß Geſchmack und Wiz mit allem ſich ver-
binde;
Er folge ſonder Zwang, wohin die Phantaſie
Ihn füret, lächle oft, und gähn', iſt's mög-
lich, nie.

Verbirg ihm ſtets die unwillkommnen Züge
Der ſtrafenden Satyr' in ſchlaue Tändelei.
Man leſe dich, und ſuche nichts dabei,
Als wie man angenehm ſich um die Zeit be-
trüge;
Und finde, ſtill beſchämt, daß deine Schilderei
Nicht halb ſo ſehr als die Erfindung lüge.
Ergözen iſt der Muſen erſte Pflicht,
Doch ſpielend geben ſie den beſten Unterricht.

Wer kann jedoch zweifelhaft ſeyn, daß dieſe Theorie nur auf Idris und Amadis, nicht aber auf Oberon volkommen paſſe? Bei jenen iſt Ironie der beſelende Geiſt, und gerade dar-

um, weil eine geheime Abſicht der Belehrung in dem Ganzen vorwaltet, läßt der Dichter die Ader der Perſiflage mitten durch alles Phantaſtiſche ſtrömen; man könte ſagen, daß der Verſtand mit den üppigen Erzeugniſſen der Phantaſie nur ſein Spiel treibe. Ganz anders im Oberon, der den epiſchen Charakter rein an ſich trägt, und keine andere Abſicht verrät als einen romantiſchen Stoff im Geiſte der Romantik zu behandeln. Darum erlaubt er ſich keinen Spott, keine Satyre, höchſtens einen leiſen, milden Scherz, und beinahe möcht' ich ſagen nur einen einzigen, da nämlich, wo er, nach der meiſterhaft in einander verſchlungenen Anrufung der Muſe und Ankündigung des Inhalts, ſich ſelbſt unterbricht:

Doch, Muſe, wohin reißt dich die Adlerſchwinge
Der hohen trunknen Schwärmerei?
Dein Hörer ſteht beſtürzt, er fragt ſich was dir ſey,
Und deine Geſichte ſind ihm geheimnißvolle Dinge.

Komm, laß dich nieder zu uns auf dieſen Kanapee,

Und — ſtatt zu rufen, ich ſeh, ich ſeh,
Was niemand ſieht als Du, — erzål' uns fein gelaſſen,
Wie alles ſich begab. Sieh, wie mit lauſchendem Mund
Und weit geöfnetem Auge die Hörer alle paſſen,
Geneigt zum gegenſeitigen Bund,
Wenn du ſie tåuſchen kannſt, ſich willig tåuſchen zu laſſen.

Der Dichter, der ſich ſelbſt, mitten in einer beinahe feierlichen Stelle, ſo zu unterbrechen wagt, muß warlich ein großes Vertrauen zu ſeiner poetiſchen Tåuſchungskunſt haben, oder die Selbſtvergeſſenheit hat ihm einen ſehr gefårlichen Streich geſpielt. Ob dies bei Wieland der Fall war, wollen wir ſehen. Man hat den Oberon zu oft die Krone von Wielands (erzålenden) poetiſchen Werken genant, als daß wir uns nicht aufgefodert fůlen ſolten, vorzůglich an ihm ſeine poetiſche Kraft und Eigentůmlichkeit, den Umfang ſeiner Phantaſie, die Tiefe ſeines Geiſtes und Fůlle ſeines Herzens zu ermeſſen.

Das Erſte, was in Betracht gezogen werden muß, iſt die Erfindung. Wieland ſelbſt hat erklärt, ein großer Teil der Materialien zu ſeinem Oberon, beſonders deſſen, was man in der Kunſtſprache die Fabel nennt, ſey aus dem alten Ritterbuche von Huon de Bordeaux genommen, woron ſich in der Bibliothèque universelle des Romans ein freier Auszug aus der Feder des Grafen von Treſſan findet. Hat nun der Verfaſſer dieſes Huon, wie es allerdings ſcheint, in der Art, die Liebe ſeines Helden und ſeiner Heldin entſtehen zu laſſen, den Zariadres und die Odatis des Mitylenérs Chares im zehnten Buche ſeiner Geſchichten von Alexander (Athenaeus 1, 13.), im Verlauf der weiteren Schickſale beider aber Heliodors Aethiopika vor Augen gehabt, ſo könte man Wielanden vielleicht den Nachahmer eines Nachahmers nennen. Damit iſt's aber noch nicht genug. Die ſo wichtige Epiſode im ſechſten Buche, von dem Betruge, welchen dem alten Gangolf ſein junges Weib ſpielt,

iſt einem alten Fabliau nacherzält, und die Schlußſcene erinnert ſogleich an Taſſo's Olint und Sophronia.

Was bliebe demnach dem Dichter an Erfindung eigentümlich? Gar nichts, oder ſehr wenig nur. Wieland hatte es indeß auch gar kein Hehl, daß er zu den eigentlich erfinderiſchen Genies nicht gehöre, denn hier und anderwärts hatte er zu ſeinen Dichtungen Vorbilder, beſondere Veranlaſſungen oder individuelle Auffoderungen. Mit dem unerſchöpflichen Arioſto, der indeß ſeine Gärten mit fremden Pflanzen zu verſchönern bei Gelegenheit doch auch nicht verſchmähte, dürfte er darum ſchon nicht verglichen werden. Meiſt, ſagte er mir einſt, habe ich vorgefundene Stoffe bearbeitet, es iſt ja doch am Ende die Behandlung, welche des Dichters Wert zu erkennen gibt. Darum war es mir immer ein höchſt erfreulicher Fund, wenn ich auf einen guten Stoff traf, den ein Anderer ſchlecht bearbeitet hatte. Dies ließ mir gewönlich keine Ruhe,

bis ich glaubte, etwas Beſſeres daraus gemacht zu haben.

Ob dies auch der Fall in Anſehung des Oberon ſey, davon kann ſich jeder durch eine Vergleichung des teutſchen Gedichts mit dem franzöſiſchen Vorbild überzeugen. Einen höchſt merkwürdigen Unterſchied zwiſchen beiden kündigt ſogleich der Titel an; bei dem Franzoſen erſcheint Huon, der Menſch, bei Wieland aber Oberon, der Geiſt, als Hauptperſon der Dichtung. Oft ſchon habe ich mich verwundert, daß es noch nicht einem einzigen unſerer Kritiker eingefallen iſt zu fragen, warum denn Wieland dieſe Veränderung gemacht habe, zumal da der Menſch fähiger ſcheint, unſere Teilname auf ſich zu ziehen, als der Geiſt? Mich däucht, Wieland gewann damit zunächſt, daß die Einfürung Oberons und ſeiner Diener alles Anſehen der unnüzen, von den Theoretikern aber doch für weſentlich gehaltenen, Maſchinerie verlor; denn wer ſieht nicht, daß man in dieſem Gedicht mit eben dem Rechte

Huon und Amanda als die Maſchinen anſehen kann, mit welchem in anderen die höheren Weſen als ſolche betrachtet werden? Nun aber komt Oberon nicht blos als ein deus ex machina hinzu, einen Knoten zu zerhauen, wenn der Dichter zu ungeſchickt oder ſaumſelig iſt, ihn zu löſen, ſondern wir erwarten immer, was auch vor ihm auftrete, ſein Erſcheinen als etwas Weſentliches, und ihn ſelbſt als den, auf welchen ſich wol nothwendig alles beziehen müſſe. Man ſage ſelbſt, ob irgend ein anderer Epiker ſeine Götter, Geiſter oder perſonifizirten Abſtrakta glücklicher in ſein Gedicht eingeſchlungen habe, als Wieland durch dieſen ſo ganz einfachen Kunſtgrif? Daß ich ihm aber hiebei nicht etwas unterlege, wovon vielleicht nie eine Ahnung in ſeine Seele kam, dafür bürgt uns ſeine eigene Erklärung. „Die Art, ſagt er, wie die Geſchichte von Oberons Zwiſte mit ſeiner Gemalin Titania in die Geſchichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, ſcheint mir (mit Erlaubniß der Kunſtrichter)

die eigentümliche Schönheit des Plans und der Kompoſition dieſes Gedichtes zu ſeyn. In der Tat iſt Oberon nicht nur aus zwei, ſondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zuſammengeſezt: nämlich, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befel des Kaiſers zu beſtehen übernommen, der Geſchichte ſeiner Liebesverbindung mit Rezia, und der Wiederausſönung der Titania mit Oberon; aber dieſe drei Handlungen oder Fabeln ſind dergeſtalt in Einen Hauptknoten verſchlungen, daß keine ohne die andere beſtehen, oder einen glüklichen Ausgang gewinnen konte. Ohne Oberons Beiſtand würde Hüon Kaiſer Karls Auftrag unmöglich haben ausfüren können, ohne ſeine Liebe zu Rezia, und ohne die Hofnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen ſeiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieſer Geiſterfürſt keine Urſache gehabt haben, einen ſo innigen Anteil an ihren Schikſalen zu nehmen.

Aus dieſer, auf wechſelſeitige Unentbehrlichkeit gegründeten, Verwebung ihres verſchiedenen Intereſſe entſteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienſt der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leſer durch ſeine eigene Teilnehmung zu den ſämtlichen handelnden Perſonen zu ſtark fült, als daß ſie ihm irgend ein Kunſtrichter wegdisputiren könte. Er gewann aber damit auch, daß das Wunderbare in dieſem Gedicht nicht als eine bloße Zugabe, als ein Aufpuz, wie er ſeit Ariſtoteles von der Epopöie gefodert wurde, erſchien, ſondern als etwas, was in der phantaſtiſchen Welt, wohinein wir gefürt werden, Natur iſt. Statt nun, daß in einem andern Gedichte, wo wir die möglichen Verkettungen der Wirklichkeit erwarteten, das Wunderbare und Uebernatürliche uns ſtößt, wird es uns hier befreundet; und geſezt wir verlören etwas an dem Staunen, welches das Wunderbare ſonſt hervorzubringen pflegt, ſo gewinnen wir gewiß doppelt ſo viel an der

Ueberraſchung, da, wo wir nur Wunderbares und Phantaſtiſches erwartet hatten, ſo viel Natur und Wirklichkeit zu finden. Das echte Wunderbare, deſſen die Epopöie allerdings nicht entbehren kann und darf, jene geheimnißvollen Fügungen, Verkettungen und Verſchlingungen eines dunkeln Verhängniſſes, das an zarte Fäden in unſrer Bruſt, das an unſre Gedanken und unſre Träume den ewigen Gang des Weltalls, die Menſchenwelt an die Welt der Geiſter, die Weisheit an die Thorheit, Gerechtigkeit an das Unrecht, das Kleinſte an das Größte, das Größte an das Kleinſte, das Ende an den Anfang geknüpft hat, dieſes Wunderbare ging darum dem Dichter nicht verloren, vielmehr erhielt er nun erſt Gelegenheit, ſein Epos als eine Schickſalsfabel uns hinzugeben. Daß dieſes des Sängers Abſicht war, hat er im Laufe des Gedichtes uns zu mehreren Malen erklärt, und beſonders könte man im zehnten Geſang die zwanzigſte Strophe zum Motto deſſelben machen:

Der Erdenſohn iſt für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: wir ſelbſt, du weißt es, ſind
Des Schickſals Diener nur. In heil'gen Finſter-
niſſen,
Hoch über uns, geht ſein verborgner Gang;
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln dienen müſſen.

Solte nun aber dieſes Epos des Dichters Abſicht würdig erfüllen, ſo durfte Oberon auf keine Weiſe das ſeltſame Mittelding von Menſch und Kobold, jener in einen Zwerg verwandelte Sohn Julius Cäſars und einer Fee bleiben, der er in dem alten franzöſiſchen Ritterromane iſt. Wieland bildete ihn dem ähnlich, der er in Shakespears Sommernachtstraum und Chaucers Merchants-Tale iſt, zum ſchönen Elfen- und Feen-König. Wie er aber die Elfen zu einer Art von edeln, mächtigen und den Menſchen gewogenen Sylphen erhob, ſo veredelte er auch ihren König noch, der darum nirgend in einer reineren, edleren Geſtalt erſcheint als in dieſem Gedicht, das ſeinen Namen an der Stirn trägt. Nur Eins

bleibt unerklärbar, warum ihn Wieland nämlich erſt am Ende (Geſ. 12. Str. 71.) in ſeiner ewig ſchönen und ewig blühenden Jünglingsgeſtalt, vorher aber, wie er ſich ausdrückt, in lieblicher Verkleidung eines Knaben erſcheinen läßt. Zwar ſolte es nicht ſchwer fallen, aus der Kindlichkeit Oberons im Gegenſaz mit ſeiner Macht und in Beziehung auf Hüon einen ſo tiefen Sinn herauszupreſſen, als nur irgend ein alter oder neuer Heraklides Pontikus aus einem Nichts ſeines Lieblingsdichters herausgepreßt hat: allein wozu das? Die Sache iſt auf jeden Fall ganz kurz die, daß Wieland zu Anfang ſeines Gedichts doch den Zwerg des alten Ritterbuchs noch im Kopfe hatte. Wie ihm aber auch ſey, ſo wußte er ſelbſt dieſen als Repräſentanten des Schickſals würdig hinzuſtellen, denn:

Schön, wie im Morgenrot ein neugeborner Engel,
Steht er, geſtüzt auf einen Lilienſtängel,
Und um die Schultern hängt ein elfenbeinern Horn.
So ſchön er iſt, kommt doch ein unbekantes Grauen

Sie alle an: denn Ernſt und ſtiller Zorn
Wölkt ſich um ſeine Augenbrauen.

Und nun höre man, wie der Dichter in zwei Strophen (Geſch. 2. Str. 39. 40.) ihn und den andern Haupthelden zugleich zu charakteriſiren gewußt hat.

Da naht ſich ihm der ſchöne Zwerg, und ſpricht
In ſeiner Sprach' ihn an, mit ernſtem Angeſicht:
Warum entfliehn vor mir, o Huon von Guyenne? —
Wie, du verſtumſt? Beim Gott des Himmels, den ich kenne,
Antworte mir! — Nun kert die Zuverſicht
In Hüons Bruſt zurück. Was willſt du mein? erwiedert
Der Jüngling. — Fürchte nichts, ſpricht jener, wer das Licht
Nicht ſcheuen darf, der iſt mit mir verbrüdert.

Ich liebte dich von deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes dir beſtimme,
An keinem Adamskind hab' ich es je getan!
Dein Herz iſt rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragſt du nicht Fleiſch und Blut,
Haſt Glauben an dich ſelbſt, haſt in der Prüfung Mut:

So kann mein Schuz dir niemals felen,
Denn meine Strafgewalt trift nur beſleckte Selen.

Mit dieſen Charakteren, die er ſeinen beiden Helden gegeben, hatte der Dichter zugleich den Ton ſeines Gedichtes ſelber beſtimmt; denn wer ſieht nicht, daß dieſer ſich ebenfalls auf der Linie des Edlen wird halten müſſen, wenn er nicht mit dem Inhalt ſchreiend kontraſtiren ſoll? Daß der Dichter dieſen Ton gehalten habe, wird jedem ſein Gefül bezeugen. „Wer — ruft Pörſchke, von dieſem Gefül getrieben aus, — würde es wol wagen den Oberon zu traveſtiren! die unaffektirte Würde dieſes Gedichts, die in den Sachen, nicht in den Worten liegt, müßte jeden Verſuch der Verſpottung zur offenbaren Narrheit machen, und es wäre keine ganz leichte Frage, ob an einem ſolchen Mutwilligen, welcher den Oberon der Verſpottung Preis zu geben gedächte, Kopf oder Herz nichtswürdiger wäre.” (Beitr. z. Theor. d. Dichtk. Libau 1796. S. 133.)

Wiewol aber der Ton des Gedichts durchaus edel gehalten iſt, ſo iſt damit doch noch nicht entſchieden, ob wir nicht denſelben Feler begehen würden, welchen Crescimbeni beging, als er des Pulci Morgante unter die ernſten Epopöien zälte, wenn wir nun auch von dem Oberon dieſes behaupten wollten. Verbietet uns dieſes nicht ſchon die aus der Einleitung angefürte Apoſtrophe an die Muſe? Hätte Wieland eine ernſte Epopöie im Sinne gehabt, würde er dann wol ſich ärger als ſtümperhaft ſein Werk ſelbſt ſo verdorben haben? Freilich ſcheint für den erſten Anblick nichts unvereinbarer als eine Schickſalsfabel und ein nicht ernſtes Epos: allein Wieland hat doch gezeigt, daß es dem Genie möglich ſey, und es iſt wol der Mühe wert, zu zeigen, wie er dabei zu Werke gegangen.

Bekantlich verſteht man ſeit Ariſtoteles unter einer ernſten Epopöie eine ſolche, welche, wie die Tragödie, große, erhabne, wichtige Handlungen in einer angemeſſenen Würde und

Pracht der Sprache darſtellt. Wielanden bei ſeinem äußerſt feinen und zarten Gefül des Schicklichen konte nicht entgehen, daß das romantiſche Epos, wenn es einem ſolchen Geſez genügen wolle, ſich gewiſſermaßen ſelbſt vernichten würde, indem es eben damit den Keim der Zerſtörung in ſich aufnähme. Einmal iſt nämlich das *Abenteuer*, welches ſeinen Stoff ausmacht, doch immer mehr oder minder — abenteuerlich, und hat in unſern Augen etwas Seltſames, Befremdendes, was ihm in der Beurteilung des Verſtandes Abbruch tut, und alſo gerade um ſo mehr, als man durch Ernſt den Glauben daran zu erzwingen gedächte, zu einem Lächeln oder Lachen reizen, eben damit aber die beabſichtete Wirkung aufheben würde. Dann aber dient das *Zauberhafte*, welches in ſolchen Gedichten an die Stelle des rein-Göttlichen tritt, nach *Herders* richtiger Bemerkung, doch mehr zu Unterhaltung eines *angenehmen Wahnes und Blendwerks* als zu Erweckung jenes

tiefern und höheren Gefüls, das das Göttliche allein bewirket, welches zugleich hinein zu verſchlingen ſchon Taſſo's Beiſpiel abſchreckt. Die übernatürlichen Weſen, die hier handelnd auftreten, ſind nicht durch Religion beglaubigt, und der Dichter muß für ſie erſt unſre Täuſchung gewinnen. Unter mehreren Mitteln, die ihm hiebei zu Gebote ſtehen, iſt aber keins der unwirkſamſten eine gewiſſe Verſezung des Furchtbaren mit Komiſchem, indem das Erſte durch das Lezte ſehr oft vorbereitet wird. Sehr fein bemerkt Tiek von Shakespear's Sturm, daß es die komiſchen Scenen vorzüglich ſeyen, durch welche der Dichter unſre Aufmerkſamkeit zerſtreut, und verhindert, daß wir nicht ein zu feſtes und prüfendes Auge auf die Weſen ſeiner Imaginazion heften, das ſie nicht aushalten würden. „Das Lächerliche, ſagt er, ſoll zwar hier nicht das Furchtbare verſtärken, aber es vermehrt hauptſächlich die Mannigfaltigkeit der Weſen, die die Phantaſie beſchäftigen. Ohne die komiſchen

Perſonen Trinkulo und Stephano hätte das Schauſpiel immer noch den Feler einer gewiſſen Monotonie, alles wies noch zu ſehr auf Proſpero und die wunderbare Welt hin, die ihn umgibt; Ferdinands und Miranda's Liebe hat ſelbſt etwas Romantiſches, das ans Abenteuerliche grenzt, ſo wie die Begebenheiten Alonſo's und ſeiner Gefärten; das Wunderbare würde eben darum nicht täuſchen, weil es zu wunderbar war. Ein ſeltſamer Traum illudirt uns um ſo leichter, wenn wir Perſonen darin erſcheinen ſehn, die wir recht genau kennen. Auf eben dieſe Art hintergeht uns der Dichter, indem er Charaktere einfürt, die ſeiner wunderbaren Welt zu widerſprechen ſcheinen, da ſie ganz aus der gewönlichen genommen ſind, die nichts von jenem Außerordentlichen haben, das wir an allen übrigen Perſonen wahrnehmen. So entfernt uns die übrige wunderbare Welt ſteht, ſo nahe ſtehn uns dieſe; durch ihre Alltäglichkeit erhält das Ganze mehr individuelle Züge, und indem ſie

einen Teil der Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, wird das Schauſpiel und das Uebernatürliche dadurch um ſo täuſchender und wahrſcheinlicher. — — — Die Notwendigkeit des Komiſchen haben auch faſt alle neueren Dichter gefült, die aus irgend einem wunderbaren Märchen eine Oper zuſammenſezten; man findet jedesmal wenigſtens einen komiſchen Charakter darin. — — Nicht aber blos der dramatiſche, ſondern auch der epiſche Dichter kann auf die bis izt bemerkte Art ſeiner wunderbaren Welt einen höheren Grad von Wahrſcheinlichkeit geben. Arioſt's Zauberkreis iſt eben darum ſo wahr und überzeugend, weil er uns nie Geiſter und Zauberer aus dem Geſichte verlieren läßt; wir verlaſſen nie die Welt wieder, in die er uns einmal eingefürt hat; die komiſchen Epiſoden, der ſcherzhafte Ton, in dem er ſo oft ſpricht, befördern ebenfalls den Glauben an ſeine Wunder. Beim Taſſo ſteht die Zauberwelt mehr iſolirt, ſie hat daher auch gar nicht jenes lebendige und täuſchende Kolorit, ſie iſt immer

weit von uns entfernt, wenn wir vertraulich unter allen Phantomen Arioſts, wie unter Bekannten umhergehn.“

Auch unſer Wieland erreichte mit denſelben Mitteln und deren höchſt beſonnener Anwendung ſeinen Zweck aufs glücklichſte. Wer mag verkennen, daß Scherasmin auch zu dieſem Behufe die treflichſten Dienſte leiſtet? Iſt es nicht gerade die Furcht des guten, treuherzigen Alten, und die Art, wie er dieſe Furcht äußert, was uns am meiſten auf Oberons Erſcheinung ſpannt (Geſ. 2. Stanze 19—22.), ſie aber auch zugleich unſerm Glauben näher rückt? Und wenn er im vierten Geſang (Str. 23. fgg. erzält:

Mir ſelbſt iſt oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren.

Da, zum Exempel, läuft ein ſchwarzer Zottelbär,
Indem ich wandeln geh', der Himmel weiß woher,

Mir in den Weg; ich greif' im Schrecken nach dem
Degen
Und zieh', und zieh', — umſonſt! Ein plözlich
Unvermögen
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;
Zuſehends wird der Bär noch ſiebenmal ſo groß,
Sperrt einen Rachen auf ſo gräßlich wie die Hölle;
Ich flieh' und ängſt'ge mich, und kann nicht von
der Stelle.

Ein andermal, wenn ihr von einem Abend-
ſchmaus
Nach Haus zu gehen träumt, bei einem alten
Gaden
Vorbei; auf einmal knarrt ein kleiner Fenſterladen,
Und eine Naſe guckt heraus
So lang als euer Arm. Ihr ſucht, halb ſtarr
vor Schrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten ſtehn
Geſpenſter da, die ins Geſicht euch ſehn,
Und feur'ge Zungen weit aus langen Hälſen recken.

Ihr drückt in Todesangſt euch ſeitwärts an die
Wand,
Die gegenüber ſteht, — und eine dürre Hand
Fährt durch ein rundes Loch euch eiskalt übern
Rücken,
Und ſucht an euch herum, euch da und dort zu
zwicken.

Ein jedes Haar auf euerm Kopfe kert
Die Spiz' empor, zur Flucht iſt jeder Weg ver-
wehrt,
Die Gaſſe wird zuſehens immer enger,
Stets froſtiger die Hand, die Naſe immer länger.

Dergleichen, wie geſagt, begegnet oft und viel;
Allein am End' iſt's doch ein bloßes Poſſenſpiel,
Das Nachtgeſpenſter ſich in unſerm Schädel machen;
Die Naſe ſamt der Angſt verſchwindet im Er-
wachen,
Ich dächt' an euerm Plaz dem Ding nicht weiter
nach,
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg
verſprach.
Friſch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel enden,
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wieder-
fänden.

Hat dann wol jemand dieſe Stelle geleſen, ohne an ſich ſelbſt erfaren zu haben, daß ſogleich das neue Wunder, Hüons durch einen Traum erregte Leidenſchaft für ein unbekantes Weſen, unanſtößiger, natürlicher, beglaubigter ſchien, und mithin unſere Täuſchung für das Folgende zum voraus gewonnen war? Und

haben nicht die komiſchen Wirkungen, welche an drei verſchiedenen Stellen Oberons Horn hervorbringt, jedesmal zugleich auch die Wirkung, daß wir über eine Menge von Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, wodurch die ſich einmiſchende Urteilskraft die Täuſchung zur Unzeit unterbrechen würde, glücklich hinweggehoben werden, indem die Einbildungskraft ſogleich wieder die Oberhand gewinnt? — Kaum glaube ich daher zu irren, wenn ich behaupte, daß der Oberon das Glück, nicht traveſtirt werden zu können, zu einem großen Teile dieſer Einmiſchung von Komiſchem zu verdanken habe, denn jedem Spotte wird dadurch die Spize abgeknickt. Durch die Behutſamkeit und Sparſamkeit aber, womit Wieland dieſen Zuſaz von Komiſchem nur zu dem genanten Behuf anwendete, verhütete er, daß nicht das ganze Gedicht den Anſtrich des Komiſchen erhielt, denn es war auch nicht ſeine Abſicht, ein komiſches Epos zu liefern.

Wenn denn aber Oberon weder eine ernſte, noch eine komiſche Epopöie iſt, was iſt ſie dann

ſonſt? Doch nicht gar eine Miſchung von beiden? — Hundert andere Dichter hätten das vielleicht daraus gemacht; nicht ſo Wieland. Was an ſeinem Stoffe nicht abenteuerlich und phantaſtiſch war, das erſchien ihm ſo reiner, edler, hoher Natur, daß er es allerdings einer Behandlung fähig fand, wie man ſie für die ernſte Epopöie erfodert. Wegen der Umgebung des Abenteuerlichen und Phantaſtiſchen aber, worin er es fand, und wegen des komiſchen Zuſazes, der ihm dadurch nötig wurde, gab er auch dieſem Teile eine ſolche Behandlung nicht, weil er dadurch nur einen nachteiligen Kontraſt beider Theile hervorgebracht haben würde, ſondern zog das Ganze in jene mittlere Region des heiteren Schönen, wo Ernſt und Scherz ſich brüderlich umarmen, jener die ſtrenge, dieſer die leichtfertige Miene ablegt, wo das Erhabene gemildert, und die Würde nie ohne Anmut erſcheint. Das Höchſte und Tiefſte iſt von dieſer Region nicht ausgeſchloſſen, allein es erſcheint nur ſo wie der

hohe Sinn im kindiſchen Spiele, nicht in ſeiner Majeſtät noch Furchtbarkeit. Lieblich wie die Dämmerung zwiſchen Nacht und Tag, wo ein ſanftes, mildes Licht herrſcht, der Mond und die Sterne noch nicht ganz erbleicht ſind, aber die höhere Majeſtät der Sonne, die ſich in den vergoldeten Gipfeln und einem glänzenden Morgenrot zeigt, allaugenblicklich hervorzutreten ſcheint, ſo liegt jene Region des heiteren Schönen zwiſchen dem Erhabenen und dem Komiſchen in der Mitte. Konte nun wol Wieland etwas Schicklicheres tun, als ſeinen Oberon auf den Ton ſtimmen, wie er einer ſolchen Welt angemeſſen iſt? Die Linie des Edlen läuft mitten durch dieſe Welt, denn das Edle beſteht ja in Hoheit durch Grazie gemildert.

Indem Wieland dieſen Ton für ſein Epos wälte, durfte er es wagen, einen abenteuerlichen Stoff als Schickſalsfabel zu behandeln, ohne in Gefahr zu kommen, ſich mit Abſicht und Mitteln in Widerſpruch zu ſezen; und in-

dem er dieſen Ton ſo glücklich traf, gelang ihm ein zweites Wunder, deſſen Bemerkung man der Frau von Stael übrig gelaſſen hatte. „Die Empfindung, ſagt ſie, gattet ſich im Allgemeinen nicht leicht mit dem Wunderbaren; es iſt etwas ſo Ernſtes um die Rürungen der Sele, daß man ſie nicht gern mitten unter den Spielen der Phantaſie blos geſtellt ſieht; Wieland aber beſizt die Kunſt, jene phantaſtiſchen Dichtungen mit wahrem Gefül auf eine nur ihm eigene Weiſe zu vereinbaren." Wollen wir genau entdecken, wodurch er dieſe Möglichkeit bewirkt habe, ſo dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daß der Sänger des Oberon alle Ausbrüche des höchſten Affekts, alle Extreme der Leidenſchaften ſorgfältig vermieden habe. Nie bringt er es bis zur höchſten Spannung, bis zu gewaltſamer Erſchütterung, ſo nahe beide ihm oft lagen. Wie raſch und freudig hätte Mancher dieſe Gelegenheiten ergriffen! Wieland mäßigt und mildert auch hier, und gewinnt, indem er von dem Grundtone

nie allzuweit ausweicht, doppelt, daß nämlich keine Scene zu hohen Affekts den Glauben an das Wunderbare zerſtört, und daß dieſes mit der Empfindung nie in Widerſpruch gerät. So nur bieten Ernſt und Scherz vertraulich ſich die Hand, die widerſtreitenden Elemente dieſes Gedichtes ſönen ſich aus, und es entſteht eine Einheit, von welcher bisher noch kein Kritiker ſich etwas träumen ließ. Vielmehr haben dieſe wol gerade hier bewieſen, daß ſie die tiefere Weisheit und das echte Genie Wielands keineswegs begriffen, ja nur geahnet hatten, indem ſie fähig waren, in einem Athem an Oberon eine gewiſſe Anmut und Grazie, welche die Stelle der romantiſchen Phantaſie erſezen ſolle, und den Mangel an Pathetik zu tadeln. Das hat man von der Einſeitigkeit! Hätte man, ſtatt Wieland an den Maasſtab Arioſto's zu halten, bedacht, daß der Stoff des teutſchen Sängers einen ganz andern Ton und ganz andre Behandlung erfodere als der des Italieners, ſo würde man ſich eine Ungerech-

tigkeit und eine Beſchämung erſpart haben. Im Idris, im Amadis hatte Wieland die Abſicht Arioſto nachzueifern, und zeigt dies auch in der frölichen Phantaſie, der gaukelnden Laune, dem leichten, ſpielenden Leben, der arabesken, artigen Form; im Oberon neigte er mehr zu der Regelmäßigkeit Taſſo's hin, aber ohne in deſſen Fehlgriffe zu verfallen. Darum behauptet Oberon eine glückliche Mitte zwiſchen Arioſto's und Taſſo's Gedicht, und es iſt eigentlich höchſt ſchmeichelhaft für ihn, wenn Frau von Stael ſagt, daß er in Teutſchland beinahe für ein epiſches Gedicht gelte. Soll nämlich Sinn in dieſer Behauptung ſeyn, ſo muß ſie ſich auf den dunkel gefülten Unterſchied zwiſchen dem Tone der ſogenanten ernſten Epopöie und dem eigentümlichen Tone des Oberon beziehen, welcher jenem ſich immer annähert, ohne jemals derſelbe zu werden.

Was die Oekonomie, die eigentliche Kompoſizion des Oberon betrift, ſo hat man dieſe von jeher für untadelhaft gehalten,

allein gerade ſie iſt es, gegen welche eine Bemerkung nicht ohne Grund gemacht werden könte. Nicht als wäre die zuſammengeſezte Fabel nicht ſehr glücklich zur Einheit verſchlungen, der Plan nicht deutlich und lichtvoll, oder eine Scene überflüßig oder müßig; von allen dieſen Seiten iſt Oberon wol muſterhaft zu nennen. Nur eine einzige Scene dürfte weder an der Stelle ſtehen, welche ihrer Wichtigkeit gebürt, noch ſo ausgefürt ſeyn, wie man erwarten ſolte, ich meine die von Scherasmin im ſechſten Geſang erzälte Begebenheit zwiſchen dem alten Gangolf und ſeiner ungetreuen Gattin. Da Oberons Trennung von Titania die Folge jener Begebenheit iſt, ſo iſt ſie für das ganze Gedicht von der höchſten Wichtigkeit, denn ohne ſie würden Oberons und Huons Schickſale ſich nimmermehr ſo verflochten haben, wie wir nun finden. Daß uns nun eine Begebenheit von ſolcher Wichtigkeit als Epiſode erzält wird, möchte noch hingehen, weil der Dichter nicht vom Ei anzufangen braucht; allein daß ſie ſo beiher, als ein

Märchen, mit ziemlich viel Gleichgiltigkeit faſt nur beigebracht wird, da ſich doch Scherasmin bei der Nennung von Oberons Namen längſt darauf hätte beſinnen müſſen, ſich aber jezt nicht einmal erinnert, daß er von demſelben Oberon erzält, der ihr Freund, ihr Wohltäter, ihr Retter und Beſchüzer iſt, — wie ſich das rechtfertigen laſſe, ſehe ich nicht ein. Ob dieſe Erzälung überhaupt in den Mund Scherasmins gehört hätte, iſt eine Frage, die ich wenigſtens darum nicht bejahen möchte, weil ſie in Amanda's Gegenwart doch etwas anſtößig wird, wie gern ich auch übrigens zugebe, daß der Dichter ſelbſt auf dieſem ſchlüpfrigen Grunde mit dem möglichſten Anſtand ſich bewegt habe. Was ſollen wir nun aber dazu ſagen, daß Scherasmin in dieſer Erzälung auf einmal den ganzen Plan verändert? Was Oberon als die Bedingung ſeines Schuzes und Beiſtandes in der 51 und 52ſten Stanze des zweiten Geſanges nur ſehr räzelhaft ausgedrückt hatte, darüber erklärt er ſich Geſ. 6. Stanze 9 alſo:

und tief, o Hüon, ſey's in deinen Sinn ge-
prägt!
So lange bis der fromme Papſt Sylveſter
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung
legt;
Betrachtet euch als Bruder und als Schweſter.
Daß der verbotnen ſüßen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüſte!
Denn wiſſet, daß im Nu, da ihr davon verſucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

Wer kann nun anders als vermuten, daß es eine Probe reiner, unbefleckter Keuſchheit ſey, an welche der Geiſt die glückliche Zukunft der Liebenden gebunden habe? Mit Einem aber vernehmen wir aus Scherasmins Munde (St. 101. 102,), Oberon ſey durch einen Schwur von Titania getrennt,

Bis ein getreues Paar, vom Schickſal ſelbſt er-
koren,
Durch keuſche Lieb' in Eins zuſammen flieſt,
Und, probefeſt in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber
ſcheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch ſeine Unſchuld büßt.

Und wenn dies edle Paar ſchuldloſer reiner Selen
Um Liebe alles gab, und unter jedem Hieb
Des ſtrengeſten Geſchicks, auch wenn bis an die
Kehlen
Das Waſſer ſteigt, getreu der erſten Liebe blieb;
Entſchloſſen, eh den Tod in Flammen u erwälen,
Als ungetreu zu ſeyn ſelbſt einem Thron zu Lieb':
Titania, iſt dies, iſt alles dies geſchehen,
Dann werden wir uns wiederſehen!

Wer ſieht nicht, daß hier nicht mehr von der Keuſchheit die Rede iſt, durch welche Hüon und Amanda ihr Glück verdienen, ſondern von Treue, durch deren Probe ſie Oberon und Titania wieder vereinigen ſollen? Das Schlimmſte iſt, daß hiedurch ein nicht unbedeutender innerer Widerſpruch entſteht, indem nach der Anlage des Gedichtes, wie ſie jezt iſt, die zweite Bedingung ohne Bruch der erſten gar nicht erfüllt werden konte; denn iſt nicht die ganze Prüfung der Liebe, Zärtlichkeit und Treue des holden Paares durch ihre verlezte Keuſchheit herbeigefürt? Wie denn, wenn ſie ohne Verlezung derſelben glücklich zu Rom

angelangt wåren? Håtte dadurch die Vereinigung Oberons und Titania's erfolgen kônnen? Oder håtte nun erſt eine neue Verwickelung angelegt werden ſollen? Genug, es iſt hier ein nicht zu vereinigender Widerſpruch, deſſen Entſtehung nur dadurch ſich erklåren låßt, daß man annimt, der Dichter habe wirklich auf der Hålfte ſeiner Bahn ſeinen Plan noch veråndert, woher denn auch das unverkenbar Lůckenhafte im ſechſten Geſang entſtanden ſeyn mag. Erklåren, ſage ich, låßt ſich dieſer Widerſpruch, zu entſchuldigen wůßte ich ihn nicht. Wenn indeß jeder Feler durch ſo glånzende Schônheiten vergůtet wůrde als dieſer, ſo môchte man beinahe mehr åhnliche Feler wůnſchen. Dieſer hier hat eine Epiſode herbeigefůrt, die vielleicht das Schônſte im ganzen Oberon iſt. Wer hat ſich nicht innigſt angezogen gefůlt von dieſem kleinen Paradieſe, wohin Alfonſo, der edle Greis, ſein beſſeres Selbſt und den ungeſtôrten Genuß des ſůßeſten Selenfriedens gerettet hatte, und das nun zu-

gleich eine Freiſtatt für die unglückliche Liebe werden ſolte? Wer hat nicht mit ſtillem Entzücken geweilt in dem beſchränkten Kreiſe und bei der noch beſchränkteren Lage, worin nun Hüon und Amanda ſich entſündigen, und des rein Menſchlichen, Edlen, Zarten und Liebenswürdigen ſo viel entfalten? Wen haben dieſe ſtillen Scenen der reinſten Gatten- und Vaterliebe, der zarteſten Mütterlichkeit, der ſchönſten Weiblichkeit nicht im tiefſten Herzen gerürt? Was irgend die Natur Zartes in eine menſchliche Bruſt gelegt hat, das tönt uns hier in den ſanfteſten Anklängen wieder; was das Leben nur irgend Holdes und Liebes hat, tritt uns hier ſtill erfreulich entgegen. Wer hat ſich hier nicht heimiſch gefült, aber auch das ſanftbewegte Herz von leiſem Sehnen und tiefer Ahnung geſchwellt, wenn er den Greis mit der Unſchuld der Kindheit die Grenzen des Lebens beſchreiten ſah? Sanft und freundlich kann auch nur der Tod in dieſe heilige Welt voll des tiefſten Friedens treten.

Da ſing der fromme Greis, mit mehr gerürtem Ton
Als ſonſt, zu reden an von dieſem Erdenleben
Als einem Traum, und vom Hinüberſchweben
Ins wahre Seyn. — Es war, als wehe ſchon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag' ihn ſanft empor, indem er ſprach.
Amanda fült's: die Augen gehn ihr über,
Ihr iſt's, als ſähe ſie dem Halbverſchwundnen
nach.

Mir, fuhr er fort, mir reichen ſie die Hände
Vom Ufer jenſeits ſchon. — Mein Lauf iſt bald
zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,
Viel Trübſal noch, auch viel der beſten Freuden,
(Oft ſind's nur Stärkungen auf neue größre
Leiden)
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel
Euch nähert. Beides geht vorüber,
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns
hinüber;

Nichts als der gute Schaz, den ihr in euer Herz
Geſammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher
Frieden,
Und die Erinnerung, daß weder Luſt noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht ge-
ſchieden.

Wol mußte es den beiden Liebenden ſeyn, als falle ein Stral aus jener Welt in ihre Sele. Inniger als je fülen ſie jezt die Erhabenheit der menſchlichen Natur, und ihre eigene mehr geläutert. So mußte es aber auch kommen, wenn ſie ihren Mut zu den neuen Prüfungen erhöht finden und ſich zurufen ſolten:

Laß ſeyn, Geliebte, daß der Trübſal viel
Noch auf uns harrt, — ſie nähert uns dem Ziel!
Nichts ſoll uns mutlos ſehn, nichts dieſen Glauben dämpfen!

Somit wäre nun zugleich alles wieder aufs Schönſte und Zweckmäßigſte für den neuen Plan eingeleitet, und dieſer auf eine ſolche Weiſe an den früheren angeknüpft, daß man beide kaum mehr unterſcheidet. Ueberhaupt aber muß man dem Oberon nachrühmen, daß alles zu rechter Zeit und am rechten Orte geſchieht, alles harmoniſch in einander greift, das Vorhergehende immer das Folgende vor-

bereitet, und alle Situazionen ſo kunſtreich angelegt ſind, daß alle Begebenheiten mit innerer Notwendigkeit ſich daraus entwickeln. Dadurch wird die Teilname und das Intereſſe immer lebendig erhalten, ohne daß der Dichter im Mindeſten gegen die epiſche Stimmung verſtieße, da es nur geſpannte Erwartung und ungeduldig fortreißende Neugier ſind, die dem Geiſt des Epos widerſtreiten. Solten im Epos gar keine Erwartungen erregt und befriedigt, keine Knoten geſchürzt und gelöſ't, keine Verwickelungen und Entwickelungen angelegt, keine Zwecke ausgefürt, und alſo überhaupt kein Intereſſe unterhalten werden, dann hätte man freilich Recht, das Langweilige ein weſentliches Ingrediens der Epopöie zu nennen. Statt unſere Aufmerkſamkeit zu erregen und unſer Vergnügen zu ſteigern, würde der Dichter uns nur mit Schlummer überſchleichen.

Werfen wir auf die Anordnung des Oberon einen prüfenden Blick, um zu ſehen, mit welcher Weisheit unſer Dichter auch hier zu

Werke gegangen iſt! Nach einer begeiſterten Ankündigung, die uns vom Inhalt gerade ſo viel eröfnet, daß wir nach ihm ſelbſt und dem Ausgange begierig werden, verſezt uns der Dichter ſogleich mit ſeinem Helden auf die Reiſe nach Babylon, und wir erfahren nur, daß er dort ein, ſelbſt in Karls des Großen Tagen halsbrechendes, Werk vorhabe. Worin dieſes beſtehe, erfahren wir erſt in der Höle Scherasmins, dem es der Held berichtet, um ihn ſofort zum Gefärten zu gewinnen. Er geht nach Babylon, um einem Befele Karls Genüge zu leiſten, welcher alſo lautet:

Zeuch hin nach Babylon, und in der feſtlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Stat, an ſeiner Tafelrunde,
Mit ſeinen Emirn ſich beim hohen Mal vergnügt,
Tritt hin, und ſchlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß ſein Blut die Tafel überſprize.
Iſt dies getan, ſo nahe züchtig dich

Der Erbin ſeines Throns, zunächſt an ſeinem Size,
Und küß' als deine Braut ſie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer ſolchen Scene
In ſeiner eignen Gegenwart
Sich nicht verſah, vor deiner Kühnheit ſtarrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von ſeinem Stule, hin, nach Morgenländer Art,
Und zum Geſchenk für mich, das unſre Freundſchaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier ſeiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus ſeinem grauen Bart.

Stellte man dieſen Befel allein auf, ſo würde es zweifelhaft ſeyn, wer von beiden der Unſinnigſte ſey, ob der, welcher ihn gab, oder der, welcher ihn zu vollſtrecken unternahm; in der Situazion aber, worin der Dichter ihn vorbringt, verliert ſich das Lächerliche und Abſurde deſſelben durch die Beimiſchung von Furchtbarkeit auf Seiten Karls und des Mitleids, das wir für Hüon fülen. Der Gedanke von Wahnſinn deſſelben verliert ſich durch ſeine Erklärung:

Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung, oder Troz, was mich ſo tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und ſprach mit Zuverſicht:
Was du befelen, Herr, kann meinen Mut nicht beugen.
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und ſeyd ihr alle Zeugen!

Von dieſem Augenblicke beginnt unſre Beſorgniß um den Ritter, die in unſerm Gefüle mit ſeiner Unſchuld in Verhältniß ſteht. Mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ſehen wir uns deshalb nach außerordentlicher Hilfe für ihn um, denn daß er auf dem gewönlichen Wege nicht zu retten ſey, ſehen wir klar. Konte der Dichter das Außerordentliche ſchöner vorbereiten, als durch unſern eignen Wunſch? Wie erfreulich wird uns die Erſcheinung Oberons, weil ſie unſre Beſorgniß mildert, wenn auch nicht völlig hebt! Denn nur bedingungsweiſe iſt Oberons Schuz ihm geſichert, wie wir wenigſtens aus Stanze 51. 52 des zweiten Geſanges ſchließen müſſen; allein wie wir

den Ritter nun kennen, dürfen wir ihm wol zutrauen, daß er die Bedingung erfüllen werde, und ſo geht jezt unſre Beſorgniß in Hofnung über. Den dritten und vierten Geſang füllen die Begebenheiten auf der Reiſe. Nehmen wir einſtweilen an, daß ſie nur dienen ſollen, uns Hüon immer mehr zu befreunden und auf die Entwickelung ſeines Schickſals begieriger zu machen, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Zweck vollkommen erreicht wird, denn je näher an Bagdad, deſto höher ſteigt das Intereſſe, ſo daß es gewiß keinen Leſer gibt, welcher nicht das Gefül Hüons teilte:

Ein wunderſam Gemiſch von Schrecken und Entzücken,
Geheime Ahnungen und fremde Schauer drücken
Des Ritters Herz, da ihm der Schauplaz auf ſich tut,
Wo mehr ſein Wort und angeſtamter Mut
Als Karls Gebot ihn treibt, ein Wagſtück zu beſtehen,
Wovon kaum möglich iſt ein beſſer Ziel zu ſehen
Als jähen Tod. Gewiß war immer die Gefahr,
Doch ſchien ſie nie ſo groß, als da ſie nahe war.

Wie wird uns aber, wenn wir nun am Ziel einen Blick zurück werfen, und überraſcht den geheimen Zuſammenhang aller jener Zwiſchenbegebenheiten mit dem Ausgang entdecken! Nun erſcheint die Gefahr, worein Hüon bei der ſchönen Angela geriet, die er von dem Rieſen Angulaffer befreite, als eine glücklich beſtandene Prüfung, durch die er der ſchöneren Liebe würdig ward, die das entzückende Traumbild in ſeiner reinen Bruſt erweckte. Schien aber eben dieſes Traumbild bisher nur zur Ergözung hingeſtellt, ſo weckt es nun höhere Ahnungen, und öfnet uns den Blick in die heilige Nacht eines Geheimniſſes, das uns um ſo gewiſſer mit Ehrfurcht, ja mit Andacht durchdringt, je tiefer und inniger wir fülen, daß es über allem menſchlichen Leben webe.

Wie wundervoll mein Schickſal ſich entſpinnt!
Rief Hüon aus, Wie wahr hat Oberon geſprochen,
Schwach iſt das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den Hals gebrochen,

Auf mein Verderben zielt ſein Antrag ſichtlich ab,
Und blindlings tut er blos den Willen des Ge-
ſchickes!
Der ſchöne Zwerg reckt ſeinen Lilienſtab,
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines
Glückes.

Und daß (ſpricht Scherasmin) die Jungfrau, die
im Traum
Das Herz euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans iſt, die Karl zu eurer Braut er-
nante;
Daß alles ſo ſich ſchickt, und daß auch Sie im
Traum,
Wie Ihr in ſie, in Euch entbrante,
So etwas glaubte man ja ſeinen Augen kaum!
Und doch, ſpricht Hüon, hat's die Alte nicht er-
funden;
Den Knoten hat das Schickſal ſelbſt gewunden.

Hievon überzeugt ſich unſtreitig ein jeder noch mehr, wenn er weiter erfärt, daß durch den faſt wahnſinnigen Gedanken eines ergrimten Kaiſers zu Paris ein arger Schalk in Babylon ſein Recht erhält, denn daß der, welchem Hüon an des Sultans Tafel den Kopf

abſchlagen muß, gerade derſelbe Prinz Babekan iſt, welchen das Abenteuer, das er mit Hüon hatte, als ſtrafwürdig gezeigt hat, iſt ein neuer von dem Schickſal gezogener Knoten. Wie hat ſich aber da auf einmal die ganze Anſicht verändert! hat ſich nicht alles, was früherhin blos abenteuerlich ſchien, in wahrhaft Wunderbares, und das Lächerliche in ein Erhabenes verwandelt? Das iſt denn aber auch die Urſache, warum die Erfüllung von Karls Gebote weder zur Farce wird, noch als abſcheulich und gräßlich unſer Gefül empört. Nicht als ein tollkühner Wagehals, als ein vermeſſener Abenteurer, dem weder Recht noch Billigkeit heilig ſind, tritt Hüon auf, ſondern als ein Vollſtrecker göttlicher Gerechtigkeit, als Vollzieher der Schickſalsbeſchlüſſe. Noch aber war ein Punkt übrig, der den Dichter mit dem Verluſt all ſeiner Wirkung bedrohte, die Foderung nämlich, die Hüon an den Sultan zu machen hatte. Man ſehe, man urteile ſelbſt, wie der Dichter auch dieſen gefärlichſten Punkt

zu ſeinem Vorteil zu benuzen gewußt hat. Es gilt des Sultans Backenzähne und Bart — —

Kalif von Bagdad, ſpricht der Ritter
Mit edlem Stolz, laß alles ſchweigen hier,
Und höre mich! Es liegt ſchon lange ſchwer auf mir,
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schickſals Zwang iſt bitter;
Doch ſeiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo iſt die Macht auf Erden?
Was es zu tun, zu leiden uns gebeut,
Das muß getan, das muß gelitten werden.

Hier ſteh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und ſteh' allein, mein Wort, troz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entſchließe dich von Mahomed zu weichen,
Erhöh' das heilge Kreuz, das edle Chriſtenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So haſt du mehr, als Karl von dir begehrt, getan.

Dann nehm' ich's auf mich ſelbſt, dich völlig loszuſprechen
Von jeder andern Forderung.
Und der ſoll mir zuvor den Nacken brechen,

Der mehr verlangt! So einzeln und ſo jung
Du hier mich ſiehſt, was du bereits erfaren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir iſt,
Der mehr vermag als alle deine Schaaren.
Wäl' izt das beſte Teil, wofern du weiſe biſt!

Dies war der einzige Punkt, worin dem Ritter Freiheit gelaſſen war, und gerade hier mußte er ſich darum zu ſeinem Vorteil oder Nachteil zeigen, je nachdem er mit roher Brutalität oder zarterem Gefül des Moraliſchen in der Handlung zu Werke ging. Er zeigt ſich auf eine ſo vorteilhafte Weiſe, daß unſere Teilname an ihm noch weit inniger wird, und wir froh ſind, ihn und Rezia durch Oberons Dazwiſchenkunft gerettet, und den Beſchluß des Schickſals auf eine Weiſe erfüllt zu ſehen, wobei auch unſer moraliſches Gefül nicht verlezt wird. Daß dazu auch die Schilderung dieſer innigſten, ganz in ſich verſunkenen Liebe des nun beglückten Paares zu Ende des fünften Geſanges nicht wenig beitrage, leidet keinen Zweifel, denn unſere Sympathie wird da-

durch ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß wir uns ſogar im ſchlimmeren Falle beinahe könten beſtechen laſſen, das Schickſal gerecht und weiſe zu preiſen, wenn es auch nichts weiter gewollt hätte, als nur dieſe Liebenden auf dem ſonderbarſten Wege zuſammen füren. Wer hätte ein Herz, und könte über dem Anſchaun eines ſo reinen, ſo innigen Glücks nicht vergeſſen, daß wir von dem Schickſal eigentlich nur das Große und Bedeutende erwarten!

Ein neuer Wonnetraum, ein ſeliges Entzücken
Ins Paradies, dünkt ſie ihr gegenwärt'ger Stand;
Sie können nichts, als ſtumm, mit nimmer ſatten
Blicken,
Sich anſchaun, eins des andern warme Hand
Ans volle Herz in ſüßer Inbrunſt drücken,
Und wärend Himmel und Erd' aus ihren Augen
ſchwand,
Und ſie allein noch übrig waren, fragen:
Iſt's, oder träumt uns noch? Sind wir in Einem
Wagen?

„So war's kein Traum, als ich im Traum dich
ſah?
(Rief jedes aus) So war es Rezia?

War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden laſſen?
Du mein? — ich dein? Wer durft' es hoffen, wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer nimmermehr
Zu trennen! Kann das Herz ſo viele Wonne faſſen?"
Und dann von neuem ſtets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

Vergebens hüllt die Nacht mit dunſtbeladnen Flügeln
Den Luftkreis ein; dies hemmt der Liebe Sehkraft nicht:
Aus ihren Augen ſtralt ein überirdiſch Licht,
Worin die Selen ſelbſt ſich in einander ſpiegeln.
Nacht iſt nicht Nacht für ſie; Elyſium
Und Himmelreich iſt alles um und um;
Ihr Sonnenſchein ergießt ſich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen!

Allmälig wiegt die Wonnetrunkenheit
Das volle Herz in zauberiſchen Schlummer;
Die Augen ſinken zu, die Sinne werden ſtummer,
Die Sele dünkt vom Leibe ſich befreit,
In Ein Gefül beſchränkt, ſo feſt von ihm umſchlungen!

So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beſchränkt in Eins, in dieſem Einen blos
Sich fülend — aber, o dies Eins, wie grenzenlos!

Eben dieſe Schilderung aber, die alles Vorherige ſo ſchön ſchließt, iſt zugleich der vollkommenſte Anfang einer neuen Verſchlingung. Unſere Täuſchung, als ſey nun alles erfüllt, dauert nicht lange, und mit einem freudigen Erſtaunen nehmen wir wahr, daß das Schickſal noch weit mehr an dieſe Liebe geknüpft hat, als wir bisher ahnen konten, die Wiedervereinigung Oberons nämlich mit Titania. Der Dichter müßte uns wenig für ſeinen Oberon zu intereſſiren gewußt haben, wenn uns dieſe gleichgiltig ſeyn ſolte. Indeß würde doch alles nur ein Phantaſieſpiel ſeyn, zur angenehmen Ergözung für einen langen Abend, wenn der Dichter es dabei hätte bewenden laſſen. Er tat es nicht, denn er verſtand ſeinen poetiſchen Vorteil beſſer, und machte dieſe Vereinigung von einer Bedingung abhängig, die keinen von uns gleich-

gültig laſſen kann, weil es die Bewärung der reinſten Menſchheit, des Edelſten und wahrhaft Erhabenen in unſrer Natur gilt. Indem der Dichter dieſes ſo ſchön und unvermerkt an das blos Phantaſtiſche anzuknüpfen wußte, hat er ſich die Wirkung ſeines Gedichts auch auf die Gemüter verſichert. Es iſt ewig nur das Herz, wodurch das Herz angezogen wird, und in aller Dichtung nur die hohe Idee, die den Geiſt befriedigt, indem ſie Phantaſie und Vernunft in Harmonie ſezt. Dieſe beiden mächtigen Hebel ſezte nun Wieland in Bewegung, und gewinnt immer in dem Grade mehr über uns, je mehr das Würdige hervortritt.

Nenn, wie du willſt den Stifter unſrer Triebe,
Vorſehung, Schickſal, Oberon,

ſagen auch wir jezt mit Amanda, und bekennen damit, daß ſelbſt mitten im leichten Spiele der höhere Geiſt tiefen Ernſtes über uns gekommen iſt, der uns auch nicht wieder verläßt bis ans Ende, wo wir in einem wol-

tätigen Gefül von Erhebung das Ganze, troz alles abenteuerlichen Zugehörs, als eine würdige Schickſalsfabel überſchauen. Von ſo vielen goldenen Worten der Weisheit, die aus des Dichters Munde uns ertönten, iſt es hier beſonders eins, deſſen gewiß jeder ſich lebhaft erinnerte:

Mir ſagt's mein Herz, ich glaub's, und füle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel fürt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hofnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns feſt an dieſem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten!

Ja da am Schluſſe alles ſich einer Verklärung annähert, und ich möchte beinahe ſagen ätheriſch gehalten iſt, wozu die lieblichſte Feeerei ſo ſchön einwirkt, und da die poetiſche Gerechtigkeit in Wahrheit hier als die höhere Anordnung der aus heiligem Dunkel Weltordnenden Macht erſcheint; ſo fülen wir ſelbſt ge-

gen Verzweiflung und Tod in jenem troſtvollen Glauben uns aufrecht erhalten, denn die rürende Geſtalt Amanda's tritt vor uns, wie nur der Tod ſie noch im Sinken hebt.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand
Der lezte, treuſte Freund der Leidenden! Sie ſteiget
Hinab mit ihm ins ſtille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer ſchweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Sele reibt,
Die Scenen dieſer Welt wie Kinderträume ſchwinden,
Und nichts aus ihr, als unſer Herz, uns bleibt;
Da wird ſie alles, was ſie liebte, wiederfinden!

Eine ſolche, den Geſamteindruck immer befördernde, Anordnung iſt nur dem poetiſchen Genie möglich, und man muß ſagen, daß derjenige, welcher einen gegebenen Stoff ſo veredelt, ein ſo ſchönes harmoniſches Ganzes daraus bildet, eigene ſchönere Erfindungen hineinwebt, und ſeine, ſogar guten, Vorbilder wenigſtens ſtets erreicht, oft übertrift, daß ein ſolcher gewiß nicht unter die bloßen Nachah-

mer zu zälen iſt. Man vergleiche z. B. die Scene, welche an Heliodors Aethiopika und an Taſſo's Olint und Sophronia erinnert, und ſage, ob Wieland ſie nicht blos weit zweckmäßiger in das Ganze eingeflochten, ſondern auch im Einzelnen ſchöner ausgebildet habe. Ein Gleiches läßt ſich von mehreren ſeiner Scenen, Schilderungen, Gemälde, Bilder und Gleichniſſe rühmen; ſie ſind durch die Art, wie er ſie umgeformt und nicht ſelten verſchönert hat, ſein Eigentum geworden. Wer aber auf ſolche Weiſe ſich Eigentum erwerben kann, muß ſchon reich genug ſeyn, um auch aus ſich ſelbſt Ideen, Bilder und Ausdrücke zu erzeugen, die ihm wenigſtens die nächſte Stelle an dem Originalgenie unbeſtritten machen. Der Oberon iſt nichts weniger als arm daran, dieſer Oberon, „wo der Dichter die edelſten und ſanfteſten Triebe und Tugenden der Menſchlichkeit, Heldenmut in ruhmvollen Taten, Standhaftigkeit im Leiden, Treue der ehelichen und Zärtlichkeit der elterlichen Liebe, geprüfte

Freundſchaft, Dankbarkeit, Ehrfurcht und Vertrauen zu der Vorſicht, auf einem großen und wundervollen Schauplaze gezeigt, und mit Verfürung und Tyrannei, mit Rieſen und Räubern, mit reizender Schönheit und mächtigen Einladungen und Drohungen des Laſters, mit verſchmachtender Dürftigkeit, mit Sklaverei und Gefangenſchaft, mit dem Tode in Meereswellen und Feuerflammen kämpfend und überwindend aufgefürt hat; wo er der ſo oft ſchon ergoſſenen Fülle der Phantaſie in Schilderung weiblicher Schönheit, um mit volleren Strömen hervorzubrechen, gleichſam neue Schleuſen eröfnet, wo er alle Arten poetiſcher Gemälde, der ländlichen Einfalt und der Pracht an Höfen, des ſtädtiſchen Gewimmels und des Einſiedlerlebens, furchtbarer Wüſteneien und paradieſiſcher Fluren, herbſtlicher und winterlicher Landſchaften, Gemälde von Rittergefechten und Zaubertänzen, von Freudenfeſten und Seeſtürmen, in Ein großes wunderbares und ſchönes Ganze vereinigt, und

ſo gar ähnlichen Scenen, wo ſich ſelbſt zu wiederholen unvermeidlich ſchien, wie z. B. des dreimal vorkommenden durch Oberons Horn bewirkten unfreiwilligen Tanzes, eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit durch immer andere Lokalfarben zu geben gewußt hat; wo er durch den Zauber ſeiner Kunſt den Leſer von Erwartung zur Ueberraſchung, von Lächeln zu Thränen der Wehmut bringt, und dieſe bald darauf wieder in Zähren ſympathetiſcher Freude verkehrt; ihn durch jede Leidenſchaft, die die Liebe in Ahndungen, Gefülen und Erinnerungen begleiten kann, durch Wonne, Bekümmerniß, Hofnung, Verzweiflung hindurchfürt; jeder ſeiner Darſtellungen das innigſte, wahrſte, vollkommenſte Leben gibt; und dies alles in einer der ſchwerſten Versarten, in einer an ſich unmuſikaliſchen Sprache, die unter ſeiner Bearbeitung mehr Geſang geworden als Sprache geblieben iſt, die er an jede Veränderung des Inhalts ſich anſchmiegen gelehrt, in Stanzen, die ſo voll von Harmonie zwiſchen Gedanken

und Tönen, ſo mannichfaltig in der Miſchung der Vokale, ſo kunſtreich in der Verbindung der Reime, ſo melodiſch im Bau der Verſe und Perioden ſind." *)

Den Stanzen Wielands haben freilich Einige vorgeworfen, daß ſie keine wahren Stanzen ſeyen; allein welcher umſichtigere Beurteiler wird hierüber nicht Fernow's Urteil zu dem ſeinigen machen? „Wieland, ſagt er, hat in der Vorrede zu ſeinem Idris ſeine Stanzen richtig charakteriſirt, wenn er ſie eine Art von Stanzen nennt, die den ottave rime der Italiener ähnlich ſind. Dieſe Aehnlichkeit beſteht aber mehr in der willkürlichen Mannichfaltigkeit der rhythmiſchen Bewegung, als in der Geſtalt, mehr im Geiſt als in der äußeren Form der italieniſchen Stanze. Von dieſer lezten haben auch die ſeinigen im Idris nichts weiter an ſich, als die Zahl der Verſe, die zwei dreimal wiederkerenden Reime der

*) Allg. Lit. Zeit. 1786. N. 50.

ſechs erſten, und den Doppelreim der zwei lez-
ten Verſe; aber auch jene ſind nicht in beſtim-
ter Folge, ſondern willkürlich verſchränkt, und
dieſer nach Belieben bald männlich, bald weib-
lich gebildet. Auch die Sylbenzahl der Verſe
in ſeinen Stanzen iſt willkürlich; ſie haben bald
8 und 9, bald 10 und 11, bald 12 und 13
Sylben. Dadurch ſind allerdings die Feſſeln
der Stanze ſo gelöſet, daß der erzälende Dich-
ter ſich in ihnen mit großer Freiheit und Leich-
tigkeit bewegen kann, und nicht ſo leicht Ge-
fahr läuft, dem Reime einen Gedanken zu
opfern, oder ſeinetwegen der Sprache Gewalt
anzutun. Im Oberon hat Wieland dieſe Frei-
heit noch weiter ausgedehnt, indem er zur
leichteren Bewegung der Jamben häufig Dak-
tylen beigemiſcht hat, und auch die Reime
nicht dreimal, ſondern nach Willkür bald zwei-
bald drei- bald viermal wiederkeren läßt. Of-
fenbar hat dieſer Dichter bei der Bildung ſei-
ner Versart mehr auf die Bewegung als
auf die Form der Stanze Rückſicht genom-

men, und darüber die lezte, wenn ſie der italieniſchen Stanze ähnlich bleiben ſolte, vielleicht zu ſehr vernachläſſigt. Aber wer darf ihn deshalb tadeln? Hat nicht jeder Dichter das Recht, die Form zu wälen, welche ihm für den Inhalt und Ton ſeines Werks die angemeſſenſte ſcheint? Und hat er nicht mit den gewälten Mitteln ſeinen Zweck ſo gut erreicht, daß jene beiden Gedichte, ihrer lockern Stanzenform unbeſchadet, noch immer für den erzälenden Ton der epiſch-romantiſchen Dichtungsart die beſten Muſter in unſerer Sprache ſind? Wenn einmal unſere Verskünſtler in der ſtrengen Stanzenform dieſe zierliche Leichtigkeit und geiſtvolle Anmut erreichen werden, dann und nicht eher dürfen wir gelungene Ueberſezungen romantiſcher Dichterwerke von ihnen erwarten." (Prometheus Band 1. Heft 4. S. 56. fg.)

Die zwiſchen dem Geiſt und Tone des ganzen Gedichtes herſchende Harmonie zeigt ſich auch in der Sprache deſſelben. Sie iſt klar

und deutlich bis zur popularſten Faßlichkeit, aber ungleich gedrungener als in den launigen Erzälungen des Dichters. Nirgend erhebt ſie ſich zu hoch, denn es gilt ein phantaſtiſches Spiel; aber nirgens ſinkt ſie auch zu tief, denn eine edle Größe und eine ſtille Würde ſind im Hintergrunde des heitern Spieles. Daher aber auch jene Verſchmelzung des Maleriſchen und Sentenziöſen, wie ſie ſich, außer noch in der Muſarion, kaum in einem andern Werke des Dichters findet, die aber hier einen eignen Reiz ausmacht, eben weil ſie hier ſo paſſend iſt. Bei aller Gleichmäßigkeit des Kolorits im Ganzen, bemerke man aber doch auch jene Abſtufungen und Schattirungen, womit der Dichter die Einförmigkeit unterbricht, indem er jede ſeiner Perſonen auch durch ihre Sprache und ihren Vortrag charakteriſirt.

Doch nun genug, wie vieles auch noch zu ſagen wäre. Vielleicht dünkt manchem das jezt Geſagte ſchon zu viel, und er würde Recht haben, wenn damit blos hätte bewieſen wer-

den ſollen, worüber das Urteil der Nazion bereits entſchieden hat, daß nämlich der Oberon ein Gedicht von ungemeinem poetiſchen Werte ſey. Es galt aber, ein zwiefaches Vorurteil gegen Wieland den Dichter und den Menſchen zu zerſtören. Jenes betrift ſeine angebliche Manier, dieſes ſeine erotiſchen Ausſtellungen.

Wenn einer den eigentümlichen Geiſt des Oberon aufgefaßt, die demſelben entſprechende Harmonie des Tones, des Vortrags, der Sprache bemerkt, und entdeckt hat, wie die ganze Anordnung eben ſo zweckmäßig für die poetiſche Wahrſcheinlichkeit als zur Beförderung jener Harmonie eingerichtet iſt, und nun dieſen Geiſt, dieſen Ton, dieſe Darſtellung mit denen vergleicht, die in den beiden andern epiſchen Gedichten, und wiederum mit denen, die in den griechiſchen und romantiſchen Erzälungen Wielands herrſchen: würde ein ſolcher wol auch dann noch behaupten wollen, Wieland habe nur Manier, oder nur eine Manier?

Und wer, wenn er die Liebe Hüons und Amanda's, in deren Perſon der Dichter eine Glorie um die ſchöne Weiblichkeit zog, geſehen, dies zärtliche Erwachen, dieſe Zunahme an Innigkeit und Lauterkeit derſelben beobachtet, und bemerkt hat, mit welcher Feinheit und Zartheit hier das Vergeſſen der Liebenden, ja mit welcher Zurückhaltung ſogar die bedenkliche Begebenheit mit Gangolf erzält iſt, wie endlich die Scenen mit Almanſaris zwar mit lebendigen Farben ausgemalt ſind, aber doch ohne jene ſinnliche Glut, die ein geheimes Wohlgefallen daran verräth: wer wird dann wol noch behaupten wollen, unſerm Dichter ſey es um Darſtellungen und Schildereien der ſinnlichen Liebe zu tun geweſen, damit er einem frivolen Zeitalter genüge? Der ganze Oberon iſt ein Zeugniß dagegen, und ein Beweis von dem ſittlichen Adel des Dichters, der, wiewol er auch hier Schwachheit für das allgemeine Loos der Menſchheit zu halten nicht aufgehört hat, doch der keuſchen Liebe reiner

Herzen, der feſten Treue, und allem was Edleres und Höheres in der Bruſt des Menſchen lebt, den ſchönſten Siegeskranz windet. Und wenn hieran, wie nicht zu bezweifeln iſt, die Philoſophie Wielands einen Anteil hat, wer ſieht dann nicht, daß dieſe Philoſophie eine andere ſeyn müſſe als jene, die, indem ſie Vergnügen und Genuß als Zielpunkt alles Strebens aufſtellt, die Vernunft zur Dienerin der Sinnlichkeit macht? Muß man aber nun erſt aufmerkſam machen, welch ein ſchönes Licht dies hinwiederum auf das Herz unſers Dichters wirft? Die ſchöne Menſchheit, welche außer ſich hervorzubringen der Zweck ſeiner ganzen Wirkſamkeit war, hatte in ſeinem Herzen ſelbſt ihren Tempel.

Nicht genug aber, daß Wieland, um dieſen Zweck bei ſeinem Zeitalter zu erreichen, den eignen Geiſt und das eigne Herz in Werken der verſchiedenſten Art ausprägte, unternam er auch noch, Horaz und Lukianos den Zeitgenoſſen näher zu rücken, überzeugt, daß

kaum etwas ihnen heilſamer ſeyn könne, als die lächelnde Ironie, die feine Urbanität des Erſten, und das Attiſche Salz, die beißendere Satyre des Zweiten, deſſen Inhalt ſogar ſehr oft für das Zeitalter wie berechnet ſchien. Im Grunde gab Wieland auch hier ſich ſelber, denn die Natur hatte ihn jenen beiden Geiſtern ſo ähnlich geformt, daß ihm wärend der Ueberſezung, beſonders des Lukianos, gar oft der Glaube an die Selenwanderung bis zu einer Art von Täuſchung wuchs. Man ſchließe daraus, mit welchem Anteil er an den Ueberſezungen dieſer Schriftſteller gearbeitet habe! Darum wurden aber auch ſeine Ueberſezungen wie ſie ſind. Zwar gehört er nicht zu jener ſtrengeren Gattung von Ueberſezern, die mit dem Geiſte ihres Originals zugleich die Form deſſelben wiedergeben und die Treue im Einzelnen bis zum Buchſtäblichen ausdehnen; den Geiſt aber, die Laune, die Genialität, die in den Originalen atmeten, wie aus einem Spiegel zurückſtralen zu laſſen, die Wendungen und

das Kolorit ihrer Schreibart nachzuahmen, war ihm deſto angelegener. Jedoch war ſeine Maxime auch hier, die Nachahmung nicht weiter zu treiben als unbeſchadet der Deutlichkeit, welche ihm wie dem Qvintilian die erſte, zweite und dritte Tugend war, geſchehen könne. Daher wurden denn Horazens Briefe und Satyren, welche durch ihre Konverſazionsmäßigen Sprünge, Unterbrechungen, Auslaſſungen und Uebergänge das Verſtändniß wenigſtens eben ſo ſehr als durch ihre Lokalitäten erſchweren, unter Wielands Hand zu einem Mitteldinge von Paraphraſe und buchſtäblich treuer Ueberſezung, wie er denn auch, um ſich von der Manier des Römers weniger entfernen zu müſſen, und ſeinen Ton beſſer treffen zu können, ſtatt des Hexameters den freieren Jambus wälte, der ſich der Gewandheit und Leichtigkeit des Umgangstones beſſer fügte, und ihm immer geſtattete, den Kommentar, wo es nötig ſchien, ſogleich in den Text aufzunehmen. Bei dem griechiſchen Proſaiker hatte er in al-

len dieſen Hinſichten weniger Schwierigkeit, allein dennoch wurde der Ausdruck der Ueberſezung bald kürzer, bald weitläuftiger als der des Originals, das Leztere beſonders dann, wenn Wieland Worte leihen zu müſſen glaubte, um den Gedanken ſichtbarer zu machen. „Alle Ueberſezung, erklärte er ſich gegen mich, iſt ja doch am Ende für ſolche, die nicht in dem Vorteile ſind, das Original leſen zu können, und was in aller Welt ſollen denn dieſe mit einer Ueberſezung anfangen, die ſie nötigt, das Original zur Hand zu nehmen, um die Ueberſezung zu verſtehen!" So hatte Wieland bei allen ſeinen Ueberſezungen mehr die höhere gebildete als die gelehrte Welt vor Augen, weshalb er auch für das Verſtändniß durch Einleitungen, Kommentare und Erklärungen ſorgte, die aber freilich auch dem Gelehrten höchſt wichtig wurden, indem Wielands Kongenialität zu beiden Geiſtern ihm zu ſolchen Anſichten verhalf, ohne welche ihre Werke troz aller Gelehrſamkeit und Kritik nie verſtanden

werden, und der Genuß derſelben verkümmert iſt. Dadurch, daß Wieland über den Geiſt jenes Griechen und Römers, das Zeitalter eines jeden und die Eigentümlichkeiten ihrer Werke, nicht blos als Hiſtoriker und Literator, ſondern zugleich als gebildeter Weltmann, als Kenner der Welt und des Herzens, als Dichter, uns belehrte, hat er uns unſtreitig das feinere Verſtändniß dieſer Werke vermehrt und den Genuß an denſelben erhöht, eben damit aber um das Studium der alten Literatur überhaupt und den mehr verbreiteten Geſchmack an demſelben ſich nicht geringe Verdienſte erworben.

„Mit meiner Ueberſezung des Horaz, erzälte mir Wieland, habe ich meinen Zweck erreicht, und ſie hat mir große Freude gemacht, einmal weil ſie meinem Herzog wärend der erſten Belagerung von Mainz Genuß verſchafft hat, und dann weil Göthe, in Beziehung auf unſern früheren Streit über die Griechen, mir

erklärte, ich habe ihm doch Reſpekt für meinen Römer abgenötigt.”

Unſtreitig war es ein Rückblick auf den Hof, an welchem Wieland lebte, was ihn bei ſeiner Ueberſezungsmaxime feſthielt, was ihn aber auch abhielt, in allem treu zu ſeyn. Platons: Opfre den Grazien! war ihm, der Herzogin Amalia und der Herzogin Luiſe gegenüber, ſo tief eingeprägt, daß ihn eine Scheu anwandelte, der Dolmetſch von allem zu ſeyn, was Horaz ſelbſt einem Auguſtus und Mucenas unbedenklich hatte ſagen dürfen. Darum ging der Ueberſezer über manche Stellen zaghaft eilend hinweg, ſuchte andere zu umgehen, verſchleierte dieſe ſo gut es ſich thun ließ, und ließ jene gar weg, ſelbſt ſolche, die nachher Voß mit einer leichten Wendung unanſtößig machte.

Bei der beſonderen Leichtigkeit des Wielandiſchen Geiſtes, ſich in fremde Formen zu biegen, würde man ſich verwundern müſſen, wenn dieſe Ueberſezungen, mit denen er Jare

lang ſich beſchäftigte, keine Rückwürkung auf ſeine eigenen Darſtellungen geäußert hätten: dieſe Rückwirkung aber blieb nicht aus. Es war beſonders Luzians Verſchmelzung des philoſophiſchen und dramatiſchen Dialogs zu einer neuen Gattung von Kompoſizion, was einen ſtarken Eindruck auf ihn machte, und halb unwillkürlich, halb willkürlich, ſuchte nun auch er die Endzwecke, die er ſich als Schriftſteller für das feinere Publikum vorgeſezt hatte, auf dieſe Art zu erreichen. So entſtanden ſeine Dialogen in Elyſium, ſeine Göttergeſpräche, und ſpäterhin ſeine Geſpräche unter vier Augen. Daß in die erſteren vieles von Luzians Geiſt und Laune übergegangen ſey, iſt nicht zu verkennen, und eine gewiſſe Moderniſirung der Götter, die Manchem anſtößig geweſen iſt, hätte wol nur von dieſer Seite angeſehn werden ſollen. In andern Dialogen iſt der Charakter der Götter unleugbar vortreflich gehalten, und ich weiß nicht, ob es z. B. irgend eine würdigere Vorſtellung des

Jupiter gibt, als die im ſechſten Göttergeſpräche Wielands, wo ſeine, zwar etwas lange, Rede nach ſeiner Entſezung etwas ſo ruhig Großes hat, daß man es in Wahrheit göttlich nennen mag. Man unterſcheide nur auch hier immer, wie billig, Ernſt und Scherz. Durch mehrere dieſer Dialogen läuft eine Ader der feinſten Ironie, und in denen, welche neuere Weltbegebenheiten zum Gegenſtande haben, liegt ſelbſt etwas äußerſt fein Komiſches in dem anſcheinenden Widerſpruche zwiſchen der Einkleidung und dem Inhalt. Uebrigens aber ſind freilich nicht alle Dialogen Wielands von gleichem Gehalt, und es ließe ſich auch wol fragen, ob Wieland überhaupt in dem Dialog etwas Muſterhaftes geliefert habe. Zwar beſaß er jene Miſchung von Lebendigkeit der Einbildungskraft und philoſophiſcher Ruhe, und war ein Meiſter jener leichteren Gattung der Schreibart, die dazu erfodert werden, allein ihm mangelte jenes Dramatiſche, welches faſt alle Darſtellungen Göthe's charakteriſirt, und

wodurch die Platoniſchen Dialogen ſo anziehend werden. Vielleicht daß Wieland hierin ſich noch ſelbſt übertroffen hätte, wenn ihm öfter der Vorteil eines bekannten hinlänglich charakteriſirten Perſonale, und eines Stoffes geworden wäre, der nicht blos die Unterſuchung in Anſpruch nahm. Die meiſten ſeiner Dialogen über die franzöſiſche Revoluzion entbehren dieſer Vorteile, und ſtehen darum auch den übrigen nach. Alles aber, was man ihnen vorgeworfen hat, etwas Breite, zu langes Verweilen beim Detail, Mangel an Lebhaftigkeit u. ſ. w. hat ſeinen Grund lediglich darin, daß ſie zu den unterſuchenden Dialogen gehören. Zieht ſchon der Dialog an ſich jede Materie unvermeidlich in die Länge und dehnt ſie mehr aus, wie viel mehr wird es nicht der unterſuchende, der ſelbſt noch auf Krümmen- und Abwege fürt, und weil er durch Zwecke des Verſtandes bedingt iſt, öfters der poetiſchen Lebendigkeit entbehren muß. Es iſt ihm, wie jedem Raiſonnement, um die Reſultate zu tun,

und darum halten die Perſonen gar oft nur lange Reden an einander. Dadurch, daß dies abwechſelnd und gegenſeitig geſchieht, daß die Unterſuchung ſich nur bedingungsweiſe fortbewegt, kleine Unterbrechungen und zufällige Uebergänge entſtehen, nähert ſich zwar der Vortrag dem Umgangstone, jedoch ohne daß jene Abänderungen herbeigefürt werden, welche nur da entſtehen können, wo immer neue Verwickelungen unerwartet ſich knüpfen und löſen. Genug es felt dieſen Dialogen, was ihnen wol überall felen wird, die eigentliche Poeſie. Selbſt Platons Dialogen dieſer Art leiden nicht ſelten darunter, und die Wielandiſchen mußten es noch mehr, da ihr Urheber nicht iene höchſten Muſter, ſondern mehr die Dialogen ſeines Luzian und Cicero ſich zum Urbild ſcheint genommen zu haben. Beinahe möchte man darum von ihm ſagen, was Leßing im Antigötz von Cicero: „wenn er ein beſſerer Dialogiſt geweſen wäre, würde er in ſeinen übrigen, in Eins fortlaufenden Schriften ſo wun-

derbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen geſezten, immer gleichen Schritt; dieſer verlangt mitunter Sprünge, und ſelten iſt ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer.” Wie geſagt aber, alles dieſes gilt hauptſächlich von den Geſprächen unter vier Augen, welche Wieland den Politiker bezeichnen, und wenigſtens in einem ungleich geringeren Grade von ſeinen Göttergeſprächen und Dialogen in Elyſium. Die lezteren ſind ziemlich ganz Luzianiſch, die erſteren aber haben vor den Luzianiſchen großenteils den Vorteil der Poeſie voraus, indem Wieland hier nicht wie der Grieche unter dem Schein der Dichtung den Aberglauben zu bekämpfen, alſo ernſte Zwecke des Verſtandes zu verfolgen hatte, ſondern dieſe Geſchöpfe der Phantaſie, an welche den Glauben zu untergraben Luzian beabſichtete, ſelbſt mit heiterer Phantaſie anſah, wodurch er ſogar einige Male als ein

völliger Antipode ſeines Vorbildes erſcheint. Was kann entgegengeſezter ſeyn, als die Art, wie Luzian dieſe griechiſchen Götter um ihren Kredit zu bringen, Wieland aber in ſeinem ſechſten Göttergeſpräch, das an Kühnheit und origineller Anſicht unter Schillers Göttern Griechenlands nicht zurückſteht, ſie in ihren Kredit wieder einzuſezen ſucht, und zwar auf eine Weiſe, die alles Anſtößige des Schillerſchen Gedichtes glücklich vermeidet!

Wir haben hier eine Gelegenheit, zu bemerken, daß Wieland, bei aller Biegſamkeit ſeines Geiſtes ſich in fremde Formen zu ſchmiegen, doch nie die Eigentümlichkeit ſeiner Anſichten und Ueberzeugungen verliert oder aufopfert, wodurch ſich ſeine Nachahmung in Wahrheit zu einem Wetteifer erhöht. Sein Freund Luzian gab ihm noch eine beſondere Gelegenheit, dies zu beweiſen. Wenn man im dritten Bande von Wielands Ueberſezung der Werke Luzians das Lebensende des Peregrinus (S. 45—110) nachſehen will,

ſo wird man finden, daß der Ueberſezer an dieſer Darſtellung ein ganz beſonderes Intereſſe nahm. Entſchieden nimt er die Partei ſeines Autors, und ſucht ihn in den Anmerkungen gegen allerhand Anſchuldigungen zu retten und zu vertheigen, ja er fügt, hiemit noch nicht begnügt, eine beſondere Nachſchrift bei über die Glaubwürdigkeit Luzians in ſeinen Nachrichten vom Peregrinus. Dieſe ſchließt mit folgenden Worten: „Die Glaubwürdigkeit unſers Autors in ſeiner Darſtellung des Charakters und der ihm bekant gewordenen Lebensumſtände des Schwärmers Peregrin, ſcheint mir durch dieſe kleine Erörterung hinlänglich behauptet zu ſeyn. Möchte ich dies auch von ihrer Vollſtändigkeit ſagen können! Aber wie viel felt noch daran, daß uns alles, was der Ungenante von ihm angibt, klar genug wäre, oder daß er unſer gerechtes Verlangen nach dem umſtändlichſten Detail der wichtigſten Lebensepoken und Handlungen eines ſo außerordentlichen Menſchen befriedigt hätte! Ich meines Orts gäbe mit

Freuden die Hälfte aller chriſtlichen Chroniken- und Legenden-Schreiber um eine ganz wahre und ganz vollſtändige Erzälung der Abenteuer Peregrins mit und unter den Chriſtianern; völlig überzeugt, daß ſie über eine, uns nur aus einſeitigen, mangelhaften und unlautern Nachrichten bekante Epoke der Geſchichte der Menſchheit ein ſehr lehrreiches Licht verbreiten würde. Aber Luzian konte uns nicht mehr geben als er hatte, und auch das wenige, was er gibt, verdient unſern Dank, und iſt viel für den, der es zu benuzen weiß."

Unter denen, die ſich darauf verſtanden, ſo etwas zu benuzen, war aber wol Wieland einer der Scharfſichtigſten, und er benuzte das alles um ſo lieber, je mehr ſich alles, was ſonſt einzeln ihn vorzüglich anzog, in dieſem Stoffe vereinigte. Er fand Leben und Tod eines Mannes gleich excentriſch und außerordentlich, ſah ihn eine ſo zweideutige Rolle ſpielen, daß er bei den einen mit dem Ruf eines Halbgottes aus der Welt ging, wärend die andern nicht einig

werden konten, ob der Narr oder der Böſe-
wicht, der Betrüger oder der Schwärmer in
ſeinem Charakter die Oberhand gehabt habe;
das Leben dieſes Mannes fiel in die Zeit des
ſich bildenden Chriſtianismus, und die Berichte
von dieſem Leben waren ſo einſeitig, lücken-
und mangelhaft! Zunächſt alſo ein pſychologi-
ſches Problem, wobei es galt, die Verirrun-
gen eines Schwärmers nicht blos anzuzeigen,
ſondern aus ihren verborgenen Qvellen abzulei-
ten; dann die philoſophiſch-hiſtoriſche Entwi-
ckelung des Geiſtes einer Zeit, worin Grie-
chentum und Chriſtentum ſich oft ſo wunder-
ſeltſam berürten, worin eine neue moraliſche
Welt ſich zu geſtalten anfing, und mit einer
neuen Art von Liebe neue Myſtifikazionen ent-
ſtanden; endlich ein philanthropiſches Kunſt-
werk, die ſcheinbar verleumdete Unſchuld durch
einen motivirten Zuſammenhang vereinzelter
und zerſtückelter Thatſachen zu retten: fürwahr,
Wieland hätte nicht mehr Wieland ſeyn müſ-
ſen, wenn alles dieſes zuſammen nicht einen

zu mächtigen Reiz für ihn gehabt hätte, daraus ein Ganzes auf Seine Weiſe zu bilden. Ungeachtet er alſo mit Luzian im Weſentlichen einverſtanden war, ſo ſezte er doch der Luzianiſchen Darſtellung die ſeinige entgegen, und auf dieſe Weiſe entſtand ſein Peregrinus Proteus (zuerſt im Merkur, dann 1791 in 2 Bänden), ein Verſuch, das Mangelhafte in den Luzianiſchen Nachrichten zu ergänzen, das Dunkle und Unerklärbare ins Licht zu ſezen, und das ganze moraliſche Räzel des Lebens und Todes dieſes ſonderbaren Mannes auf eine befriedigende Weiſe aufzulöſen. Durch einen ſeltnen Verein des geübteſten, feinſten pſychologiſchen Blickes, tiefer hiſtoriſcher Kentniß der Zeit und der Perſonen, ausgebreiteter Kentniß der Welt überhaupt, und der regſamſten dichteriſchen Einbildungskraft, iſt dieſer Verſuch zum Werke des Meiſters geworden, der alles in einen ſo pragmatiſchen Zuſammenhang gebracht hat, daß an der inneren Möglichkeit und mithin auch an der poetiſchen

Wahrſcheinlichkeit nirgend auch nur ein leiſer Zweifel entſtehen kann. Nicht aber als einen Roman, ſondern als ein Charaktergemälde hätte man dieſe Darſtellung betrachten ſollen, worin alles Hiſtoriſche nur dient, den Geiſt und die Verirrungen der Schwärmerei einer Zeit zu entwickeln, welche die fruchtbare Mutter unzäliger Schwärmereien geworden iſt. Der Geiſt der Schwärmerei, ſage ich, denn wie anders hätte dieſe Darſtellung zur Ehrenrettung des Peregrinus werden können? Darin aber unterſcheidet ſich Wieland vornemlich von Luzian, daß dieſer nur die Wirkungen ſieht oder ſehen will, jener aber auf die Urſachen zurückgeht, und nicht kalter Kopf genug iſt, dieſe geradehin zu verurteilen, wodurch daſſelbe Werk, welches vor den Verirrungen der Schwärmerei warnt, indem es dieſelben aufdeckt, doch zugleich gewiſſermaßen zur Ehrenrettung der Schwärmerei ſelbſt wird. Dieſe Doppelſeitigkeit gegen die Luzianiſche Einſeitigkeit durchzuſezen, würde Wielanden in der di-

daktiſchen Form wenigſtens nicht ohne Nachtheil der Einheit des Tones möglich geweſen ſeyn, und darum ſezte er ſich ſehr weislich in den Vorteil der dialogiſchen Form. Kann man nun freilich nicht leugnen, daß Wielands Dialog nirgend weniger zum dialogiſchen Kunſtwerk geworden iſt als hier, ſo muß man doch auch bekennen, die ganze Darſtellung ſey dadurch, daß der Dichter in dieſe Form den Kontraſt zwiſchen Kaltblütigkeit und Schwärmerei legte, und wenigſtens ſehr charakteriſtiſch durchfürte, zum Kunſtwerk in einem höheren Sinne geworden. Wahrſcheinlich hatte Wieland keine andere Abſicht dabei, und im Grunde war es ihm wol nur darum zu tun, eine Ausſönung jener beiden Eigenſchaften zu vermitteln, welche die Natur ſo ſeltſam in ihm gemiſcht hatte, daß ſein ganzes Leben und alle ſeine ſchriftſtelleriſchen Zwecke dadurch beſtimt worden waren. In Beziehung auf dieſe könte man daher, gewiß nicht mit Unrecht, behaupten, mit Peregrinus Proteus habe Wieland

eigentlich ſeinen Kreis geſchloſſen, denn auch in Schilderung der Liebe füllt er hier die einzige Lücke aus, die er noch gelaſſen hatte.

Noch aber ſchied Wieland nicht ganz aus dieſem Kreiſe. Gewiſſe Ideen, auf welche die Bearbeitung des Peregrinus Proteus ihn notwendig hatte füren müſſen, beſchäftigten ihn ſo lebhaft, daß er ſich ihrer nicht ſogleich entſchlagen konte. So entſtand ſein Agathodämon, den man als ein Seitenſtück zum Peregrinus betrachten muß, denn auch er dient einem verrufenen Schwärmer, dem Apollonius von Tyana, dem ſein bewunderungsvoller Biograph Damis keinen ſehr dankenswerten Dienſt geleiſtet hatte, zur Ehrenrettung, ſezt das Zeitalter des ſich bildenden Chriſtianismus in ein helleres Licht, und ſucht einige Ideenkeime über das Chriſtentum, die der Verfaſſer in ſeiner Schrift über das Recht der Vernunft in Glaubensſachen niedergelegt hatte, mehr zu entwickeln. Durch des Apollonius Mund ſagt Wieland: „Ich ſprach dir von der Perſon

des merkwürdigſten Mannes, von ſeiner Theoſophie und von ſeinem Inſtitut, ohne Rückſicht auf das, was ein Demokritus, Ariſtoteles oder Karneades gegen ſeine Geſchichte oder Lehre etwa einwenden könte, blos als ein Menſch, den alles Menſchliche nahe angeht, und den keine Art von Vorurteil hindert, gegen jedermann gerecht und billig zu ſeyn: von der Perſon, wie es dem Begrif gemäß war, der ſich mir aus dem ganzen Zuſammenhang der über ihn erhaltenen Nachrichten (ihre Wahrheit vorausgeſezt) meinem Verſtand aufgedrungen hat; von ſeiner Theoſophie und Lebensweisheit, als einem auf den allgemeinen Wahrheitsſinn gegründeten, ſehr konſeqventen Inbegrif von Ueberzeugungen und Geſinnungen, die jeden Menſchen, in welchem ſie lebendig ſind, zu einem beſſern Menſchen machen, als er ohne ſie wäre; und von ſeinem Inſtitut, als einer ſehr zweckmäßigen Anſtalt, dieſe Ueberzeugungen und Geſinnungen unter den Menſchen

zu verbreiten, und ſo viel möglich allgemein zu machen. Daß ich dadurch weder dir noch mir etwas zumuten wolte, das unſerer Freiheit zu nahe träte, verſteht ſich von ſelbſt. Jeder ſelbſtſtändige Menſch hat ſeine eigene individuelle Geiſtesform; auch der außerordentliche Sterbliche, von dem die Rede war, hatte die ſeinige; und gewiß könte der ſchwerlich von Schwärmerei frei geſprochen werden, der ſich ihn ſo buchſtäblich zum Muſter nähme, daß er darüber ſeine eigene Form verlöre. Meiner Vorſtellungsart nach könte ihm einer ſehr unähnlich ſcheinen, der im Grunde mehr mit ihm gemein hätte, als ein anderer, der jeden Tritt mit ſklaviſcher Aengſtlichkeit in einen ſeiner Fußtapfen ſezte. Uebrigens gab ich dir von meinen Urteilen und Vermutungen immer die Gründe an, und die Sache iſt jezt in deinen Händen. — Du möchteſt aber auch den Gott des Apollonius kennen. — Was ſoll, oder was kann ich dir ſagen? Welche Sprache hat Worte, ſich darüber auszudrü-

cken? Was du von mir zu wiſſen verlangſt, iſt das Geheimniß der Natur, das unausſprechliche Wort ihrer heiligſten Myſterien, auf denen ein Schleier liegt, den noch kein Sterblicher aufgedeckt hat. Von Jugend an bemühte ich mich, zu dieſem unzugangbaren Licht eine Oefnung zu finden. Ich durchforſchte alle Meinungen und Syſteme der Denker, und es wurde immer dunkler um mich her. Ich überließ mich der Einbildungskraft, und erkante gar bald ihre magiſchen Täuſchungen. Ich hatte Augenblicke, wo ich fülte, ohne zu glauben, andere, wo ich glaubte, ohne zu fülen, unzälige, wo ich keines von beiden bedurfte. Ich habe nun ſechs und neunzig Jahre hinter mir, und will dir ſagen, wohin ich gekommen bin. Die grenzenloſe Natur, die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das, was dieſe Maſſe der ungleichartigſten Erſcheinungen außer mir zuſammenhält, und in ein unergründliches Ganzes innigſt verwebt und vereinigt, und das, was

die unermeßliche Maſſe von Empfindungen, Ideen, Trieben und Geſinnungen in mir zuſammenhält, und in einem ſich ſelbſt unerforſchlichen Ich zu Einem Ganzen zu verbinden ſtrebt, — alle dieſe helldunkeln, geiſtigen Anſchauungen fallen, wenn ich, tief in mich ſelbſt gekehrt, jede derſelben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verſchlingt Raum und Zeit; alles, was war, was iſt und was ſeyn wird, zerfließt in den einzigen Akt eines einzigen, ewigen Augenblicks, und ich verliere mich darin gleich einem Waſſertropfen im uferloſen Ozean. — Aber bald öfnen ſich meine Augen wieder, und glücklicher Weiſe finde ich mich wieder in meinem angebornen, beſchränkten Vaterland, Himmel und Erde; ich ſehe wieder das allerfreuende Licht und die allernärende Erde; die ſchönen Horen mit ihrem wimmelnden Gefolge von Tagen und Stunden tanzen wieder um mich her; das allgemeine Leben der Natur drängt ſich wieder warm an mein Herz; ich

webe in allem was webt, und füle mich in allem was atmet; die Phantaſie ſchließt ihre unſichtbare Zauberwelt wieder vor mir auf; die Unſterblichen nahen ſich meinem Geiſte, und mit ſüßem Schauern umfaßt mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden, verſorgenden Allvaters, oder wie der beſchränkte Sinn der Sterblichen den Unnenbaren immer nennen mag, und ich bin — mit Einem Worte — wieder, was ich ſeyn ſoll, ein Menſch, gut und glücklich, und verlange nicht mehr zu ſeyn, als ich ſeyn kann und ſoll." (S. 470 fgg.)

Wer ſieht nicht, daß beide Werke Wielands, mit denen er in Wahrheit den gewälten Kreis durchlaufen hat, ſich ſehr innig an den Agathon anſchließen? Und wer erſtaunt nicht, wenn er auch dieſen lezten didaktiſchen Roman mit dem erſten vergleicht, in dem Werke des Alters den Genius des Verfaſſers in ſo ungeſchwächter Kraft zu erblicken? Was

aber noch größeres Erſtaunen erregt, als ſelbſt die lebendige Darſtellungskraft und die Friſche des Kolorits, die wir in dieſen Werken bemerken, iſt eine mit den Jahren immer zunehmende Kühnheit der Ideen, die man wol einer Einwirkung Göthe's, Herders und Schillers nicht mit Unrecht zuſchreiben dürfte. Wäre nicht hin und wieder eine gewiſſe Redſeligkeit bemerkbar, ſo würde man kaum glauben, daß wir den Schriftſteller Wieland nun bereits bis in das vier und ſechzigſte Jahr ſeines Lebens begleitet haben.

Mit ſeinem vier und ſechzigſten Lebensjahre beſchloß unſer Wieland zugleich ein Viertel-Jahrhundert ſeiner Weimariſchen Wirkſamkeit, die ſo ununterbrochen als ausgebreitet geweſen war. Immer wird dieſe Zeit in der Geſchichte unſerer Literatur und Kultur ausgezeichnet werden, und wenn der Forſcher dann oft genötigt wird, nach Weimar ſeinen Blick zu wenden, ſo wird er auch Wieland dankbar unter denen nennen, welche jenem Viertel-Jahrhundert

ſeine Auszeichnung verſchaften. Auch Er hatte ſeinen Anteil daran, daß Weimar zum deutſchen Athen ward, wodurch ſo viel Gutes und Schönes in Teutſchland erweckt und befördert worden iſt. Man glaube aber nicht, daß Weimar mit dieſer ehrenvollen Bezeichnung nur eine unbedachte Schmeichelei gemacht worden ſey; die Bezeichnung trift beſſer, als mancher vielleicht ſich einbildet. Nicht blos darin aber liegt die Aehnlichkeit, daß Poeſie und bildende Kunſt in Weimar vorzüglich geſchäzt, anerkant, und in höherer Vollkommenheit ausgebildet wurden, daß eine größere Anzal der Geiſter erſten Ranges hier verſammelt waren, als an jedem andern Orte, und daß man deshalb in Teutſchland eben ſo auf Weimar, wie in Griechenland einſt auf Athen ſah, ſondern zugleich in der Art, wie alles zuſammenwirkte, und in dem Tone, der nur durch eben dieſe Zuſammenwirkung entſtehen konte. Man gebe Weimar einen Ludwig XIV. ſtatt eines Perikles, einen ſehr vornehmen Hof ſtatt eines

ſehr gebildeten, eine Akademie, wo man ſich Amts halber mit Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigt, ſtatt des freien Vereins ſolcher Geiſter, die ſich aus innerem Triebe dafür intereſſiren, und man wird alles Andere eher bewirken, als eine Aehnlichkeit mit Athen. Nur wo ſtatt der Hofmäßigkeit, die keine Rückſichten, als gegen Stand und Rang, und außer der Etikette keine ſchöne Kunſt kent, jene edlere Höflichkeit des Menſchen gegen den Menſchen ſich findet, da nur gedeiht auch jener reine, unbefangene Wahrheits- und Schönheitsſinn, der das wirklich Wahre und Schöne ſchaft und erkent, und es nicht in herkömliche Formen einzuzwängen trachtet. Nur wo die Wiſſenſchaften und Künſte der Humanität ihre Rechte gegen die Facultäts-Wiſſenſchaften wirklich behaupten, da nur kann Ausbreitung von Geſchmack und wahrer Bildung ſtatt finden. Vereint ſich dies Leztere mit jenem Erſten, ſo wird daraus eine feinere Geſelligkeit entſtehen, die auf den Ton der heiteren Ironie und Gra-

zie geſtimt, an Empfänglichkeit für alles, was in den Kreis der Humanitäts-Studien fällt, an erhöhter geiſtiger Beweglichkeit, und an dem erkenbar iſt, was man in den ſchönſten Zeiten von Rom unter dem Wort Urbanität begrif, und was Wieland erklärt als jenen Geſchmack der Hauptſtadt, jene feine Tinktur von Gelehrſamkeit, Weltkentniß und Politeſſe, die man aus dem Leſen der beſten Schriftſteller und aus dem Umgang der kultivirteſten und vorzüglichſten Perſonen in einem ſehr verfeinerten Zeitalter unvermerkt annimt. Je mehr nun aber an einem Orte, wo die Gunſt des Schickſals alles dies vereinigt hat, auch glänzende Beiſpiele ſtets vor Augen ſind, die, in dem ſchönſten Wetteifer eigentümlicher Kräfte, zum Weiter- und Höherſtreben kräftig anregen, je freier die Bahn gegeben iſt, worauf ſich jeder Genius bewegt, je weniger mithin Einſeitigkeit ſtatt finden kan, und vielmehr ſelbſt der entſchiedene Antagonismus der Beförderung des Vorzüglichen in jeder Art dient, um ſo mehr

wird das wahre Intereſſe an Literatur und Kunſt wachſen, der Geſchmack ſich reinigen und läutern, der Geiſt an Freiheit und Gewandheit, das Gemüt an Gehalt, die Sitte an edler Ungezwungenheit, der Umgang an Anmut und Feinheit, die Unterhaltung an Sele gewinnen. Alle dieſe Umſtände, die ſich im Altertum vereinigt hatten, Athen in Hinſicht auf Geiſt und Sitte ebenſowol, als auf Wiſſenſchaft und Kunſt zur erſten Stadt der Welt zu machen, hatte die Gunſt des Geſchicks in Weimar wiederhohlt, und dieſelben Urſachen brachten dieſelben Wirkungen hervor. Der Sokratiker Wieland gehörte weſentlich dazu, wenn alles werden ſolte, wie es geworden iſt; und was er hier empfing und was er gab, beides wurde gleich wichtig für die teutſche Kultur. Auszumitteln, wie viel er empfing, wie viel er gab, dürfte wol unmöglich ſeyn, allein es iſt gewiß, daß er ſich in dem Tone des gebildeten Weltmannes, den er im Stadioniſchen Hauſe zuerſt hatte kennen lernen, hier vollendete, denn in

ſeinem Kreiſe ſah er den ſchönen Traum ſeiner Jugend von der Kalokagathie verwirklicht. Je öfter er nun aber als geſellſchaftlicher Schriftſteller auch das Publikum auf dieſen Ton ſtimte, je mehr er, bei der ungemeinen Fruchtbarkeit und Gewandheit ſeines Geiſtes, Werken von der verſchiedenſten Form ſein Gepräge aufdrückte, und gleichſam ſeine Sele einhauchte, deſto verbreiteter und deſto entſchiedener wurde dadurch ſein Einfluß auch auf die teutſche Kultur. Welcher Unbefangene könte leugnen, daß dieſe ſeit der Zeit der Weimariſchen Wirkſamkeit an Attizismus gewonnen habe? Man vergleiche die Sitten, den Umgangston, die geſelligen Vergnügungen, die ſämtlichen Lebensanſichten der Teutſchen vor und nach dieſer Zeit, welcher Unterſchied! Iſt er wol geringer als in unſerer Literatur, beſonders der Poeſie, in welcher uns Wieland, wenn nicht zuerſt, doch hauptſächlich, dem griechiſchen Genius zugefürt hat, vielleicht gerade deshalb um ſo glücklicher, weil er eben auf jenem Punkte ſtand,

wo das Antike und Moderne ſich berüren? Nicht mit Unrecht hat man behauptet, derjenige, deſſen früheſte Jugend nicht mit dem Mark des Altertums gekräftigt und veredelt worden, müſſe rückwärts, durch die Spätlinge helleniſcher Anmut, die Erotiker, in ihr Allerheiligſtes eingehen; dann aber war ja Wieland ganz wie erwält dazu, uns dahin einzufüren, und man könte ihn den Vorläufer Göthe's in deſſen dritter Periode nennen, und denjenigen, der allen Bemühungen derer, die bald darauf mit dem Genius Griechenlands uns innigſt vertraut zu machen ſuchten, die Bahn brach. Solten wir aber wirklich von helleniſcher Bildung und attiſchem Geiſte mehr und mehr durchdrungen werden, ſo gehörte gewiß auch dazu, daß ſie uns zuerſt von einer Seite gezeigt wurden, von welcher ſie uns durch Anmut und Liebenswürdigkeit gewannen, und von dieſer Seite ſie zuerſt gezeigt zu haben, iſt Wielands großes Verdienſt. Beinahe möchte man auf ihn anwenden, was Johannes Müller einſt von Ana-

kreon ſagte: „zu ſo feinem Gefül von Grazie, dergleichen Anakreon hat, werden Griechen erfordert.“ Wolte aber jemand den Attizismus Wielands näher bezeichnen, ſo würde er dies kaum treffender können, als wenn er alles, was Longin (Sect. 34) von dem Redner Hyperides ſagt, auf ihn anwendete. „Gemäßigte Empfindungen erregt er mit einer anmutigen Heiterkeit, die immer einnimt. Ueberall trift man bei ihm den guten Ton (Aſteismos, attiſche Urbanität), den feinſten und wizigen Spott, und ungemeine Gewandheit im Gebrauch der Ironie. Nie iſt ſein Scherz plump und ausgelaſſen, wie jener alten attiſchen Komiker, (ſ. Weiske zu dieſer Stelle, S. 415 fgg.), ſondern gefällig. Geſchickt weiß er das Lächerliche auszufinden, und ſtark iſt ſeine komiſche Laune, mit deren Stachel er, zwar nur lachend und wie im Spiel, aber unfehlbar den rechten Fleck trift. Faſt unnachahmlich iſt die Grazie ſeiner Manier. Sanftere Gefüle zu erwecken iſt er geſchaffen; ſeine Erzälung ergießt

ſich wie ein Fluß, auch dann gleich unermüdet, wenn ſein biegſamer Geiſt ſich durch Krümmungen ſchlängelt.“

Je weniger der feine Ton des Weltmannes ein Erbgut war, womit die teutſche Muſe ihre Jünger verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, deſto wichtiger wurde die Einwirkung Wielands in ſeine Zeit, die gerade eines Mannes, wie Er, mit dieſem feinen Gleichgewicht verſchiedener Geiſteskräfte, mit dieſer Miſchung poetiſcher und philoſophiſcher Anlagen, mit dieſer zarten Empfindung und großen Beleſenheit, bedurfte. Mag man immerhin beweiſen, daß er als Dichter an Erfindung und umfaſſender, gewaltiger Darſtellungskraft manchen über ſich habe, daß er als Philoſoph mehr heller als tiefer Geiſt war, in der Ueberſezungskunſt nicht das Ideal erreichte, und ſonſt noch manches an ihm auszuſezen finden: alles dies kann man zugeſtehen, ohne Furcht, daß ſeinem wahren Ruhme geſchadet würde, denn in dem, wodurch er in ſeine Zeit eingrif, iſt er einzig.

Hatten nämlich durch ſeine Poeſie, worin er überall fruchtbaren Samen von Weisheit ausſtreute, die Geiſter eine feinere intellektuelle Form gewonnen, ſo dienten nun auch ſeine äſthetiſchen Eigenſchaften allem, was er zur Belehrung, zur Prüfung vortragen mochte. Die Leichtigkeit, Faßlichkeit, Popularität ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen verbreiteten die Liebe zu jener praktiſchen Philoſophie des Lebens, von welcher am Ende doch alle wahre Aufklärung ausgeht, und ſein Scharfſinn und Wiz, verbunden mit ausgebreitetem hiſtoriſchen Wiſſen, wodurch überall Anſpielungen, Gleichniſſe und Parallelen voll Sinn und Wahrheit herbeigefürt wurden, hefteten die Geiſter immer mehr an jene Unterſuchungen. So war es immer vornehmlich Er, welcher das Forſchen über Gegenſtände der Religion, der Statsverfaſſung, der geſellſchaftlichen Verhältniſſe wenn nicht weckte, doch reizte, welcher eine Menge für die Ausbildung und das Wohl der Menſchheit wichtiger Ideen in größeren

Umlauf brachte, und die Philoſophie gleichſam in die gebildeten Zirkel einfürte. Für den Zeitgeiſt, der ſich ihm in der Bibliothek und dem Hauſe des Grafen Stadion zuerſt offenbart, und den er für einen guten Geiſt erkant hatte, wirkte er raſtlos und ununterbrochen, und ſieht man auf ihn als Dichter-Philoſophen, wie er auf Abſchaffung theologiſcher Irtümer und religiöſer Misbräuche, Gebrechen der Staten und ihrer Lenker, Mängel unſers ſittlichen und bürgerlichen Lebens, bald mit Laune bald mit Ernſt, mit lachendem Spott und edlem Zorn, fortwärend hingewirkt hat, ſo mag man ihn wol den Voltaire Teutſchlands nennen. Wol uns aber, daß Wieland mehr als ein bloßer Spötter war! In ſeiner Sele lebte ein ſittliches Ideal, zwar nicht mehr von überirdiſcher Volkommenheit, aber von helleniſcher Liebenswürdigkeit. Er erkante es als Ziel der menſchlichen Bildung, und wirkte darum unaufhörlich darauf hin; auch bei ſeinen Ueberſezungen, womit er uns an die

Schwelle des klaſſiſchen Alterthums fürte, hatte er keinen andern Zweck, und der Erfolg hat gelehrt, daß er denſelben glücklich erreicht hat.

Faßt man alles dies zuſammen, ſo bedarf man wol keiner Erklärungsgründe weiter für Wielands in Wahrheit unermeßliche Wirkung auf das teutſche Publikum. Dieſer ſo geiſtreiche und gewandte, meiſt ſo anmutige und heitere, oft ſo wizige und immer verſtändige Schriftſteller mußte notwendig um ſo mehr der Liebling aller feineren Zirkel werden, je mehr er aus dem Zeitgeiſt für den Zeitgeiſt ſchrieb, immer aber wenigſtens eine Stufe höher ſtand als ſeine Zeit. Daß er weder Nachahmer noch ſo trunkene Bewunderer und enthuſiaſtiſche Lobredner fand, als man bei dieſen Umſtänden vielleicht vermuten ſolte, davon liegt dort der Grund eben in der ſo eigentümlichen Miſchung ſeiner Geiſteskräfte, aus welcher zugleich die durchgängige Subjektivität ſeiner ganzen Schriftſtellerei zu erklären iſt, hier in ſeiner ſtilleren

Kraft, die nicht ſo gewaltig, aber am Ende doch durchdringend wirkt. Für den Beifall, womit das Publikum die Werke ſeiner poetiſchen und philoſophiſchen Muſe aufnahm, bürgen die wiederholten Auflagen, die, bei vielfachen Nachdrücken, als eben ſo vielen Nebenbeweiſen des Beifalls, nötig wurden. Den vollgiltigſten Beweis dafür aber liefert unſtreitig die von Göſchen ſeit dem Jahre 1793 veranſtaltete Ausgabe der Sämtlichen Werke Wielands, das erſte Unternehmen in Teutſchland, durch Pracht des Drucks und verzierender Kupferſtiche, in denen unſre erſten Künſtler wetteiferten, dem gefeierten Schriftſteller eben ſowol als ſeinem Zeitalter ein ehrenvolles Denkmal zu ſetzen.

Dieſe vollſtändige und gleichförmige Ausgabe von der lezten Hand, ſo vollendet als er vermöchte, den Zeitgenoſſen und der Nachwelt zu übergeben, war Wielands heißeſter Wunſch. „Dieſe Arbeit, ſagt er, beſchäftiget mich ſchon ſeit einigen Jaren, und ich widme

ihr die heiterſten Tage und Stunden meines Lebens mit deſto größerem Vergnügen, da ich mir innigſt bewußt bin, daß es reine Liebe der Muſenkunſt und des wahren Schönen und Guten überhaupt iſt, die mich dabei leitet, und mich keine Zeit noch Mühe bedauern läßt, die ich anwenden muß, um ſelbſt den kleinſten Flecken, den ich an einem bereits vollendet ſcheinenden Werke noch gewahr werde, wegzubringen. Es iſt ein ſo ſüßer Gedanke, zumal in den lezten Herbſttagen des Lebens, auch nach ſeinem Tode noch unter den Menſchen, die man geliebt hat, fortzuleben, ihnen noch wert und nüzlich zu ſeyn, und von den Beſten unter ihnen noch geliebt zu werden!"
Wie ſehr Ernſt es unſerm Dichter hiemit war, davon hat der kaum eine Vorſtellung, der dieſe neue und lezte Ausgabe nicht mit den früheren verglichen hat. Zwar ging ſeit ſeiner Rückkehr aus der Schweiz ſein Streben unabläſſig auf Vollendung, und er war ſo wenig gewöhnt, ſich nachzuſehen, daß er, der über-

haupt alles mit eigener Hand, ſcharf und ſchön ſchrieb, mehrere ſeiner Werke mehr als einmal, den Oberon z. B. viermal, eigenhändig ganz umſchrieb, bevor er ſie dem Druck übergab; allein doch hatte er noch nie ſeine Werke, wie diesmal, mit einer Strenge behandelt, die, von einem Kunſtrichter angewendet, vielleicht übertrieben wäre geſcholten worden. Um nur Eins anzufüren, welch eine mühevolle Arbeit übernam er an der Schwelle des Greiſenalters damit, daß er ſeinen Amadis in eine ganz andere Form goß, weil, nach ſeinem Urteil, die frühere Vers- und Reimart „weniger den Namen einer freien als einer lizenſiöſen Versart verdient, und den Dichter wirklich nur zu oft zu Nachläſſigkeiten verleitet hat, die, wenn auch andere ſie zu verzeihen geneigt wären, niemand ſich ſelbſt verzeihen ſol.“ — Der Dichter „hat es alſo für eine Pflicht, die er der Kunſt ſchuldig ſey, gehalten, das Aergerniß, das eine ſolche poetiſche Sansculotterie künftigen angehenden Ver-

ſemachern geben könte, wegzuſchaffen, und ſich weder die Zeit noch die Mühe dauern zu laſſen, die dazu erfodert wurde, ſiebzehn Geſänge dieſes Gedichts in zehnzeilige Stanzen umzuſchmelzen; eine Operazion, die ihm zugleich Gelegenheit gab, in der Sprache und Verſifikazion, und nicht ſelten in andern noch wichtigern Erforderniſſen eines guten Gedichts, eine Menge Verbeſſerungen zu machen; die aber auch um ſo viel ſchwerer war, da das Mühſelige der Arbeit dem Leſer gänzlich verborgen werden mußte, und der urſprünglichen Laune, welche den weſentlichen Charakter dieſes komiſch-ſatyriſchen Gedichtes ausmacht, nicht der geringſte Abbruch geſchehen durfte. Seine aufmerkſamſte Bemühung ging dahin, demſelben, ohne Nachteil der ungezwungenſten anſcheinenden (aber auch nur anſcheinenden) Leichtigkeit, Korrektheit des Stils und der Sprache zu geben, die er, ſo weit es in ſeinem Vermögen ſtand, allen in dieſer Sammlung erſcheinenden Gedichten zu geben, mit

der äußerſten Strenge gegen ſich ſelbſt, befliſſen geweſen iſt." Mag nun freilich auch jezt noch die Freiheit dieſer Stanzen groß genug ſeyn, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß das Gedicht in ſo fern dadurch gewonnen hat, als der Dichter zu Aufopferung mancher Weitſchweifigkeit und zu Verbeſſerung mancher Nachläſſigkeit veranlaßt wurde. Hier, wie überall in dieſer neuen Ausgabe, ſind die Flecken der Sprache verwiſcht, durch größere Gedrungenheit nicht ſelten die Kraft des Gedankens erhöht, durch kleine Wendungen und Zuſäze die Haltung eines Gemäldes befördert worden.

Allein man glaube nicht, daß dieſe neue Ausgabe ſich nur auszeichne durch mehr künſtleriſche Vollendung der äußern Form, größere Korrektheit im Ausdruck und Stil überhaupt, und durch alles jenes, was die Feile der Kritik bewirken kann, die hier wol auch die Friſche des Kolorits bisweilen verwiſcht und manche poetiſche Keckheit, manchen Zauber der

jugendlichen Phantaſie, gar vertilgt haben dürfte; Vollendung anderer Art erhielten Wielands Werke durch das, was er teils als Menſch, teils als Philoſoph, ja zum Teil auch als Dichter gewonnen hatte. Seine feinere Urbanität, die umſichtigere Decenz des gebildeten Weltmannes erkent man an der Vernichtung mancher ſcheinbaren Frivolität, wo die Laune zu mutwillig geſpielt oder der Wiz zu ſehr ausgeſchweift hatte, und dies rechne man dem Menſchen zu, ſo wie dem von der Philoſophie durchdrungenen Dichter jene größere Hoheit der Ideen, die, wie wir ſchon bemerkten, mit ſeinem zunehmenden Alter wuchs. Darum ſezte er auch jezt ſeinem Agathon die Krone auf, indem er in dem eingeſchalteten Geſpräch des Archytas „den ganz einfachen Weg vorzeichnet, auf welchem er zu dieſem Frieden mit ſich ſelbſt und der ganzen Natur, zu dieſer mitten im Getümmel der Welt ſich immer erhaltenden, nur ſelten durch vorübergehende Wolken leicht beſchatteten Hei-

terkeit der Sele, und zu dieſer Ruhe, womit er dem Ende eines langen, immer beſchäftigten Lebens entgegen ſah, gelangt war.“ Wer in dieſem Geſpräche die völlige Ausgleichung zwiſchen Schwärmerei und Unglauben, Zweifelſucht und Vernunftglauben, die verhüllte Anerkennung des reinen Chriſtianismus und die ſtille Einwirkung einer neueren Philoſophie nicht unbemerkt gelaſſen hat, der wird der früheren Behauptung (Bd. 1. S. 212.), daß jezt erſt Wieland dieſen Schlußſtein des Ganzen erſt ſo anbringen konte, wie er ihn nun angebracht hat, gewiß nicht widerſtreiten. Die mit edler Würde hier ausgedrückte Selbſteinigkeit eines Weiſen iſt der Gewinn eines langen Lebens, die Frucht vielfacher, ſorgfältig angeſtellter Prüfungen, unter manchem innern Kampfe gezeitigt. Einmal aber zur Reife gediehen, vergalt ſie auch reichlich alle Mühe, denn nicht dem Agathon allein, ſondern dem ganzen Leben und Wirken des dichteriſchen Weiſen gab ſie Halt und Vollendung; kein

Zweifel, daß ſie zu der größeren Hoheit der Ideen in ſeinem zunehmenden Alter viel und bedeutend beitrug. Wie ſchön ſchließt ſich nun aber das Ende an den Anfang, und welch ein erhebendes Schauſpiel iſt es, dem aufſtrebenden Agathon-Wieland jezt den gereiften Archytas-Wieland gegenüber zu erblicken! Wir haben unſern Dichter einſt in dem nach Weisheit und Tugend ſtrebenden Agathon erkant; jezt leſe man die Erklärung des Archytas (Agathon Bd. 3. S. 400 fgg.), und man hat die Schilderung von Wieland dem Weiſen.

Aus allen dieſen Gründen mußte es jedem, dem die Ehre der teutſchen Literatur nicht gleichgiltig, und Wielands Individualität lieb und wert geworden war, erfreulich ſeyn, daß der Verfaſſer ſo vieler vorzüglichen Geiſtes-werke durch die veranſtaltete neue Ausgabe derſelben Gelegenheit erhalten hatte, ihnen den Stempel ſeines gereiften Genius aufzuprägen. Zufälliger Weiſe hatte ſie noch andere Folgen, denn ſie war es, welche die, bis dahin noch

ſehr unbeſtimmten, Verhältniſſe zwiſchen dem Urheber und dem Verleger von Geiſteswerken wenigſtens einigermaßen feſter zu ſtellen veranlaßte, indem ſich über das Recht an die neue Ausgabe zwiſchen deren Verleger Göſchen und der bisherigen Verlagshandlung der meiſten Wielandiſchen Schriften ein Prozeß entſpann, welcher mehrere Jahre dauerte, und endlich zum Vorteil des neuen Verlegers entſchieden wurde. Dieſer wolte, daß ſie nicht blos dem teutſchen Vaterland zur Ehre, ſondern auch dem Autor zum Vorteil gereichen ſolte. Indem er daher dem Publikum Gelegenheit gab, ſeinen Geſchmack und ſeine Kunſtliebe, ſeine Dankbarkeit und ſeinen Patriotismus zu beweiſen, gab er ſelbſt das Beiſpiel einer nicht blos merkantiliſchen Schäzung des Autors, die um den möglich kargſten Ehrenſold mit ihm mäkelt, und ihm das Vergnügen und den Unterricht, die er dem Publikum gewärt, nicht ſelten mit Kummer erkaufen läßt. Wieland ſelber würde ſich wenigſtens früherhin in dieſem Falle befun-

den haben, wenn er allein auf den kargen Ertrag ſeiner Schriften wäre angewieſen geweſen. „Meine Gemütsart, ſchrieb er den 13. Dec. 1771 an Geßner, iſt nicht zur Habſucht geneigt; meiner Begierden ſind wenig, und dieſe wenigen ſind mäßig. Ich bedarf wenig für mich ſelbſt. Aber in dieſem Augenblicke ſpielen drei allerliebſte kleine Mädchen um mich herum, deren kindliche Liebkoſungen und ſorgloſe Unſchuld eine Träne der bekümmerten Zärtlichkeit in meine Augen bringt. Ich kann mit aller meiner Arbeit keine Schäze für ſie ſammeln. Teutſchland iſt nicht Britannien. Aber ich könte doch etwas für ſie tun." Seit dieſer Zeit war ihm das durch Gunſt der Umſtände freilich gelungen, und ſein ſchriftſtelleriſcher Erwerb hatte, teils durch den Selbſtverlag des Merkurs, teils durch ſeine Verbindung mit dem Buchhändler Reich in Leipzig, der an der Weidmanniſchen Handlung Anteil hatte, ſich ebenfalls um ein Anſehnliches vermehrt: allein dies alles ſtand doch eigentlich nur mit der Zunahme ſeiner Familie

im Verhältniß, ſchüzte den Vater vor Sorgen wärend des Lebens, nicht aber über ſeinen Tod hinaus. Wie erfreulich überraſchte ihn daher eben an der Grenze des höhern Alters das Schickſal, da es ihm durch Göſchens patriotiſche Veranſtaltung auf einmal alles bot, was das raſtloſe Streben eines ſo gemeinnüzigen Lebens belohnen kann, öffentliche Anerkennung des Vaterlandes, Dankbarkeit des Publikums, Ausſicht auf eine ehrenvolle, würdig verdiente Ruhe, verminderte Sorge des Hausvaters, größere Beruhigung über die Zukunft geliebter Kinder. So ſtand er denn jezt in dem Zenith ſeines Ruhmes und ſeines Glückes, an welchem unſere Teilname um ſo inniger werden wird, wenn wir nun auch einen Blick in das patriarchaliſche Familienleben des weiſen Dichters werfen, was wir bisher kaum im Vorübergehen konten.

Wieland in Osmannſtädt.

1798 — 1803.

Wol dem, der im anbrechenden Alter mit Wahrheit von ſich ſagen kan, was Wieland von ſich an ſeinen Gleim ſchrieb: „Ich darf ſo ſtark beleuchtet werden als Sie wollen. Ich darf in mein vergangenes Leben zurückſchauen. Ich bin ein Menſch geweſen, aber ein guter Menſch, und ich habe noch nie das Herz eines vernünftigen und edlen Menſchen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat." (G. S. 3, 180.) Wieland konte dadurch nur gewinnen, und er ſelbſt war, bei aller Entfernung von Selbſtſchmeichelei, doch

davon innig überzeugt. „Als Sie", ſchrieb er an Voß — „vor einigen Jaren das häßliche Epigramm auf mich machten, und Ihren Namen darunter ſezten, entſchuldigte ich Sie mir ſelbſt und meinen Freunden mit Ihrer Jugend, und daß Sie mich nicht kenten. Nachgerade fangen Sie ſelbſt an zu ſehen, daß man ſich wol hie und da, ſonderlich in Ihrem Niederſachſen, im Urteilen über mich verſündigt haben könte. Indeſſen werden Sie mich doch ſchwerlich eher recht kennen lernen, bis wir uns von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, und wenigſtens einige Tage zuſammen gelebt haben. Ein einziger Blick in mein Herz, in mein häusliches Leben, in den Zuſammenhang meines ganzen Lebenslaufs, würde mir, das bin ich gewiß, alle guten und edlen Menſchen auf dem Erdboden zu Freunden machen, wiewol ich von Irrungen und Uebereilungen ſo wenig, und nach Beſchaffenheit der Umſtände vielleicht weniger, als manche andere gute Menſchen, frei geweſen bin." (G. S. 3, 301.)

In gleichem Sinne gab er ſeinem Gleim den Auftrag: „Wenn Sie in Berlin, wie ich hoffe, einige Menſchenſöhne und Töchter mit geſundem Kopf und Herzen antreffen, die mich lieben, ſo brauch' ich meinem Gleim nicht zu empfelen, daß er mich ihnen in naturalibus, wie er mich geſehen hat, vormalen ſol. Es iſt ein albern Ding um den Schleier, den meine Laune um mich her gezogen hat. Wenige Menſchen kennen mich, und mein Herz ſagt mir doch, daß, wenn man mich kente, nur böſe Menſchen kalt gegen mich bleiben würden. Und gleichwol, mein teurer Vater Gleim, haben Sie in der wenigen Zeit, da wir beiſammen waren, geſehen, daß ich leider! ſchrecklich unartig ſeyn kan. Aber freilich, wenn mir dies begegnet, leidet auch niemand mehr dabei als ich.“ (G. S. 3, 195)

Alles, was Wieland in dieſen Stellen Gutes und Schlimmes über ſich ſelbſt ſagt, iſt ein redlich Geſtändniß der Selbſtkentniß, die ſich noch beſtimmter in folgender Erklärung an

Leonhard Meiſter ausſpricht. „Die in Ihrem Aufſaze aus den Briefen des reiſenden Franzoſen angefürte Stelle iſt meiner unwürdig, und wirft durch ihren Ton ein falſches Licht auf mich und meine Familie. Ich habe weder die Prätenſion, die mir dieſer Menſch, der mich nicht einmal geſehen hat, andichtet, noch irgend eine andere. Ich bin von Natur launiſch oder humoriſtiſch, außerdem aber was man un homme simple et uni nennt. Es iſt ein Zug meines Charakters, der ſich nie dementirt hat, ohne Neid und Eiferſucht zu ſeyn, Talente und Verdienſte mit Wärme zu lieben, und gegen den Ruhm eher zu gleichgiltig als zu paſſionirt zu ſeyn." (G. S. 3, 389 fg.)

Die Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, welche Wieland ebenfalls als Hauptzüge ſeines Charakters hätte anfüren dürfen, verleugnet ſich auch hier nicht; was aber hätte auch den Mann, der mit Recht von ſich behaupten konte, daß er zwar ein Menſch, aber ein guter Menſch ſey, der bei genauerer Kenntniß keinen Freund

verlieren werde, bewegen ſollen, in ſeinen Selbſtgeſtändniſſen nicht aufrichtig und der Wahrheit getreu zu bleiben? Wer durch ſeine natürlichen Eigenſchaften ſo liebenswürdig, durch die erworbenen ſo achtungswert erſcheint, was brauchte der ſich zu verſtecken!

Wie es ein eigenthümliches Gleichgewicht der Geiſteskraft war, was Wieland den Dichter und Philoſophen machte, ſo war es ein beſonderes Gleichgewicht der Selenvermögen und deren Harmonie mit ſeinen Geiſteskräften, was die Individualität des Menſchen Wieland beſtimmte, und darum kan man eigentlich den Menſchen, den Dichter und den Philoſophen in ihm nicht trennen. Seine Empfindungen waren lebhaft, aber nicht von vorzüglicher Stärke, und das bewarte ihn vor Ueberſpannung, von welcher er um ſo mehr ein abgeſagter Feind war, da er ſelbſt den Zuſtand der Spannung, worin er ſich in ſeiner Jugend befunden hatte, als einen unnatürlichen erklärte. „Wenn Sie doch, ſchrieb er deshalb einſt

an Lavater, ohne darum weniger zu empfinden und wahr zu ſeyn, d. i. zu ſagen, was Sie empfinden, ſich die ewigen Superlativos abgewönen könten! Ich habe einen unſäglichen Pik darauf; Erfarung hat mich auf den Poſitivum zurückgeſezt. Aber freilich — Ihre Superlativi hangen mit Ihrer Theorie von der Hoheit der menſchlichen Natur zuſammen, und da divergiren wir!" Wenn jedoch von ſeiner lebhaften Empfindung ſeine gleich lebhafte, bewegliche Phantaſie aufgeregt wurde, und beide gemeinſam ſich eines Gegenſtandes bemächtigten, ſo war niemand leichter in Enthuſiasmus geſezt als Wieland, und er war bei tiefer Wirkung des höchſten Enthuſiasmus fähig. Eben dieſe Vereinigung und Zuſammenwirkung aber war auch die Qvelle aller der Unarten, Irrungen und Uebereilungen, die er ſich ſelbſt zuſchrieb, deren er ſich aber nie anders als im Zuſtande der Verſtimmung ſchuldig machte. In einen ſolchen verſezte ihn zuweilen ſeine, der Dichternatur zukommende, organiſche

Reizbarkeit, die ihn unter anderem auch beſonders empfindlich gegen äußere unangenehme Eindrücke der Witterung machte, weshalb er ſich ſelbſt launiſch und humoriſtiſch im pſychologiſchen Sinne nante. Befand er ſich nun in dieſem Zuſtande, ſo ſtieg ſeine Empfindung wol auch zu einem ihm ſonſt ungewönlichen Grade von Heftigkeit, in welchem ſeine gleichmäßig aufgeregte Phantaſie auf einen verdrüßlich-leidenſchaftlichen Ton geſtimt wurde, und Ausbrüche veranlaßte, die ihm hinterher oft ſelbſt unbegreiflich waren. In einer Anwandlung ſolcher Laune iſt z. B. ſein lezter Brief an die geliebte Freundin ſeiner Jugend, Sophie la Roche, geſchrieben, der mit den Worten ſchließt: „Verzeihen Sie mir und der Kälte dieſes an einem ſehr kalten Tage geſchriebenen Blattes.“ (W. S. 1, 171.) Dieſe Kälte, welche hier eine Folge des gedämpften Verdruſſes iſt, behielt er aber nicht allezeit, ſondern öfters machte ſich ſein Verdruß, vorzüglich jedoch, wenn moraliſche Urſachen ihn aufreizten, durch ſehr feu-

Sie Sich bewußt zu seyn,

und muß ich es denn

feiberstürmen die Welt

werden, wenn Sie Sich –

entschließen könnten.

Übrigens, und wie sehr ich

welche die Natur in Sch

die Welt verlohren seyn o

werde ich doch Ihr edles u

selbst noch das Leben gefo

besten Wünsche begleiten

Tiefurt bey Weimar,

N. S. Dieser Brief mußte so lange

am 17ten zufälliger Weise erfuhr,

durch Vermittlung des Hrn. R. A.

…lichsten zufälligen Gedanken einer

… alles wieder Sturm in Ihrer

…und — „Der Tag wird kommen,

…verwandle und wirken oder ster-

…sterben sollen Sie nicht, so lange

…die Herabstimmung Ihrer über

…werden könnte! Aber ein in

…ist etwas so Schreckliches,

…schauern Sympathien?

[illegible]

rige Exploſionen Luft. So ſind gewiſſe heftige Briefe an Gleim gegen Heinſe, Michaelis u. A. zu erklären, und ſelbſt das Härteſte, was er ſich vielleicht je hat zu Schulden kommen laſſen, ſein dieſer Schrift als fac simile beigefügter Brief an Sonnenberg, der jedoch hier eigentlich gegen meinen Willen erſcheint, weil Wieland ſelbſt, der freilich der völlige Antipode von Sonnenberg war, bereute — hier ſind ſeine eigenen Worte —, dieſen unbeſonnenen, rohen Ausbruch einer unziemlichen Empfindlichkeit auf ſein Gewiſſen geladen zu haben. Je genauer er dieſen, in all ſeiner Excentrizität doch ſo liebenswürdigen, reinen und edlen Jüngling, und deſſen unglücklichen Untergang durch die Hoheit ſeiner Natur, worin Wieland die ſchwache Seite allein richtig aufgefaßt hatte, kennen lernte, deſto tiefer ſchmerzte ihn jener Ausbruch, den er wieder gut zu machen nicht mehr vermögend war. Hätte er es noch gekont, ſo würde es geſchehen ſeyn, denn ſo wie ſein Gleichgewicht wieder hergeſtelt war, er-

kante er gewönlich ſein Unrecht, und mit der aufkeimenden Reue wuchs auch ſogleich der Entſchluß zu Vergütung in ihm auf. Volkommen Recht hatte er zu behaupten, daß in ſolchen Fällen er ſelbſt am meiſten litt; hinzuſezen hätte er nur noch ſollen, daß er ſich auch am wenigſten ſchonte, und ſich den Text ſelber recht derb las, beſonders wenn ihm etwa begegnet war, um eine Kleinigkeit in Harniſch zu geraten. Selbſt dann aber, wenn er Recht gehabt, wenn Er von Andern, zuweilen wohl gar bittere, Beleidigungen erfaren hatte, war mit ſeinem erſten Ausbruch alles abgetan, wofern der Gegner nicht das Unrecht häufte; dann war er doch hartnäckig und konte lange die Ungerechtigkeit oder den böſen Willen nicht verſchmerzen, beſonders wenn der Schlag von einer Seite kam, von welcher er nur einen traulichen Handſchlag hätte erwarten dürfen.

Nicht aber eine bloße leidende Gutmütigkeit, ein Mangel an Energie des Geiſtes und Willens war es, was Wielanden bei erlittenem

Unrecht ſo geneigt zu Verzeihung und Ausſöhnung als bei getanem Unrecht zu Vergütung machte; einen großen Anteil daran hatte ſeine Ueberzeugung, daß es mehr Irtum als Bosheit unter den Menſchen gebe, und bei literariſchen Fehden erinnerte er ſich dann immer, daß er ja ſelbſt in ſeiner Jugend ohne allen böſen Willen, ſogar in guter Abſicht und Meinung, manchen eine Beleidigung zugefügt habe, die er nachher bei genauerer Kentniß und reiſerem Urteil ſo gern zurückgenommen hätte. Darum empfand er in dem Zuſtande ſeiner natürlichen Stimmung manches gar nicht hoch, was Hunderte viel höher würden empfunden haben, denn er rechnete mit Zuverſicht darauf, das werde ſich ſchon legen und am Ende von ſelbſt ausgleichen. Erinnerung und Weltkentniß hatten ihn bis zu dem Grade, wo es der menſchlichen Natur, und bis auf die Fälle, wo es einem edlen Geiſte nicht mehr möglich iſt, duldſam gemacht.

Daß er bei der Reizbarkeit und natürlichen

Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen und ſeiner gleich reizbaren und lebhaften Phantaſie, außer in den Tagen ſeiner Jugend, nicht zu Phantaſterei, und überhaupt nicht weit mehr zu Uebereilungen und Heftigkeit hingeriſſen wurde, das verhütete ſein eben ſo feiner als richtiger Verſtand, der jenem Selenvermögen die Waage hielt, immer bereit, mit den furchtbaren Waffen der Ironie ſie zu bekriegen, wofern ſie unmäßig ſchwärmend ſich verfliegen wolten. Man könte ſagen, der Philoſoph hielt hier dem Dichter das Gleichgewicht, was er ohne Zweifel in Beziehung auf die Neigungen eben ſowol als in Beziehung auf Empfindung und Phantaſie getan haben würde, wenn nicht Wielands Neigungen von Natur mäßig, ruhig und aufs Natürliche beſchränkt geweſen wären. Nur ſein Affekt bedurfte des Zaumes, nicht ſeine Leidenſchaft, wenn er anders jemals eine andere als für die Poeſie gehabt hat. In Beziehung auf dieſe konte er aber mit Horaz ſagen:

Ein Dichter — überhaupt ein Verſemann —
Hat ſelten eine andre Leidenſchaft
Als ſeine Luſt an Verſen. Die allein
Beherrſcht ihn ganz, darauf geht all ſein Dichten
Und Trachten. Schlimme Zeiten, Geldverluſt,
Vermögensabfall, all dies kränkt ihn wenig.
Laß ſeine Sklaven ihm auf Einen Tag
Entlaufen, laß ſein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In ſeinem Leben kömt
Ihm kein Gedanke, ſeinem Mündel oder
Mit-Erben heimlich einen Streich zu ſpielen.
Er lebt von Erbſenbrei und ſchwarzem Brod,
Taugt freilich nicht ins Feld, doch iſt er drum
Nicht gänzlich ohne Nuzen für den Stat.
Denn — — iſt es nicht
Der Dichter, der des Kindes frühes Lallen
Zur Sprache bildet? Der von pöbelhaften Reden
Sein zartes Ohr entwönt? Dann allgemach
Durch Lehren, die der Reiz der Harmonie
Und Dichtung freundlich macht, ſein Herz der Tugend
Gewint, von Eigenſinn und Neid und Zorn
Den Knaben heilt, mit edeln Taten ihn
Vertraulich macht, der gegenwärt'gen Zeit
Verworrnes Räzel durch der ältern Welt

Beiſpiele ihm entwickelt, und in Not
Und kranken Tagen Troſt und Lindrung ſchaft?
(Cpp. II, 1, 120 fgg.)

Nur in dem, was dem, im Innern reich und köſtlich begabten, Dichter von den Genüſſen des Lebens entberlich iſt und was er in genialer Sorgloſigkeit nicht achtet, darf man einige zu ſtarke Züge mildern, ſo hat man in Wahrheit die getroffene Schilderung Wielands. Den Begnügſamen quälten keine ausſchweifenden, unmäßigen Wünſche; der Verſtändige, dem eine philoſophiſche Denkart eigen geworden, wußte das, wonach die Meiſten ſo gierig ſtreben, nach ſeinem wahren Werte zu ſchäzen, und belächelte die Torheit dieſes Strebens; der Mann von Genie, in ſich ſelbſt lebend und der eigenen Fülle ſeiner Kraft genießend, bedurfte nicht der äußeren Anerkennung ſeiner Talente, wonach das mittelmäßige Talent ſo eifrig haſcht: wie hätten denn die gehäſſigen Leidenſchaften, Habſucht, Herſchſucht, Ehrſucht, Ruhmbegierde, in ihm Wurzel ſchlagen kön-

nen! Und der Mann, deſſen Phantaſie unaufhörlich beſchäftigt war, das Gute und Schöne auszubilden, und ihm in aufgeſtellten Beiſpielen die Herzen zu gewinnen, wie hätte der ſelbſt der Ränke, Kabale, Hinterliſt, womit der Uebelgeſinte ſelbſtſüchtige Zwecke zu erreichen trachtet, oder der Rachſucht und Schadenfreude, die nur in jenem Gewül eines verwirrten, trüben und eigenſüchtigen Lebens erzeugt werden, fähig ſeyn können?

Hat es je wahrhaft große Talente gegeben, die von dieſem moraliſchen Schmuze nicht frei waren, ſo gehört wenigſteus Wieland nicht zu dieſer Klaſſe, denn was die Natur Gutes in ihm angelegt hatte, das befeſtigte er durch das Werk des Willens, und war nie der Meinung, daß der Eifer, von Weisheit und Tugend zu ſprechen, wolunterwieſene und artige Perſonen ſchon überheben könne, ſich mit ihrem Beſize zu beläſtigen, wofern ſie allenfalls den ſchönen Schleier des Anſtandes nur dicht genug über die geheimen Gebrechen des Herzens ausbreite.

ten. Bei Wieland war auch der Wille rein, und die Grundſäze der Weisheit und Tugend, die er durch ſeine Philoſophie gefunden, das ſittlich-Schöne, was ſeine Phantaſie bildete, waren bei ihm in die Geſinnung übergegangen, welche das angefangene Werk der Natur in ihm vollendete. Es iſt ein ſchönes Zeugniß, das Göthe Wielanden gibt, doppelt ſchön, weil es ſo ganz wahr iſt, daß der geiſtreiche Mann zwar gern mit ſeinen Meinungen geſpielt, aber nie mit ſeinen Geſinnungen. Wie der ihm befreundete Cicero hielt er ein nach Grundſäzen gefürtes Leben, wo der Körper mit wenig Aufwand befriedigt, die Begierden eingeſchränkt, das Gemüt immer frei und nüchtern erhalten werden, für das wahre menſchliche Leben, und ein ſolches lebte er als ein echter Weiſer. Niemand ſtoße ſich an ſeinen, öfters wol gar verrufenen, Epikureismus, denn in dem Sinne wie Wieland Epikureer war, dürften es wol von jeher alle verſtändigen und guten Menſchen geweſen ſeyn. Es iſt wahr, ſeine das Leben

erheiternde Weisheit hat nichts gemein mit jener düſtern Moral, welche die Freuden des Lebens für Sünden und das Leben ſelbſt für einen Kerker achtet, aus welchem Heiterkeit und Frohſinn verbant ſeyn müſſen; er will die Sinnlichkeit nicht ertöden und den Genuß nicht verdammen: allein wo hat er denn gelehrt, daß man der Sinnlichkeit frönen, und auf Koſten unſrer edleren Natur dem Genuſſe nachſtreben, oder irgend eine heilige Pflicht darum verlezen könne, ohne aufzuhören, des Namens eines Menſchen und jeder Achtung würdig zu ſeyn? Nicht daß genießen, ſondern daß mit Weisheit genießen ſchön, und des edleren Menſchen anſtändig ſey, hat er gelehrt, und wie ſehr verändert jener Beiſaz die Sache! Die Sinnlichkeit ſelbſt wird dadurch ſittlich, und der Ernſt der Tugend verliert nichts, da er gemildert erſcheint. Die Weisheit, zu welcher Wieland ſich bekante, bleibt alſo ſehr unverdächtig, denn was iſt es, wonach ihr Bekenner ſtrebt? Er will angenehm, heiter, froh, glück-

lich leben, aber er kan das nur, wenn er mäßig, frugal, nüchtern, einfach, keuſch, ohne gehäſſige Leidenſchaften, mit ſich und der Welt im Frieden, in freundlichen Verhältniſſen mit der Geſelſchaft lebt; er bedenkt ſeinen Vorteil, aber nicht zum Nachteil Anderer, denn er verachtet die Niederträchtigkeit der Sele, die nur ſich ſelbſt liebt, und findet auch im Gutestun eine Qvelle der Freude; er ſorgt für ſein Eigentum, aber nur durch Sparſamkeit, Wirtſchaftlichkeit, Haushältigkeit, Arbeitſamkeit; er will den Menſchen gefallen, aber nur durch die Mittel der Gefälligkeit, Verbindlichkeit, Anſpruchloſigkeit, des guten Tones; er will und kan ſein Ehrgefül und ſeine Ehrliebe nie verläugnen, allein er unterſcheidet die wahre Ehre von der falſchen, und die Gerechtigkeit und Billigkeit, die er für ſich verlangt, gewärt er auch Andern. Möge nun immerhin dieſe Weisheit eine bloße Weltweisheit heißen, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß ſie zugleich veredelt, indem ſie beglückt. Eben aber

weil Wieland bemerkte, daß hier die Neigung zum Vergnügen ſelbſt zu den reineren Quellen der Sittlichkeit und Tugend leite, nam er ihre praktiſchen Maximen in ſeine Geſinnung auf.

Solte man ſeinen dadurch erworbenen Charakter mit einem einzigen Worte bezeichnen, ſo könte wol kein paſſenderes gefunden werden, als das der Sokratiſchen Kalokagathie, das auf die vereinten Eigenſchaften des Guten und Schönen hinweißt, und mit der echten Humanität gleichbedeutend ſeyn dürfte. Aufrichtige Liebe der Wahrheit, edle Neigung zum Guten, feine Empfindung des Schönen ſind ihre Grundlagen; in einer, aus Achtung für der Menſchheit und Wolgefallen an dem ſie auszeichnenden Sittlich-Schönen, durch den freien Willen bewirkten Harmonie der Gefüle und Neigungen mit der Vernunft beſteht ſie ſelbſt. Wem ſie inwohnt, der ſucht das Wahre nicht als ein Mietling, übt das Gute nicht als ein Sklav, begehrt das Schöne nicht als

ein Lüſtling, ſondern eignet ſich jedes an, weil es dem Menſchen ziemt.

Solchem Charakter und ſolcher Geſinnung gemäß war Wielands ganzes einfaches Leben. Mäßig waren ſeine Anfoderungen an das Glück, und weiſe der Gebrauch, den er von den Gaben deſſelben machte. Wenn auch dieſe nur mäßig waren, ſo reichten ſie ihn doch hin zu ſeiner Befriedigung, weil er überall nie ſcheinen wolte, was er für die Torheit der Torheiten, und mit Recht für die Qvelle der Unzufriedenheit und des Mismutes von der einen, des Neides und vieler Ränke von der andern Seite erklärte, und dem er hauptſächlich zuſchrieb, daß ſo wenige Menſchen

— — wol gelebt zu haben
Verſichern, und vergnügt mit ihrem Anteil,
Vom Leben, wie ein Gaſt von einem Male,
Geſättigt aufſtehn.

Nach Natur zu leben, war ihm Weisheit; eben dazu aber gehöre, im Leben den Schein vom Wahren wol zu unterſcheiden, und

wer das gelernt habe, dem bewäre ſich der Ariſtippiſche Grundſaz: das, was wir ſuchen, iſt immer in unſrer Gewalt, es iſt hier oder nirgend! ſo wie Horazens goldene Regel: mit ſeinem Loos vergnügt zu ſeyn. Ein ſolcher befolge dann auch genau die Ermanung, die Horaz dem Bullazius gibt, — —

Nimm du jede frohe Stunde,
Die Gott dir ſchenkt, mit Dank an, und verliere nie
Das Gegenwärt'ge durch Entwürfe für
Ein künftiges Vergnügen, ſondern richte ſo
Dich ein, daß, wo du immer lebſt, du gern
Gelebt zu haben ſagen könneſt.

Allem dieſem zufolge war ſeine Lebensweiſe ſeiner Lage und ſeinen Umſtänden gemäß eingerichtet. Nie fand man bei ihm in Kleidung und Wonung koſtbaren Prunk oder ſonſt etwas, was den Schein von Reichtum oder Vornehmheit geben ſolte, ſondern alles war einfach und ſchlicht, wol aber war auf mäßige Beqvemlichkeit und die höchſte Sauberkeit und Ordnung geſehen. Eben ſo wenig war ſeine Tafel mit

ausgeſuchten Leckereien oder ſehr reichlich beſezt, denn Ueppigkeit war Wielanden durchaus fremd, und die Genüglichkeit des mäßigen Genießers erſtreckte ſich auch auf die kleinen ſokratiſchen tauenden Becher, die er ſo oft anpreißt, und den Humpen immer vorzog. Luxusartikel fand man bei ihm wenige, und ſelbſt dieſe wenigen waren groſzenteils Geſchenke; ſogar in Büchern und Kunſtwerken trieb er keinen Luxus, den nun einmal ſeine Lage nicht geſtattete. Verſchwendung, worin es auch war, erlaubte er ſich nicht, weil ſein Hausſtand und ſeine Ruhe darunter hätten leiden müſſen; doch trieb er auch die Beſchränkung nie bis zur Kargheit, weil er mit dieſer ſeine Sele zu beflecken befürchtet hätte. Der Mann, der in gewiſſem Sinne niemals ein Haus machte, empfing doch ſtets ſeine Freunde mit der liberalſten Gaſtlichkeit, und wie frühaehin Bodmer Wonung und Tiſch mit ihm geteilt hatte, ſo teilte er ſie gern wieder mit mehr als einem jungen Manne, deſſen Lage Unterſtüzung ver-

diente, weil ſonſt vielleicht ſeine Talente verloren oder misbraucht worden wären. Nur gegen inſolente Anſprüche auf ſeine Gutmütigkeit, die wol zuweilen von ganz fremden Menſchen gemacht wurden, war er ſtreng als ein Mann, der nach Grundſäzen handelte, und die Gerechtigkeit in Erfüllung ſeiner näheren Pflichten, die er auch darin bewies, daß ihn an Pünktlichkeit in Geſchäften, Zuverläſſigkeit in Zuſagen, Treue in eingangener Verbindlichkeit Keiner übertraf, dem zweideutigen Lobe der weichherzigen Gutheit, die ſo oft nur Schwäche iſt, vorzog. Auch hier wolte Wieland nicht ſcheinen.

Was er aber in der Zurückgezogenheit ſeines häuslichen Lebens verſchmähte, das wolte er auch in der Geſellſchaft und im Umgange nicht. Er gab ſich, wie er war, und daher ſeine Offenheit, Aufrichtigkeit, Geradheit, die gar häufig bis zur Naivetät gingen, aber auch ſeine Sicherheit, nie in verdrüßliche Verwickelungen zu geraten. Da er ſich immer gab,

wie er war, unverſtellt, ſo wußte man auch immer, woran man mit ihm war, wodurch er freilich an Liebe und Achtung der Guten zu verlieren nicht fürchten durfte, denn ſeine Geradheit war keine Plumpheit, ſeine Wahrheit keine Grobheit, wie ſich von dem erwarten läßt, der das Schöne Zeitlebens dem Guten geſelte. Im gerechten Bewußtſeyn ſeines Wertes und gemäß ſeinem Grundſaz, a gentleman dürfe überall tête levée erſcheinen, trat er nicht mit ſchüchterner Beſcheidenheit eines Blöden zurück, war aber auch von anmaßender Vordringlichkeit weit entfernt. Eine ſtille Würde umgab ihn, die dem Verſtehenden ſagte:

Ruhig geh' ich uns ſtill durch die eroberte Welt;

und dieſe Würde blieb ſich immer gleich, er mochte Hohen oder Niederen gegenüber ſtehen; er wurde gegen jene nicht kriechend, gegen dieſe nicht vornehmtuend. Dieſe Würde, gleichſam das Reſultat der Geradheit, Sicherheit und Reinheit ſeines innern Menſchen, nicht

anzuerkennen, wie der dünkelhaften Gravität und dem manirirten Air der holen Vornehmheit gewönlich geſchieht, war unmöglich, und jeder erkante ſie um ſo lieber und williger an, je mehr er bemerkte, daß ſie gar nicht die Miene hatte, gebieteriſch ſeyn zu wollen. Sie war ſo echter Art, daß ſie nicht nötig hatte, um etwas zu gewinnen, andern etwas zu entziehen, und darum ſah Wieland fremde Verdienſte und Talente nicht blos ohne Neid neben ſich, ſondern es gab vielleicht keinen, der ſie williger anerkant und gerechter beurteilt hätte, als ihn; ja, wenn dieſe Verdienſte und Talente groß und überwiegend waren, ſo fülte er ſich durch ſie zu freudig ausgeſprochenem Enthuſiasmus entzückt. Geringere Verdienſte hob er öfters hervor, ſtellte ſie ins günſtige Licht, und machte ſie geltend. So drückte ſeine Nähe nie, vielmehr erheiterte, belebte, erwärmte ſie. Und wol darf man hinzufügen, daß ſie zugleich veredelte, denn ſo wenig die Grundſäze ſeiner Lebensweisheit dem abhold waren, was den

Reiz des geſelligen Umgangs erhöhen kann, ſo überzeugt war er auch, daß dies nur durch ſchöne Sitte möglich ſey. Genialen Mutwillen mochte er daher wol ertragen und ſich deſſen freuen; wie er aber in der Philoſophie Schwärmerei nicht vertragen konte, ſo war er, und zwar ziemlich aus denſelben Gründen, im Leben und dem geſellſchaftlichen Vergnügen der ausgelaſſenen Ungebundenheit feind. Sein feines Gefül des Schicklichen verleugnete ſich auch hier nicht, beſonders fein aber war es in ſeinem Umgang mit Frauen ſichtbar, denen er ſtets mit einer eigenen Zartheit begegnete, ohne von ſeiner Würde das Mindeſte zu verlieren. Auch hier konte er wol Enthuſiaſt werden, aber nie Geck.

Beinahe befremdend iſt es, wie ſich Wieland nach allem dem, was wir ſo eben von ihm hörten, für den geſellſchaftlichen Umgang ſo wenig zutraute, daß er, wenigſtens in früherer Zeit, Augenblicke hatte, wo er durch ſein perſönliches Bekantwerden zu verlieren fürch-

tete, nicht als Menſch, ſondern als Geſell-ſchafter. „Ich bin — ſchrieb er den 15. Auguſt 1770 an Gleim von Erfurt aus — nicht ſo gar jungfräulich beſcheiden, als Sie etwa denken möchten. Es iſt alſo nicht Beſcheidenheit, ſondern was anders, wenn ich mir für gewiß einbilde, daß Sie ein Paar ſehr große Augen an mich hinmachen werden, wenn Sie mich perſönlich kennen lernen ſolten. Ich will von meiner Figur und meinen Zügen nichts ſagen, welches das Beſte iſt, was man davon ſagen kan. Aber hätten Sie ſich wol vorgeſtellt, daß ich ordentlicher Weiſe kalt, trocken, mehr ernſthaft als munter, und in einem ganzen Jahre kaum einmal in einer jovialiſchen Laune bin? Sie müſſen ſich zu mir verhalten wie Champagner zu altem Elſaſſer Wein. Es iſt zwanzig gegen Eins zu wetten, daß ich Ihnen in weniger als drei Tagen Langeweile machen würde. Die Zeit des Enthuſiasmus iſt bei mir gänzlich vorbei, die Empfindung iſt an deſſen Stelle gekommen; aber eine ruhige, ſelten

aufwallende, noch ſeltner ſich ergießende Empfindung. O! wie trocken, wie hölzern müßte Ihnen Ihr Wieland vorkommen!" (G. S. 3, 4 fg.) Bei Befürchtungen dieſer Art dachte Wieland wol an ein Ideal von Geſelligkeit, wie er es aus Platons und Xenophons Symposien ſich gebildet hatte, hauptſächlich aber ſprach er ſich doch nur die Gabe der Unterhaltung ab, und würde Recht gehabt haben, wenn dazu blos ein ſpringender Witz, nur luſtige Einfälle und eine Quelle von Laune gehörte, die ſich jederzeit ergöſſe wie zur guten und glücklichen Stunde in ſeinen Schriften. Nach Bonmots jagen, durch Wiz ſchimmern, zur Luſtigkeit ſich zwingen, mit ſeinen Talenten Parade machen, war des ſcheinloſen Wielands Sache nicht. Dagegen aber beſaß er andere Eigenſchaften zur Geſelligkeit und Unterhaltung, die ihm gerade in jenen Sympoſien einen Plaz verdient haben würden. „Wieland — ſagt Göthe — war ganz eigentlich für die größere Geſellſchaft geboren, ja die größte würde ſein

eigentliches Element geweſen ſeyn; denn weil er nirgends obenan ſtehen, wohl aber gern an Allem Teil nemen wolte, und über Alles mit Mäßigung ſich zu äußern geneigt war; ſo mußte er notwendig als angenemer Geſellſchafter erſcheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernſt nemenden Nation noch mehr geweſen. Denn ſein dichteriſches, ſo wie ſein literariſches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktiſchen Zweck ſuchte, ein praktiſches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren ſeine Gedanken beſtändig klar, ſein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kentniſſen, ſtets an dem Intereſſe des Tages feſthielt, demſelben folgte, ſich geiſtreich damit beſchäftigte, ſo war auch ſeine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht Jemand gekant habe, welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudig-

keit aufgenommen, und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.“ Die Frau von Staël, die auf einer Seite über den Charakter Wielands viel ganz und halb Wahres ſagt, fand ſeine Geſellſchaft ſehr pikant, Wielanden belebt (animé), enthuſiaſtiſch, und, wie alle Männer von Genie, jung noch in ſeinem Alter: und doch wolle er (?) Skeptiker ſeyn, und werde ungeduldig, wenn man ſich ſeiner ſchönen Imaginazion bediene, um ihn zum Glauben zu bringen. Von Natur wolwollend, könne er gleichwol ein wenig launiſch werden, weil er bisweilen mit ſich ſelbſt, bisweilen mit Andern nicht zufrieden ſey, — — „allein ſein Zorn läßt ſich angenehm ertragen, und die Unterredung mit ihm, die ſo ideen- und kentnißreich iſt, würde vielen Männern von Geiſt Stoff zu mannichfaltiger Unterhaltung geben.“ Daß Wieland Skeptiker war, gab gerade ſeiner Unterhaltung einen Reiz mehr; daß er es aber hätte ſeyn wollen, konte vielleicht die Frau von Staël mit Wahrheit bemerken. „Da komt

nun die Frau von Staël, die will ein Werk über Teutſchland und die teutſche Literatur ſchreiben, und da ſoll man Parade vor ihr machen," ſagte Wieland, als er von ihrer Ankunft hörte, und nun ſieht es ihm wol ähnlich, daß er auch einmal Skeptiker hätte ſeyn wollen. Dann konte ihn freilich auch die Frau von Staël nicht anders finden als ſie ihn geſchildert hat.

Wie viele Talente nun aber auch Wieland zur geſellſchaftlichen Unterhaltung haben mochte, und wie gut er es auch verſtand, aus der Wahl ſeiner Geſellſchaft eine feinere, ausgeſuchte Glückſeligkeit zu ziehen, ja wie ſehr er die Reize der verfeinerten Geſelligkeit als ein wichtiges Beförderungsmittel der Kalokagathie achtete, ſo war er doch auch gegen ſeine geſelligen Neigungen nur mit Mäßigkeit nachgiebig, denn — er war Hausvater, und handelte in dieſer Hinſicht, wie er einſt ſeinem Freunde Jakobi riet. „Herr George — ſchrieb er — muß, wenn er häusliches Glück koſten will, auf die kleinen Freudchen der Eitelkeit und auf-

ewige Reiſen und Herumſtreichen Verzicht tun, und ſtatt deſſen den Hausvaterſinn anziehen. Weltſinn und Hausvaterſinn können nicht beiſammen ſtehen." (G. S. 3, 270.) In dem friedlichen Kreiſe der Häuslichkeit, im Schooße ſeiner Familie fülte ſich Wieland am allerglücklichſten; man muß aber auch geſtehen, daß ſeine Familie ein ſchönes Bild patriarchaliſchen Lebens darſtelte. Zu ſeiner Gattin hatte ihn nicht eine leidenſchaftliche Liebe gefürt, und es kan beinah auffallend genant werden, wie er in ſeinen Briefen beim Anfang ſeiner Ehe von ihr ſpricht. Dagegen wuchs ſeine Anhänglichkeit an ſie mit jedem Jahre; er preißt ſie immer mehr als ſeine liebe, beſſere Hälfte, das für ihn allein geſchaffene Weibchen, die keinen Stolz kent als Wielands Weib und die Mutter ſeiner Kinder zu ſeyn. „Meine Frau, ſchreibt er an Meiſter, iſt ein Muſter jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geſchlechts, mit einem Kopf ohne Vorurteile und mit einem moraliſchen Cha-

rakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die 22 Jahre, die ich nun mit ihr lebe, ſind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünſcht hätte, nicht verheiratet zu ſeyn; im Gegenteil iſt ſie und ihre Exiſtenz ſo mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt ſeyn kan, ohne etwas dem Schweizer-Heimweh ähnliches zu erfaren." (G. S. 3, 388 fg.) Nach einer Gefar, ſie zu verlieren, ſchreibt er an Gleim: „Alle lieben Engel Gottes haben Mitleiden mit mir und meinen vier armen kleinen Mädchen gehabt; wir haben unſer beſtes Mütterchen wieder, und durch eine Wirkung des bewunderswerten Gleichgewichts, worin ihre ſchöne Sele ihr Maſchinchen hält, befindet ſie ſich außer aller Gefar." (Daſ. 209.) Ihren reinen Sinn und Herzenstreue, womit ſie ſo ganz für ſein Glück lebt, und wie ſie ihn ebenfalls ohne Leidenſchaft, aber mit einer noch viel reineren Liebe, geliebt, das alles weiß er nicht genug zu preißen, und erklärt: „In allen

meinen Liebesaventüren war viel Illuſion, und reine Glückſeligkeit kenne ich erſt ſeit dem 21. Oktober 1765, als der Epoche meiner Verheiratung.“

Dieſe mit immer wachſender Zärtlichkeit geliebte und mit jedem Jahre von ihm höher geachtete Gattin gebar ihm in einem Zeitraume von einigen zwanzig Jahren 14 Kinder, deren jedes er als einen neuen Zuwachs ſeiner Glückſeligkeit betrachtete. Mit welchem Entzücken berichtet er jederzeit ſeinem Gleim einen ſolchen Zuwachs, der ihm zuweilen noch manche Nebenfreude brachte, z. B. die Herzogin Louiſe und den Prinzen Conſtantin, den Herzog und die Herzogin Mutter, oder Göthe und Gleim als Paten, ungerechnet, daß der eine ſeiner Söhne gerade zum Agathonstage ankam. „Meine ſüßeſten Augenblicke, ſchrieb er an Sophie la Roche, ſind, wenn ich das ganze Häufchen der kleinen krabblichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen um mich herum habe.“ (W. S. 1, 154.) Mit dem innigſten Entzücken einer

zärtlichen Vaterſele betrachtete er die Entwickelung der geliebten Kleinen, freute ſich, daß die Natur ſie mit Liebe gebildet habe, und daß ſie ſo ſchön gedieh „die um ihn her aufwachſende, grünende und blühende Plantage gutartiger, menſchlicher Geſchöpfe, deren geringſtes der Welt durch ſeine Exiſtenz mehr Gutes als Böſes tun werde.“ Oefters ladet er ſeinen Gleim auf dieſen herzerfreuenden Anblick ein. „Sehen Sie, ſchreibt er ihm das eine Mal, was für ein holdes Geſchöpf der Liebe Ihre Pate Lotte-Mine worden iſt, und wie die andern Mädchen heranwachſen, und alle, ſamt Vater, Mutter und Kindern eine Familie der Liebe ausmachen, und in und mit und durch einander leben, weben und ſind.“ (G. S. 3, 293.) Wol durfte der gute Wieland, — dem auch die Freude wurde, mehrere Jahre lang dieſen Kreis durch ſeine geliebte Mutter vergrößert zu ſehen, — dies rühmen, denn da er, aus Neigung und Grundſaz, ein liebreicher Vater und kein ſtrenger Hausdespot war, ſo waltete in

ſeiner Familie, ohne daß es geboten zu werden brauchte, das ſchöne Geſez der Liebe um Liebe. Wie viel Wieland dadurch gewann, erklärt er ſelbſt ſeiner Freundin la Roche. „Ich habe nun, ſchreibt er ihr, eine ganz artige Nachkommenſchaft um mich her, alle ſo geſund und munter, gut, artig und hofnungsvoll, jedes in ſeiner Art, daß ich meine Luſt und Freude daran habe, und mich gerade wegen deſſen, was die Meiſten für eine große Laſt halten würden, für einen der glücklichſten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überſchleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieſer um mich aufſproſſenden und aufblühenden jungen Welt! Ich erfare je länger, je mehr, daß alle wahre menſchliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen, häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Menſch, und in eben der Proportion immer glücklicher und beſſer. Arbeiten wird mir Luſt, weil ich für meine Kinder arbeite, und auch davon bin ich im Innerſten überzeugt, daß mein ruhiges Ver-

trauen auf die Hand, welche das Gewebe unſerer Schickungen webt, weder mich, noch die Meinigen betrügen wird." (W. S. 1, 166 fg.)

Die Pflichten, welche ſein Hausvaterſtand und die Sorge für eine zahlreiche Nachkommenſchaft unſerm Wieland auferlegten, waren ihm ſo heilig, als er ſich deren Erfüllung freudig unterzog. Von ſeiner raſtloſen Tätigkeit aber bedarf man wol bei einem Rückblick auf die Menge, die Mannigfaltigkeit und den Gehalt ſeiner Schriften, und auf die Anſtrengungen, welche die Herausgabe des Merkurs ihm verurſachten, keines Zeugniſſes weiter, nur wer mit ſeiner Zeit ſtreng wirtſchaftete, konte dies alles ausfüren. Dadurch gelangte er nun zwar zu einer Art von Wolſtand, der jedoch ſo groß nicht war, um nicht immer noch Uebung einer weiſen Sparſamkeit zu erfodern. Auch dieſe übte der ſorgſame Vater gern, und verſagte ſich darum manche Erholung und manchen Genuß, den er ſich außerdem wol gern gegönt haben würde, und ſich vielleicht kaum hätte

verſagen können, wenn nicht glücklicher Weiſe der Hof und ſeine Freunde durch Naturgenuß und geſelliges Vergnügen zu Zeiten ſeine Arbeit unterbrochen, und dadurch die Spannkraft ſeines Geiſtes erhalten hätten. Wärend der ganzen Zeit ſeines bisherigen Aufenthalts zu Erfurt und Weimar hatte er ſonſt dieſe Oerter nur fünfmal auf kurze Zeit verlaſſen, ſo daß in ſeinem Lebenslaufe ſeine Reiſen kaum in Betrachtung kommen. Indeß hatte er wol Recht zu ſagen, „daß für einen Menſchen, der ſo ſelten aus ſeinem Schneckenhäuschen herauskriecht, eine ſolche Reiſe eine Epoche ſey," und darum wollen wir ihrer wenigſtens kurz gedenken.

Seine erſte Reiſe war im Frühling des Jahres 1771 nach Coblenz, und es traf da viel zuſammen, ihn in die ſüße Schwärmerei ſeiner jüngeren Jahre zurückzuzaubern. Die ſchöne Rheingegend, der ſüße Frühling, der traute Umgang mit ſeinen Freunden la Roche, der Abſtecher nach Düſſeldorf, wo ſeine Sehn-

ſucht nach der perſönlichen Bekantſchaft der genialen Brüder Jakobi geſtillt ward, wo die Galerie ihm ſo manchen ſchönen Genuß und ſeiner Phantaſie eine Fülle von Bildern gab, die Stunden, die er mit dem Freiherrn v. Groſchlag zu Höchſt verlebte, wo auch der Kurfürſt ihn gnädig aufnam, die erſte Umarmung ſeines Gleim zu Darmſtadt, den er bei Leuchſenring traf, alles das drang mit vereinter Wirkung auf ſein Herz, auf ſeine Phantaſie ein, ihm dieſe Tage zu paradiſiſchen zu machen. An Gleim ſchrieb er kurz darauf: „die wenigen Stunden, die wir zu Darmſtadt mit einander zugebracht, haben mir das lebhafteſte Verlangen zurückgelaſſen, mein ganzes Leben mit Ihnen zuzubringen. Da das nicht ſeyn kann, mein beſter, liebſter Freund, ſo wollen wir wenigſtens kein Jahr vergehen laſſen, wo wir einander nicht wenigſtens acht Tage ſchenken; und noch in dieſem Jahre will ich den Anfang dazu machen, wenn unſer lieber Jakobi wieder bei Ihnen ſeyn wird." Vier Jahre lang aber blieb es bei

dem bloßen Vorſaz. Als endlich die Erfüllung ſich näherte, ſchrieb er: „Der bloße Gedanke an dieſe Reiſe macht mich und meine Frau wie neugeboren. Unſer Herz, unſer Kopf, unſer Blut und unſre Nerven haben aller der mannigfaltigen Arten von Erſchütterung vonnöten, die uns dieſe Reiſe geben wird. Andre Luft, tauſend neue Gegenſtände, das Schauſpiel der neu auflebenden Natur um uns her, und — was für uns wahres Elyſium ſeyn wird, die offnen Arme unſers Gleims, unſrer lieben, ſelen- und anmutvollen Gleminde, — ſein Haus, ſein Muſentempel, ſein kleines Sansſouci, und die inertes horae im Schooße der Freundſchaft und der Muſen, — wie wol, wie wol wird uns dies alles zu Leib und Sele bekommen!" — „Da ſind wir nun wieder zu Weimar, — ſchreibt er nach der Rückkehr den 28. Mai 1775 — haben unſer gutes Mütterchen, haben unſre Kinder wieder gefunden, und das ganze Haus mit Beſen gekert, und alles zu unſerm Empfang bereitet, und große Freude auf beiden

Seiten, — und nun ſizen wir da, und erzälen einander unſern langen zwölftägigen Wonnetraum von Gleim und Gleminde, von Freundſchaft und Seligkeit, von Halladat und Saphiſchen Liedern, von Spiegelbergen und Nonnenparadiſen, und von dem kleinen Sansſouci, wo es unſerm Gleim ſo ſelten ſo gut wird, ſich aller soucis, die ihn plagen, zu entſchütten, — und wundern uns, wie aus dieſen zwölf ſeligen Tagen ein einziger Augenblick worden iſt." Von nun an träumte er bald den ſchönen Traum, daß Gleim und Wieland zuſammenleben und nur Eine Familie ausmachen, bald, daß ſie wenigſtens einander öfter, weit öfter ſehen müßten. Da er jedoch „nicht vier Tage abweſend ſeyn konte, ohne daß an ſeinem Merkur gleich alles ſtocke und ſtille ſtehe," ſo konte er dieſer Freude nur teilhaftig werden, wenn ſein Gleim zu ihm kam, und eben ſo ging's ihm mit Jakobi, den er nächſt Gleim als einen Bruder liebte. Außer einem kleinen Ausflug nach Gotha kam er nun in zwei Jah-

ren nicht von Weimar weg, bis er ſich im Jahre 1777 zu einer Reiſe nach Mannheim rüſtete, auf die er ſich aber auch, nach ſeinem eignen Ausdruck, freute, wie ſeine Kinder auf den heiligen Chriſt, denn dort ſolte ſein zweites, von Schweizer ebenfalls komponirtes, Singſpiel Roſamunde mit allem Pomp aufgefürt werden. Leider ward ihm dieſe Hofnung vereitelt. „Dem hieſigen Publiko — ſchreibt er von Mannheim aus den 5. Jan. 1778 — und mir ſelbſt hat der Tod Maximilian Joſephs einen großen Spaß verdorben. Meine Roſamunde ſolte den 11. dieſes zum erſtenmal gegeben, und das Karnaval durch achtmal wiederholt werden. Alle Anſcheinungen verſprachen mir einen ſo großen Succeß, als vielleicht jemals ein Singſpiel gehabt hat, als der Tod des Kurfürſten von Baiern auf einmal eine Veränderung des Schauplazes hervorbrachte, deren lugubre Dekorazionen die meinigen verdrängen mußten. Ich reiſe nun, übrigens mit meinem hieſigen Aufenthalt höchſt vergnügt, den 8ten dieſes

wieder nach meinem lieben Weimar. Ich habe hier viel Merkwürdiges geſehen und gehört, und beſonders unter den Tonkünſtlern und Malern verſchiedene Subjekte kennen gelernt, die ich für einzig in ihrer Art halte, und um derentwillen Mannheim mir immer intereſſant bleiben wird." (W. S. 2, 58.) Von nun an ſah er ſich aber mehr und mehr an ſein Haus gefeſſelt, und ſchrieb i. J. 1782 den Grund an Gleim. „Wie gerne möchte ich die ſo freundliche Einladung meines Gleims mit beiden Händen annemen, zu Ihm fliegen, und an ſeiner Seite mich in die beſſern Zeiten meiner Jugend, in die ſchöne Aurora unſerer Literatur verſezen können. Aber tauſend ſeidene Bande feſſeln mich an Weimar; ich bin in den Boden eingewurzelt, und, um nur Eins zu ſagen, wie kann ich, oder wie könte meine Frau mit mir, ſich von neun Kindern trennen, wovon ſechſe zuſammengenommen kaum 20 Jahre zählen? Unſer Haus iſt eine kleine Welt für uns geworden, wo unſre Gegenwart unentberlich iſt.

Aber Sie, beſter Gleim, Sie haben keine ſolchen Hinderniſſe. Kommen Sie zu uns, und verſuchen einmal, wie ſich's in meinem Hauſe lebt, wo alle Augenblicke aus irgend einem Winkel ein ander Bübchen oder Mädchen, auf das man nicht gerechnet hatte, hervorgekrochen komt." (G. S. 3, 341 fg.)

In dieſer glücklichen, zurückgezogenen Häuslichkeit lebte nun unſer Wieland, mit wenigen Unterbrechungen, bis zu der Zeit, wo er die neue Ausgabe ſeiner ſämtlichen Werke bis zum dreißigſten Bande, — als ſo weit ſie die bisher erſchienenen Schriften enthält, — vollendet hatte. Nach ſo langer Anſtrengung war es wol Zeit, ſich Erholung zu gönnen, und da die Vorſehung ihm nun eine ſorgenfreie Ausſicht auf ſein Alter geſtattet hatte, ſo entſchloß er ſich im Jahre 1797 noch zu einer Reiſe in die Schweiz, um ſich dort in der Erinnerung noch einmal zu verjüngen. Dieſe Reiſe aber dürfte man eigentlich einen Triumphzug Wielands nennen; und kan es einen ſchöneren Triumph geben, als welchen

Talente, Verdienſte, Dank für Veredlung und glückliche Stunden verſchaffen? Wohin Wieland kam, begegneten ihm Liebe und Verehrung. Und jezt kam er zu alten, langentberten Freunden ſeiner Jugend, die Er beglückte, die Ihn beglückten! Wo der geliebte, erſehnte Gaſt eintrat, da war Feſt, und mit den alten Freunden wetteiferten die jüngeren, die jenen an Beweiſen ihrer Liebe und Verehrung nicht nachſtehen mochten. Was ſo mit voller Herzlichkeit geboten und veranſtaltet wurde, konte den Weg zu ſeinem Herzen nicht verfelen, und er fülte ſich hier oft, tief gerürt und innig erfreut, für manchen erfarenen Undank reichlich entſchädigt. Noch einmal fülte er ſich heimatlich in dem Lande ſeiner Jugend, dem Paradieſe ſeiner Unſchuld. Die Vergangenheit zog noch einmal wie ein ſchöner Traum an ſeiner Sele vorüber, und er durfte ſie mit heiterem Lächeln als eine traute Freundin begrüßen, denn er brauchte nicht vor ihr zu erröten. Durch alles dies fülte er ſich wieder jugendlich, und wurde noch einmal ganz

durchdrungen von der Empfindung, die er im Oberon ſo wahr und ſchön ausgedrückt hatte.

Nein, denkt er, nirgend ſcheint doch unſers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo ſie zuerſt mir ſchien,
So lachend keine Flur, ſo friſch kein andres Grün.

Du kleiner Ort, wo ich das erſte Licht geſogen,
Den erſten Schmerz, die erſte Luſt empfand,
Sey immerhin unſcheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fült überall nach dir ſich heimlich hingezogen,
Fült ſelbſt im Paradies ſich doch aus dir verbant!

Voll von dieſen Eindrücken, Empfindungen und Bildern, kam Wieland nach Weimar zurück. Je reizender ihm in dem ſchönen, für ihn gemieteten Landhaus am Zürcher See das Landleben erſchienen war, und je glücklicher er ſich in der dort genoſſenen Muße gefült hatte, deſto misbehäglicher fülte er nun alles, was ihm je am Stadtleben drückend und läſtig erſchienen war, und deſto mehr ſehnte er ſich, den Abend ſeines Lebens, wie ſein Xenophon

und ſein Horaz, in ländlicher Entzogenheit, der Natur, ſich ſelbſt und den Seinigen zu leben. Zwar trat alles vor ſeine Sele, was ſeinen Entſchluß hätte wankend machen können: die Achtung und Neigung, womit Amalia, Karl Auguſt und Luiſe, ſeine fürſtlichen Gönner, ihn zugleich beehrten und beglückten; die Freundſchaft ſo manches vorzüglichen Mannes, mit dem ihm Geiſt, Herz, gleiche Liebe zu gleichem Streben und lange Gewonheit eng verbunden hatten; die allgemeine Liebe, die er am Hof und in der Stadt um ſo ungeſtörter genoß, weil er, aus den glücklichen Schranken des Privatſtandes nie heraustretend, in Stats- und Hof-Angelegenheiten nie verwickelt, zu einem verhaßten Dienſte nie genötigt, den Vorteil einer größeren Popularität voraus hatte; allein ſeine Phantaſie war auch nicht weniger geſchäftig, die Schattenſeite hervorzuheben. Schon früher hatte er zuweilen geklagt, daß er bei all ſeiner, ſo oft ihm misgönten, Muße doch ein ſehr zerſtückeltes Leben lebe. „Für einen Men-

ſchen, ſchrieb er dem Herrn v. Retzer, der ſo gerne wie Horaz durchs Leben weggeſchlichen wäre, dem nichts verhaßter iſt, als Stadt-Hof- und Weltgetümmel, und der nichts glücklicheres kent, als das

— tacitum silvas inter reptare salubres,
Curantem quidquid dignum sapiente bonoque est;

oder:

Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae,

für einen ſo organiſirten und geſtimten Menſchen, bin ich, mit aller meiner anſcheinenden Muße, um welche mich ſo manche teutſche Gelehrte und Dichterſchwäne beneiden, ſo gut als irgend ein anderer Sterblicher, zu der strenua inertia, die das Widerſpiel von Horazens inertibus horis iſt, verurteilt; und wenn meine Tage 48 Stunden, und wenn meine Stunden 120 Minuten hätten, ſo würde doch mehr als die Hälfte meines Lebens mit Beſchäftigungen und unter Zerſtreuungen hingehen, die ich ſo ungerne trage, als ein ini-

quae mentis asellus, und doch nicht abſchütteln kan. Darüber wird nur allzuoft verſäumt, was ich gerne tun möchte; und indem ich ſo ſehr als jemand in der Welt wünſchte, einem Jeden genug zu tun, geſchieht es nur zu oft, daß ich lauter Misvergnügte mache, ohne etwas für mein eigen Vergnügen dadurch gewonnen zu haben.“ (W. S. 2, 68.) Beſonders waren es zwei Dinge, die ihm höchſt läſtig fielen, „der faſt unabſehliche Ozean von Briefen, welchen der Merkur aus allen Enden her auf ihn zuſtrömen machte,“ und die Unterbrechungen, die ihm faſt täglich, oft ſtündlich, durch willkommene und unwillkommene, intereſſante und langweilige Beſuche von Fremden aus allerlei Volk gemacht wurden. Seit es dahin gekommen war, daß jeder, der, wie Jean Paul einmal ſagt, in ſeinem Leben nur acht Zeilen geſchrieben hatte, einen Flug nach Weimar machte, kam den dortigen großen Geiſtern ihre Celebrität teuer zu ſtehen, weil jeder dieſer Zugvögel, wie ſie Wieland nante, wenig-

ſtens einen Anſpruch auf ihre Zeit zu haben glaubte. Doch war es dies nicht allein, was ihm gar oft Misbehagen verurſachte; gewiſſe Ueberraſchungen waren ihm weit ärgerlicher. Aus der Qvelle ſeines feinen Gefüls für das Schickliche, nach welchem ihm jeder äußere Cynismus ein Greuel war, hatte er die Eigenheit erhalten, ſich für jeden, der nicht ein Glied ſeiner Familie oder ſehr vertraut mit ihm war, nur höchſt ungern in Schlafrock und Nachtmüze ſehen zu laſſen, weil ihm ſchon dies eine Art von Cynismus dünkte. Traf es ſich nun, daß er des Vormittags, wärend ſeiner beſten Arbeitsſtunden, nicht vermeiden konte, in dieſer häuslichen Beqvemlichkeit überraſcht zu werden, ſo gab ihm das eine Misſtimmung, deren er nicht ſo bald Herr werden konte, und er ſchalt dann recht ernſtlich auf die heilloſe vornehme Indiskrezion, die ihm ſolchen Verdruß bringe, und daß man doch glauben müſſe, ein Mann, der ſich einige Celebrität verſchafft habe, ſey eine Art von wildem Tier,

das man beſehen wolle, und vor deſſen Käfich man ohne alle Umſtände und Rückſicht hintreten könne. Dachte er nun noch daran, wie oft ein und der andere Zugvogel in die Welt hinein geſchrieben, was der offene Mann arglos nach einer vielleicht nur augenblicklichen Stimmung geäußert hatte, ſo glaubte er für ſeine Ruhe am beſten zu ſorgen, wenn er allem dieſem aus dem Wege ginge, und nun in Erfüllung brächte, was er vor mehr als 20 Jahren ſeinen Gleim, da dieſer ihn gern nach Berlin gezogen hätte, wünſchend ausgeſprochen hatte. „Pain cuit et liberté, ſchrieb er, wird ewig mein Walſpruch bleiben. Lieber mit 600 Thlrn. in dem kleinen Dörfchen, wo mein Gleim geboren wurde, in einer Hütte an dem Schmerlenbach, aus dem ihn die an deſſen Rande tanzenden Grazien herauszogen, als in Berlin oder Wien mit ſo viel tauſend Thalern als Sie wollten. Aber, wie geſagt, Karl Auguſt iſt mir gut, ſeine Mutter auch. In Hofintriguen und Statsſachen werd' ich mich nie miſchen, und

mich ſo viel möglich in meinen Schneckenhäus-
chen ruhig halten. Ich werde alſo wenig oder
keine Feinde in Weimar haben, und in Frie-
den und Unſchuld dahin leben, ſo lang es Gott
gefällt. Aendern ſich einmal die Umſtände, ſo
wollen wir, um Ruhe zu bekommen, uns we-
der nach Berlin noch in eine Windmüle ſezen,
ſondern uns irgendwo gerade ſo ein kleines ſue-
toniſches, tranqvilles Gütchen kaufen, wie es
einem Daniſchmende nüzt und fromt. In ei-
ner kleinen Stadt oder auf dem Lande, nicht
weit von einer kleinen Stadt, kann ein Mit-
telding von Sokrates und Horaz, wie ich bin,
wolfeiler glücklich ſeyn." (S. S. 3, 240. fg.)
Osmanſtädt, ein dem Grafen Marſchall zu-
gehöriges, drei Stunden von Weimar, an der
Ilm, in einem angenehmen Tale gelegenes,
Landgut ſchien ihm alle dieſe Vorteile zu ge-
wären; und da er ſich in den Stand geſezt
ſah, ſich dieſes Eigentum zu verſchaffen, ſo
ſiegte der Reiz des Landlebens über jede Be-
denklichkeit, und er bezog i. J. 1798 ſein Os-

mantium, wie er die neue Beſizung zu nennen liebte, voll der ſüßen Hoffnung, hier im Schooße der Natur mit ſeiner Familie als ein neuer Daniſchmend zu leben.

Von den vierzehn Kindern, welche ſeine Gattin ihm geboren, waren dem liebenden Vater nur neun, ſechs Töchter und drei Söhne, geblieben. Die älteſte Tochter hatte er mit dem innigſten Selenvergnügen an einen Mann vermält, deſſen Name zugleich ſeinen Charakter ausſpricht, an Reinhold; zwei andere hatte er in Einem Jahre, gemäß den Wünſchen ihrer Herzen, an zwei Landprediger, Schorcht und Liebeskind, die nachfolgende an den Sohn ſeines Jugendfreundes, des Dichters Geßner in Zürich verheiratet, und ſeine Julie verlobte er bald darauf mit dem Kammerrath Stichling in Weimar. Leider waren die zwei ſeiner Schwiegerſöhne, die er in Einem Jahre verheiratet hatte, auch in Einem Jahre geſtorben. Wieland nahm die jungen Wittwen mit vier Enkeln freudig wieder in ſein Haus, in ſeine Ar-

me, an ſein Herz auf, und ſo beſtand denn ſeine Familie aus 13 Perſonen, als er in Osmanſtädt einzog. Er nahm auch hieher die feſte Ueberzeugung mit, daß ſein Vertrauen auf die Hand, die das Gewebe unſerer Schickungen webt, weder Ihn noch die Seinigen betrügen werde.

Das Schöne zu dem Guten! war auch hier ſein Grundſaz. So wie er daher die nötigen Baue ausgefürt hatte, ging er mit Eifer daran, junge Anpflanzungen anzuordnen, neue Anlagen zu machen, und das Grundſtück, indem er den Ertrag deſſelben erhöhte, zugleich zu verſchönern. Daß er jenes über dieſem nicht verabſäumen dürfe, ſagte ihm ja jeder Blick auf ſeine zalreiche Familie, und darum legte er ſich mit dem größten Eifer auf das Studium der Landwirtſchaft in allen ihm nötigen Zweigen, und verteilte mit kluger Ueberlegung Aufſicht oder Geſchäfte unter die einzelnen Glieder ſeiner Familie, wie es ihm eine gute landwirtſchaftliche Haushaltung, die nicht

unter idylliſchen Phantaſien zu Grunde gehen ſolte, zu erfodern ſchien. Durch alle dieſe Bemühungen der liebenswürdigen, patriarchaliſchen Familie gelang es auch wirklich bald, daß der greiſe Landwirt ſich des Landlebens auch als Dichter erfreuen konte, und daß jeden, der ihn in ſeiner Zurückgezogenheit aufſuchte, die ländliche Heiterkeit des Greiſes und die Gutmütigkeit ſeiner treuen Gefärtin, umgeben von einer blühenden, tätigen, um die Freude der Eltern liebend beſchäftigten Jugend, in einem wol angeordneten Haushalt, als eine liebliche Idylle ans Herz ſprach. Alle, die Wielanden hier geſehen haben, bezeugen mit Einer Stimme, was Göthe ſagt, wie er gerade hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſchien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, beſonders aber, weil er ſich den Menſchen wol entziehen, die Menſchen ihn aber nicht entberen konten, wie er als gaſtfreier Wirt ſeine geſelligen Tugenden am anmutigſten entfaltete.

So läſtig ihm ſonſt zuweilen Beſuche geweſen ſeyn mochten, ſo erfreulich waren ſie ihm jezt, beſonders von Perſonen, die ſeinem Herzen teuer waren. Welche Freude brachte es daher in dieſes zarte Herz, wenn ſein Fürſt, wenn ſeine Fürſtin, wenn die Herzogin Mutter unter denen waren, die ihn nicht entberen mochten, und ihn freundlich unter dem Schatten ſeiner Bäume begrüßten! Im Jahre 1799 ward er jedoch von dem ſeltenſten aller Beſuche erfreut, von der Geliebten ſeiner Jugend, der Freundin ſeiner Mannesjahre, — Sophie la Roche. Sie ſelbſt mag uns die Zeit, die ſie in Osmanſtädt verlebte, und Wielanden in Osmanſtädt zugleich ſchildern.

„Den 15. Juli, ſchreibt ſie, nach beinahe 30 Jahre gedauerter Trennung, ſah ich ihn wieder, den guten würdigen Freund meiner Jugend. Ich umarmte ihn, ſeine unſchäzbare Gattin, und vier ſeiner 6 Töchter, und Er lernte eine meiner ſechs Enkelinnen kennen, — ich war in ſeinem Hauſe! O wer wolte dieſe Gefüle und die Bilder der Er-

innerung beſchreiben, welche da meine Sele überwältigten! Was war ſeit 1750, da wir uns zum erſtenmal ſahen, in uns, in unſerm Schickſal, und auch bei unſern Freunden vorgegangen! Wie weit waren wir von unſerm erſten Wollen und Denken in einem großen Kreis umher geirrt, bis wir als gute Freunde und Verwande uns 1799 wieder fanden! Schöne Stunde, in welcher ich nach ſo langer Trennung zwiſchen Wieland und ſeiner mir ſo werten Frau ſaß, und von jedem eine Hand hielt! — Möge alles Süße dieſer wahren edlen Freude meines Herzens ſich als Wiederſchein in ihnen erneuen, ſo oft ſie an einem ſtillen Abend auf dieſem Sopha ausruhen, und bei den letzten Stralen der Sonne ihr verdienſtvolles Tagewerk überdenken! — Ich ſchlief ſpät ein, denn meine Sele war zu ſehr bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünſteltes, aber ſelenvolles Klavierſpiel, mit welchem er alle Abende ſeine Ideen und Gefühle, unter dem Einfluß ſeines ſympathetiſchen Freundes Horaz, in ſanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauſchte ich ihn das Erſtemal bei der Ausſicht nach dem weiten einſamen St. Martinskirchhof in Biberach, — heute tönte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem ſtillen Zimmer; denn Wielands Piano ſteht

mitten unter dieſen reizenden Bildern, und es entzückte mich, den ſchönen Wunſch des Horaz bei ihm erfüllt zu ſehen: Ein Landgut, welches ihn ernärt, ein geſundes Alter, Stärke der Sele, und jeden Tag die Muſik, die er liebt! — Mein Erwachen war heitere Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wielands Hauſe mich für Jahre voll Kummer ſchadlos halten würden. Die Anſicht aus dem Fenſter war mir feierlich. Zwei große ſymmetriſche Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher ſchlanker Bäume verbunden ſind, auf der andern an die Mauer des Vorhofes ſich anſchließen, der ein ſchönes Waſſerbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schuz einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einſame Lage dieſes Wohnſizes rürte mich, als ich dachte: Dieſes Ganze iſt Sinnbild von Wielands Geiſt, alles groß, und ſeine Tätigkeit, wie dieſe Quelle, von dem frühen Morgen ſeines Lebens bis an den Abend ſeiner Tage, unerſchöpflich fortſtrömend! — Mit wie vielem Vergnügen und Teilname lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher ſich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen ſchließt, unter deſſen

Lauben die edelſten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauſcht und ungeſtört beſuchen können. Ich ſpeißte täglich mit 7 Kindern von Wieland, ſah 4 ſeiner Enkel, und ſein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter ſeiner Landwirtſchaft vorgeſtelt. Dieſes patriarchaliſche Leben halte für mich unendlichen Wert. Wie ſchön wurde mir eine Morgenſtunde, in welcher ich neben Wieland, aus dem Fenſter ſeiner Bibliothek, den Teil des Gartens überſehen wolte, welcher auf dieſer Seite des Hauptgebäudes liegt, und da ſeinen zweiten Sohn erblickte, welcher, als junger rüſtiger Landmann, mit aller Gewandheit einen mit Roſenhecken umfaßten Grasplaz abmähte. Ein Blick auf die Bücherſamlung ſagte mir: Nun biſt du mitten in Wielands Beſitzungen, ſiehſt in dem Zimmer alles, was die Sele zu reicher Kentniß wünſchen, in dem Garten dies, was die Erde an Ertrag für Narung und Vergnügen geben kann! Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchſt nuzbaren Anpflanzens ſeiner Felder, Wieſen und Gärten ſprechen hörte, die Rückerinnerung aber mir zuflüſterte: Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau in dem Gebiet der Wiſſenſchaften eben ſo lebhaft und deutlich vor mein Au-

ge! Innig wünſchte ich, daß er in ſeinem Osman-ſtädt ausfüren und darſtellen möge, was er in der Welt der Genien, der Philoſophie, der Grazien und Götter bewirkte; aber Wieland, neben mir ſtehend, war doch weit entfernt, in meinen Blicken auf ſeinen Garten, die Bitte zu leſen: Boden, den er betritt und liebt, mögeſt du für ihn tauſendfältig tragen, wie die Anlage ſeiner Geiſteskräfte für unſer Teutſchland trug!

Der Wechſel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerſt angenehm. Wieland und ſein älteſter Sohn legten bald dieſes bald jenes neue Werk auf meinen Tiſch, worüber geſprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläſern voll köſtlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirſchen, die gute Julie mit einem Korb voll Roſen. Dann ſah ich ſie auch unter der Leitung der beſten Mutter, mit Sorge für die Wäſche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Flachſes, mit der Milchkammer und Leinwandbleiche beſchäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirtſchaftshof fürte, mir Scheunen und Stallungen zeigte, und wir mit ihm ſeinen Schafen entgegen gingen; ich aber bei jedem

Schritt ſeine Liebe zum Feldbau und ſeine Einſichten darin bewunderte.

Bald folgte ein Tag mit Wieland und Göthe auf dem Landhauſe der verwittweten Frau Herzogin in Tiefurt. — — Wenige Tage nachher kam Göthe freundlich die Mittagſuppe mit uns zu teilen. Mir war äußerſt ſchäzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten ſprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantaſie den eignen, gewiß nie wieder kommenden Anblick, beide auf dem ſchönen heitern Gange vor Wielands Wohnzimmer zu treffen, als Göthe mit lebhaftem Vergnügen von dem ſo eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruheſizes ſprach, und gerade vor dem großen charakteriſtiſchen Bilde des alten Grafen v. Stadion ſtille ſtand, welcher ſie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten ſchien, und ſich gewiß, als edler Teutſcher, über dieſe zwei große Teutſche und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf ſeinem Landhauſe kennen lernte, ihm ſagte: Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen ſtillen Aufenthalt in dem Schooße der Natur geſucht. — — —

Bald nachher hatte ich in der Lindenallee eine ſehr angeneme Erſcheinung, da ich Herders blühende Tochter, von Wielands Kindern und Enkeln umgeben, wie im Triumph eingeholt, meiner Freundin Wieland und mir zufüren ſah. — —

Neu verherlicht wurde ein Tag, als die Herzogin Amalia mit aller ihrer Leutſeligkeit den ganzen Garten an Wielands Seite durchwandelte, wie bei ſeinen geliebten Griechen eine Göttin der Gegend mit ihren Blicken und ihrem Wolwollen den Schatten des Hains, den Pflanzen, den Obſtbäumen und Blumen, welche Wielands Lieblingsſpazirgänge umgeben, neue Schönheit und Nuzbarkeit ausgeteilt haben würde. Herder und ſeine Frau vermehrten in meinem Herzen den Wert der großen Lindenallee auf Wielands Gut, welche ich mit dieſen höchſt ſchäzbaren Menſchen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich den von ganz Teutſchland für ein außerordentliches Weſen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch ſehr lebhaften, von Wieland ſehr geliebten Mann kennen.

Nach dieſer Art reicher Gaſtmale folgten Tage eines ſüßen ruhigen Genuſſes, wärend welchen uns Wieland manche Stunde ſeiner Beſchäftigungen aufopferte, mit uns ſprach, ſpaziren ging, oder etwas

vorlas, ſeine ſanfte liebe Frau dann, über ihre Arbeit hin, mit aufmerkſamem Vergnügen uns anblickte, wenn ſie mein und meiner Enkelin dankbares Entzücken bemerkte. — Hohe ländliche Freude wurde mein Teil an dem Tage, da Wieland als Landmann in der Gemeine aufgenommen wurde, ſeine Unterſchrift und ſein Name in Osmanſtädts Lagerbuch eingetragen werden mußte. Es war ſchön, Wieland und ſeine drei Söhne den guten Vorgeſezten des Dorfs als ihren Mitbürgern die Hände reichen zu ſehen, welche dann auch ihm und ſeinen Kindern Segen zu ſeinen Feldgütern wünſchten. Wielands wolwollendes Herz zeigte ſich da eben ſo vorzüglich, als ſein Geiſt in einer Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften geglänzt haben würde.

Die Erſcheinung der regierenden Frau Herzogin war für uns alle ein Tag der hohen Feier ihrer Verdienſte und ihrer ſo edlen Güte.

Ein junger Mann aus Bremen, welcher in Jena Medizin ſtudirt, gab den Anlaß, Wieland in einem neuen ſanften Lichte zu betrachten. Herr Meyer hatte einige ſeiner kleinen Gedichte in das Reine geſchrieben, und wünſchte ſo furchtſam ehrerbietig, daß der große Meiſter nur einen Blick darauf werfen möchte. Wieland gewärte dieſe Bitte mit vie-

ler Gefälligkeit, lobte das Gute mit ſo edler Miene, tadelte das Felerhafte ſo liebreich, daß wir ihn doppelt verehrten, und der beſcheidene junge Mann ſah ſo glücklich aus, als ob ein Genius ihm die Hand gedrückt und ſeine Feder eingeweiht hätte. Abends genoß ich eins der ſchönſten und reinſten Vergnügen. Ich wolte allein in dem Garten noch eine einfache Ausſicht, welche ich ſehr lieb gewonnen hatte, aufſuchen, meine Freundin folgte mir und ſagte: wir wollen ſehen, wo Wieland und unſere Töchter ſind. Nach einem langen Spazirgang erblickten wir Mütter auf einmal das äußerſt angeneme Bild, Wielands Töchter und meine Enkelin auf dem Abſaz einer Terraſſe beiſammen arbeiten zu ſehen, und dabei dem guten Familienvater, der ihnen gegenüber ſaß, andächtig zuzuhören. Wir gingen langſam, um den Anblick der uns ſo lieben Gruppe deſto länger zu genießen. Meine Freundin ſagte dann: Ich laſſe Sie da, weil ich noch etwas zu beſorgen habe. Ich konte alſo nicht mit ihr, konte nicht vermuten, daß man mich allein weiter gehen laſſe, ſezte mich verlegen neben Wieland, und füle noch mit Trauer, daß ich einen Faden der Unterredung abgebrochen hatte. Die guten Kinder alle ſahen aus, wie die von einer Schale Waizenkörner verſcheuchten Vögel-

chen, und nur ein Wettlauf, um Vater Wielands Hut aus dem Saal zu holen, gab dem Ganzen eine heitre Wendung, und der Anblick der Schafheerde bei dem Salz ſtimte alles zu der ſchönen ländlichen Ruhe des Leibes und der Sele."

Wieland in Osmanſtädt, wie genau entſpricht er alſo der Schilderung, die er in einem ſeiner Briefe von ſich ſelbſt entwirft, wo er ſich einen Mann nent, der in ſich ſelbſt und in Weib und Kindern, und in ſeinen wenigen, aber deſto edleren Freunden, und in der immer zunemenden Liebe der Natur und dem trauten Umgang der Muſen, die noch nicht aufgehört haben ihm hold zu ſeyn, glücklich iſt. (G. S. 3, 293.) Indeß auch in dem Genuſſe dieſes Glückes ſolte er von trüben Stunden nicht ganz frei ſeyn, und noch manche Veranlaſſung finden, die im frühern Leben gewonnene Weisheit zu bewären. Dem Dichter, dem Philoſophen, dem Menſchen Wieland ſtanden im Angeſichte des Hafens noch harte Stürme und ſchwere Prüfungen bevor.

Die Urſache davon lag in dem gewaltigen Umſchwunge, welchen die Zeit, beſonders in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, genommen hatte. Wärend im Weſten Europa's eine mächtige Nazion aufgeſtanden war, für die Rechte des Menſchen und die Freiheit der Völker zu ſtreiten, und wo möglich alle Thronen umzuſtürzen und alle nur auf einſeitige Gewalt gegründeten Rechte zu zerſtören, ging aus dem Norden Teutſchlands eine Philoſophie hervor, die alle bisherigen Syſteme mit dem Untergange, den geiſtigen Menſchen mit Entreißung aller ſeiner Stüzen bedrohte, und im Gebiete des Geſchmacks Veränderungen herbeifürte, bei welchen das größte Anſehn für ſeine Behauptung fürchten mußte. Kurz, die franzöſiſche Revoluzion, die Kantiſche Philoſophie, die Schlegelſche Aeſthetik ſezten alle dafür empfänglichen Geiſter und Gemüter in Gärung, und von der dadurch aufgereizten Leidenſchaftlichkeit wurde auch Wieland unſanft berürt.

Erwägt man, daß ſich Wieland immer auf der Seite derer befand, welche das allgemeine Beſte des menſchlichen Geſchlechtes wolten; daß ſeine ganze Philoſophie die Natur und Beſtimmung des Menſchen, ſeine Rechte und Pflichten, die Urſachen ſeines Elendes und die Bedingungen ſeines Wolſtandes, die Mittel, jenes zu mindern, dieſen zu befördern, zum Gegenſtande, daß er der Sultanſchaft wenigſtens eben ſo ſehr als der Bonzenſchaft den Krieg erklärt, und Freiheit der Preſſe als ein Recht der Menſchheit verteidigt hatte; ſo begreift man kaum, wie die franzöſiſche Revoluzion, an welcher Wieland ein großes kosmopolitiſches Intereſſe nam, habe beitragen können, dem Urteil über ihn nachteilig zu werden, und zum Teil ſehr harte Angriffe auf ihn zu veranlaſſen. Hier muß man ſich aber eines von jenen pſychologiſchen Problemen erinnern, welche Wieland in früherer Zeit im Merkur aufſtelte, denn es dient, eine noch nicht ganz helle Seite an ihm zu beleuchten. Im J. 1776

warf er die Frage auf: Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philoſophen und Luzianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes oder Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müßten ſich die Anti-Platoniker und Luziane halten, um nüzlich zu ſeyn? Es wurde damals manches über dieſe ſo verwickelte als unbeſtimte Frage geſchrieben; Schloſſer entſchied für den Enthuſiasmus, weil er ihn dem Spotte, Leſſing für die kaltblütigen Philoſophen, weil er ſie der Schwärmerei entgegenſezte. „Wenn ich doch wüßte, ſagt Leſſing, was dieſe Aufgabe veranlaßt hat, und worauf ſie eigentlich zielt! Weiß man wenigſtens nicht, wer ſie aufgegeben hat? Ein kaltblütiger Philoſoph und Luzianiſcher Geiſt? Oder ein Enthuſiaſt und Schwärmer? Der Wendung nach zu urteilen, wol ein Enthuſiaſt und Schwärmer. Denn Enthuſiasmus und Schwärmerei erſcheinen darin als der angegriffene Teil, den man auch wol verkenne, gegen den man zu weit zu gehen

in Gefar ſey.“ Leſſings Scharfblick ſah auch hier das Richtige, und wiewol er ſich freilich nachher um Veranlaſſung, Abſicht und Urheber nicht weiter kümmert, ſo waren es doch in Wahrheit nur dieſe, welche erklären konten, was ſonſt unbegreiflich bleibt, warum nämlich die Frage gerade ſo und nicht anders geſtellt iſt. Nur ein Geiſt wie Wielands, welcher Schwärmer geweſen und durch Luzianiſchen Spott von der Schwärmerei geneſen, der noch immer des Enthuſiasmus in hohem Grade fähig, dann aber auch wieder kaltblütig genug war, um ſich in die Reihe der Antiplatoniker zu ſtellen, nur ein ſolcher Geiſt konte jene Frage ſo aufwerfen, wie ſie iſt. Zwar erkärte Wieland: „Da ich ſelbſt unter die Leute gehöre, die weder immer begeiſtert, noch immer kaltblütig ſind, weder immer raiſonniren, noch immer ſchwärmen, weder immer lachen, noch immer weinen, u. ſ. w. und da ich weltkündigermaßen auf keines Meiſters Worte und in keines Menſchen

Sele geſchworen habe, ſo glaubte ich, für meine eigene Perſon, unter dieſer Aufgabe in keinerlei Weiſe betroffen zu ſeyn;" allein das iſt doch gewiß nicht ganz ſein Fall, gerade weil er nicht blos Eins von beiden tat, ſondern abwechſelnd Enthuſiaſt und kaltblütiger Philoſoph, Schwärmer und Spötter geweſen und noch war. Da konte es ihm nun freilich gleich viel gelten, auf welche Seite das Züngelchen der Wage den Ausſchlag gab, der Ausſchlag ſelbſt aber mußte ihm höchſt wichtig ſeyn: denn wer ſieht nicht, daß Wieland ganz allein dadurch zu völliger Selbſteinigkeit gelangen konte? Wir ſehen ihn hier in einer Klemme, die ihn notwendig ſehr beengen mußte, aus welcher er ſehr gern heraus geweſen wäre, aber in ſeinem ganzen Leben nie völlig heraus kam, in der Klemme nämlich zwiſchen dem Idealen und Realen, dem Platonismus und Epikurismus, dem Anerkennen und Verkennen des ungewönlich Großen und Hohen, glühenden Enthuſiasmus und kalter ſpottender Ironie.

Der platoniſche Idealiſt, der gewönlich Schwärmer genant wird, hat ſeinen Zweck über den Grenzen der Erde, und Göttlichkeit iſt ſein Ziel; der Spötter ſieht in der Menſchheit nur die Menſchlichkeit. „Der Spötter, ſagt Schloſſer, kan Menſchenkentniß haben; der Enthuſiaſt (und Idealiſt) hat Engelsgefüle." Dieſem ſchwebt herrlich ein Ideal vor, wie der Menſch ſeyn ſol; jener ſieht ihn nur wie er iſt, leider! meiſt erbärmlich genug. Iſt nun der Spötter Egoiſt, ſo wird er die Menſchen verachten und ſich ſelbſt nicht achten; iſt er ein gutmütiger, teilnemender Menſch, ſo wird er leben, leben laſſen, und lachen. Als Dichter kan er nur Komiker, nicht Satiriker werden, weil dieſer Moraliſt ſeyn, die Menſchen nach idealem Maasſtab meſſen muß, der Komiker hergegen nur Abweichung von der Verſtandesnorm kent, die Menſchen eben nicht achten, doch lieben kan. Da er in dem Menſchen weniger Laſter und Bosheit als Feler und Schwäche ſieht, ſo iſt er geneigt, Menſchlich-

keiten teils mit Vergnügen zu bemerken, teils zu entſchuldigen, eine Kunſt, worin er die Virtuoſität erreicht, weil er es liebt, die Schleichwege des Herzens zu entblößen, und alle Neigungen und Leidenſchaften in ihren verborgenen Schlupfwinkeln aufzuſpüren. Und da denn wirklich Schwäche der meiſten Menſchen Charakter iſt, ſo muß ihr wahres Gemälde wol über ſeiner Staffelei erſcheinen. Nur dem wahrhaft idealen Menſchen wird er Unrecht tun, weil er ihn nicht begreift, erſt anſtaunt, dann als eine wolbekante Erſcheinung belächelt, und nun aus wirklicher Gutmütigkeit, in ſeine goldene Mittelſtraße hinein ſpotten möchte, unbekümmert, ob dann nicht vielleicht eine Kraft erſchlaffe, wodurch die Menſchheit auf eine höhere Stufe gehoben würde. Jedoch dies iſt ein Punkt, den er vor allen bezweifelt, denn ihm iſt es Gewißheit, daß die Menſchen nie anders geweſen, nie anders ſeyn werden, als ſie jezt ſind. Kein größerer Skeptiker als er,

wenn es die Perſektibilität des Menſchenge-ſchlechts gilt. Gelaſſen ſchlägt er auf die An-nalen der Geſchichte, und ſpricht: Nichts Neues unter der Sonne! Ich wette, Frankreich wird einen Diktator erhalten, und die lezte Eva von dem Apfel naſchen wie die erſte. Und da leider! hierauf der Streit meiſt verſtumt, ſo hat er freilich Grund von neuem zu lächeln, und wird in ſeinem Syſtem der Weisheit be-ſtätigt.

Gewiß wird man in dieſer Skizze einen Teil von Wielands geiſtiger Phyſiognomie nicht untreu dargeſtelt finden, und wir haben ſchon früher bemerkt, daß er ſich in der hier be-zeichneten Sphäre leicht und frei, wie in ei-nem heimiſchen Elemente, bewegte. Dagegen aber iſt es eben ſo gewiß, daß er ſich doch auch des Enthuſiasmus für das Ideale nie ent-ſchlagen konte, daß er von Zeit zu Zeit ſehn-ſüchtige Rückblicke in das Delphi ſeiner Ju-gend warf, ſich durch den Spott um etwas betrogen fülte, das Gefül der Achtung für ein

Höheres ſtets im Herzen bewarte, kurz, daß ihm aus einem tieferen Grunde wieder hervorſproß, was der Begrif ihm geraubt hatte. Dann glaubte er freudig wieder an die ſteigende Vollkommenheit des Menſchengeſchlechts, und ſuchte in dieſem feſten, unerſchütterlichen Glauben ſelbſt zu dieſem ſchönen, hohen Zwecke zu wirken, ja er ſuchte das durch den Spott ſelbſt, der ihn nicht kalt, gleichgiltig, lieblos machte.

Dieſe, in der Gleichmäßigkeit ſeines Verſtandes und ſeiner Phantaſie begründete, Duplizität ſeines Weſens brachte gewiſſe Schwankungen in ſein ganzes ſchriftſtelleriſches Wirken, und ſie war es auch, die, wiewol ſie ſich mehr ſcheinbar als wirklich in ſeinen politiſchen Schriften offenbart, doch gerade hier verurſachte, daß er es mit allen Teilen verdarb.

Wenn er erklärte, daß er ſtets als ein freier Mann denken und ſchreiben, daß keiner ſeiner Freunde den Schmerz erleben werde, ihn zum Verräter an der guten Sache der Menſchheit

werden zu ſehen; wenn er die Befreiung einer großen Nazion von dem eiſernen Despotismus einer in die unerträglichſte Ariſtokratie ausgearteten monarchiſchen Regierung, von den drückendſten und ſchmäligſten Misbräuchen aller Art, von barbariſchen Geſezen und einer verderblichen Statsverwaltung als die ruhmwürdigſte aller Unternemungen prieß; wenn er in einem Dialog voll Wiz, Laune, der feinſten Ironie und des geſundeſten Verſtandes die meiſten Vorrechte des Adels als offenbare Uſurpazionen über die weſentlichen Menſchheitsrechte, welchen niemand, der in den geſellſchaftlichen Verband eintrat, zu entſagen gemeint ſeyn konte, darſtelt: ſo war das alles, und was er ſonſt in dieſem Sinn und Geiſte ſagte, den enthuſiaſtiſchen Bekennern der Freiheit und Gleichheit ſehr erwünſcht, zog ihm aber ſehr ſchiefe Seitenblicke von allen denen zu, die mit der guten alten Zeit zugleich auch ihr ganzes Anſehen und ihren, meiſt nur eingebildeten, Wert zu verlieren fürchten mußten, denn

es war freilich eine neue böſe Zeit für alle, die auf Gewalt als auf Recht getrozt, und die dem Adel edler Väter nicht auch Edles hinzuzufügen hatten.

Nun verfolgte aber Wieland auch alle Verhandlungen der Nazionalverſamlung, alle Dekrete und Verfügungen des Konvents, alle Begebenheiten und Erfolge der Zeit, und es konte nicht felen, er, der in Athen heimiſch geworden war, den Demos (das ſouveraine Volk in Athen) durch Freund Ariſtophanes kennen gelernt, und in Rom die Zeiten der Gracchen, der Marius und Sylla, der Triumvirate gleichſam mit durchgelebt hatte, er mußte, ſelbſt ohne ſein Zutun und Wollen, wieder auf ſeinen realiſtiſchen Standpunkt gerückt werden. Fragte er nun, ob denn die gute Sache der Menſchheit mit der franzöſiſchen Revoluzion einerlei ſey; erklärte er, daß er die Franzoſen noch nicht für reif zur Freiheit halte; daß eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehilfliche und unſichere Demokratie weder unter 25 Millionen

Menſchen beſtehen könne, noch einer, durch hinlänglich ſicher geſtelte Rechte des Volks in ihre wahren Grenzen eingeſchränkten, Monarchie vorzuziehen ſey; daß die Franzoſen doch dadurch auch nichts gebeſſert werden würden, wenn ſie nun auf einmal von lauter Keſſelflickern und Scherenſchleifern abzuſtammen glaubten: ſo brachen alle demokratiſchen Enthuſiaſten mit einer Wut gegen ihn los, als ob er wirklich die gute Sache der Menſchheit bereits verraten habe. Bekante er, von den fürchterlichen und kannibaliſchen Scenen aufgereizter Volkswut mit Grauen und Abſcheu erfüllt zu ſeyn, ſo ſprach man ihm allen Sinn für das Edle und Große ab, weil er nie die Mittel durch den Zweck geheiligt glaubte. Als er nun aber endlich gar, nachdem Sansculotismus, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füſilladen Frankreich zwar republikaniſirt, mitten unter ſeinen Siegen, Triumphen und Eroberungen, aber auch an den Rand des Verderbens gefürt hatten, zum einzigen Rettungsmittel ei-

nen — Diktator vorſchlug, da hatte er es für immer verdorben, und hieß ein feiler Tyrannenknecht. Man erinnerte ſich nun, daß ja derſelbe Mann, — welcher freilich auch Verfaſſer einer ſehr liberalen Schrift über die Rechte und Pflichten der Schriftſteller war, an die man aber jezt nicht zu denken für gut fand, — bereits i. J. 1777 (Novemberſtück des T. Merk.) einen Aufſaz über das göttliche Recht der Obrigkeit geſchrieben habe, worin der ſchreckliche Saz behauptet worden: die Stärke ſey das Prinzip des Rechtes, wogegen ſelbſt einer ſeiner Freunde, F. H. Jacobi, (Teutſch. Muſeum Jan. 1781.) nicht habe unterlaſſen können, einen heftigen Ausfall zu machen. Was half es nun dem armen Wieland, daß er in dem Prolog zu ſeinem Schach Lolo einen Kommentar über jenes Recht geliefert hatte, der für alle, die eine Naſe haben, ſeinen Sinn nicht hätte zweifelhaft laſſen können; man nam die handgreiflichſte Ironie, weil ſie mit einer ernſthaften Miene vorgebracht

war, im Wortverſtande, und ſchrie, er habe Tugend und Recht in Gefar gebracht, und ſey des Hochverrates gegen die beleidigte Majeſtät der Menſchheit ſchuldig. Wärend man aber in Teutſchland ihn mit entſezlichen Elenchis zu Paaren zu treiben ſuchte, ſchilderte man ihn in England als ein Werkzeug der Illuminaten, als ein Mitglied einer exekrablen und in dem ſtrafbarſten Vorhaben unermüdet beharrenden Sekte, einer zalreichen und haſſenswürdigen Bande, als einen Genoſſen der Barruel und Robiſon (St. James Chronicle, Jan. 25. 1800.) Und warum? — Weil er gewiſſermaßen den Propheten gemacht, und Bonaparte i. J. 1798 zu etwas vorgeſchlagen hatte, was dieſer achtzehn Monate darauf wirklich wurde, Diktator Frankreichs nämlich, nur unter einem andern Titel.*) Wol mochte dieſes Zutreffen auffallend ſeyn,

*) Man ſehe die merkwürdige Stelle in Wielands Werken Bd. 31. S. 88. fg.

allein es kam doch nur daher, daß die ſogenante Prophezeiung von einem erfarenen Hiſtoriker, einem Kenner des Weltlaufs und der Menſen kam. Sonderbarer Weiſe fürte Wielands Verteidigung gegen jenen Angrif eine neue Prophezeiung herbei, die eben ſo pünktlich eintraf, daß nämlich das damalige Protokonſulat in Frankreich blos eine vorbereitende Maasregel ſeyn werde. Auch hierin behielt der Gemäßigte, — der zum Ueberfluß meiſt die liberalſte Methode, in ſtreitigen Punkten die Wahrheit zu finden, den Dialog nämlich zu ſeiner Darſtellung gewält hatte, — Recht; und man darf wol fragen, worin er am Ende nicht Recht behalten habe? „Meine natürliche Geneigtheit, erklärte er, Alles, Perſonen und Sachen, von allen Seiten und aus allen möglichen Geſichtspunkten anzuſehen, und ein herzlicher Widerwille gegen das nur allzugewönliche einſeitige Urteilen und Parteinemen, iſt ein weſentliches Stück meiner Individualität. Es iſt mir geradezu unmög-

lich, eine Partei gleichſam zu heiraten, Ein Fleiſch mit ihr zu werden, in alle ihre Leidenſchaften mit Hize und Eifer einzugehen, alles, was ſie tut, gut zu heißen und mit Fauſt und Ferſen zu verteidigen. Mit dieſem Charakter würde ich in Frankreich meinen Kopf verloren haben, und in England dermalen etwas unbeqvem zwiſchen vier Mauern ſizen und wenig Sonne zu ſehen bekommen. In Teutſchland kam ich, wo nicht mit der Feindſchaft, wenigſtens mit dem Tadel und der Misbilligung beider Hauptparteien, noch wolfeil genug davon. Indeſſen, wie die Wahrheit am Ende doch immer Recht behält, nach und nach fand meine gemäßigte Art zu denken ziemlich allgemeinen Beifall, und beide Parteien ließen mir, mit der billigen Erlaubniß unparteiiſch zu ſeyn, die Gerechtigkeit widerfaren, zu geſtehen, daß ich keine von beiden zu hintergehen ſuche und es mit beiden gleich ehrlich meine." (Merk. 1800. April S. 256 fg.)

Noch aber war man nicht zu dieſer Ueberzeugung gelangt, als Wielanden ſchon ein anderer Sturm bedrohte, der ſich nicht ſo bald legen zu wollen ſchien; er ward in den heftigſten Kampf der philoſophiſchen und äſthetiſchen Parteien verwickelt. Unglücklicher Weiſe hatte ihn bei der Vorrede zur neueſten Ausgabe ſeiner Werke eine Alterſchwäche beſchlichen, in welcher er den Lobredner der guten alten Zeit ein wenig zu ſehr auf Koſten der jüngeren gemacht, und erklärt hatte: er habe ſeine Laufbahn begonnen, da eben die Morgenröte unſerer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu ſchwinden angefangen, und beſchließe ſie, wie es ſcheine, — mit ihrem Untergange. — Daß nun eine ſolche Erklärung für alle eben aufblühenden und aufſtrebenden Geiſter eine Art von Kriegserklärung ſeyn mußte, begreift ſich leicht, und der Grund aller Angriffe der neuen äſthetiſchen Schule ließe ſich wenigſtens hierin allein denken. Woher aber die Entzweiung mit der Kantiſchen Philoſophie? Man ſage nicht,

ſie ſey zu ſehr gegen Wielands Natur geweſen, habe gegen ſeine gewonte Art zu denken allzuſtark angeſtoßen, umgeſtürzt, was er ſein Leben lang aufgebaut, und ſeine ganze Erfarungs-Philoſophie vernichtet: vielmehr war es ja eben dieſe Philoſophie, welche, von der Frage ausgehend: ob für die menſchliche Vernunft überall ſo etwas wie Metaphyſik möglich ſey? zu verhindern ſuchte, daß die Vernunft auf den Flügeln der Einbildungskraft ſich in überſinliche Welten wage; welche den Kreis unſerer Erkenbarkeit auf die Sinnenwelt beſchränkte, die Erfarung alſo vielmehr zu Ehren brachte als herabſezte, und in den Angelegenheiten der Moralität und des Glaubens im Weſentlichen nichts hatte, was Wielanden hätte zurückſtoßen können. Zudem war die lauteſte und mächtigſte Empfelung dieſer Philoſophie von dem Teutſchen Merkur ausgegangen, und der geliebte Schwiegerſohn Wielands, Reinhold hatte am erſten und am meiſten zu ihrer Anerkennung und Verbreitung beige-

tragen. Woher alſo der heftige Ton, der brennende Unwille gegen dieſe Philoſophie, als Wieland i. J. 1799 in demſelben Merkur Herders Metakritik ankündigte? Hätte Herders verzogenes Zaubergemälde wol allein dies bewirken können? — Allerdings mochte Herder einen nicht unbedeutenden Anteil daran haben, aber gewiß mehr noch hatte ihn deſſen perſönlicher Einfluß als ſeine Metakritik, und auch jener würde, wofern Wieland nicht vielfach gereizt und zu Herder gleichſam hingeſtoßen geweſen wäre, geringer geweſen ſeyn.

Man weiß, daß des zwar ſehr humanen, zu Zeiten aber doch auch ſehr heftigen, Herders Leidenſchaftlichkeit gegen die Kantiſche Philoſophie eine perſönliche Veranlaſſung hatte, und nur darum war die optiſche Täuſchung möglich, alles philoſophiſche Unweſen, was er in ſeiner Nähe zu beobachten damals häufige Gelegenheit hatte, und deſſen Urheber eigentlich Fichte war, als eine Schuld der Kantiſchen Philoſophie zu betrachten. Indem er nun aber mit

aller Heftigkeit aufgereizter Leidenſchaft gegen „die Verfürung der jugendlichen Phantaſie zu unnüzen Künſten des Wortkrams, der Diſputirſucht, der Rechthaberei, des ſtolz-blinden Enthuſiasmus für fremde Wortlarven, dieſe Verödung der Selen, die ignorante Verleidung alles reellen Wiſſens und Tuns, die unerträgliche Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben," zu Felde zog, war in ſeiner Nähe ein anderer großer Geiſt, der, vermöge ſeiner gewonten objektiven Anſicht der Dinge, und ſeiner größeren, eben hieraus entſpringenden, epiſchen Ruhe und Beſonnenheit, ein gar anderes Intereſſe daran nam, und der erklärte: „Wir ſehen dieſe Philoſophie als ein Phänomenon an, dem man auch ſeine Zeit laſſen muß, weil Alles ſeine Zeit hat." Herder wurde dadurch nur erbitterter, und das Band der Harmonie, das ihn und Göthe bis dahin umſchlungen hatte, zerriß. Deſto inniger ſchloß ſich Göthe dafür an Schiller an, der, damals noch in Jena lebend,

ſeinen Tiefſinn ebenfalls an die Wiſſenſchafts-lehre hingegeben hatte. Die traulichen Stunden des Zuſammenlebens beider brachten nun etwas hervor, das wie ein Funke in eine Pulvertonne wirkte, und von dem erweißlich die Umbildung der Aeſthetik, aber auch ein ſo revoluzionäres Treiben in unſerer Gelehrten-Republik aus-ging, wie es kaum größer in der politiſchen Welt gärte, — die Xenien. Von einem Ende Teutſchlands bis zum andern brachten ſie alles in gewaltigen Aufrur, und mußten not-wendig eben ſo viele enthuſiaſtiſche Bewunde-rer als heftige Gegner erhalten. Zu denen, die im höchſten Unwillen ſich gegen den über-geſalzenen Teil dieſer Gaſtgeſchenke erklär-ten, gehörte auch Wieland (N. T. Merk. 1797 St. 2.), gegen welchen hier ebenfalls einige Pfeile gerichtet waren, die ihn jedoch weniger ſchmerzten als „die vorneme, ariſtokratiſche, oder vielmehr duumviraliſche Miene," die ſich das Paar Poetiſcher Titanen gab, und was er ſonſt noch S. 180. fg. am ange-

fürten Orte namhaft macht. Selbſt die Kränkungen, die ihm beim Beginn der erſten Genieperiode waren zugefügt worden, hatten ihn nicht ſo tief geſchmerzt, und in dieſem Schmerze ſchloß er ſich inniger an Herder, der allerdings dadurch an Einfluß bei ihm gewinnen mußte.

Zwar bewirkte Göthe's milde Natur gar bald wieder eine Annäherung und Ausgleichung, und beſonders war Ein ſchöner Zug von Göthe, der Wielanden innigſt erfreute. Eben um jene Zeit war er mit Ausfeilung ſeines Oberon beſchäftigt. Da nun Göthe's ſcharfem und feinem Künſtlerblick nicht hatte entgehen können, daß Wieland bei der neueſten Ausgabe ſeiner Werke ſich der Feile bisweilen ein wenig über die Gebür bediente, ſo kam er zu ihm, und bat, daß nicht auch dem Oberon alſo geſchehen möchte. Er erbot ſich, ſeine Bemerkungen und Anſichten ihm mitzuteilen, und zu dieſem Behuf den Oberon gemeinſchaftlich mit ihm zu leſen. Endlich kamen beide darin überein, daß Wieland ſeine Umänderungen jedesmal Göthen

mitteile, und daß ſie dann darüber ſich beraten wollten. So geſchah es dann auch, und Wieland befolgte Göthe's Rat an mehreren Stellen unbedingt, und nur an einer wolte er nicht nachgeben. Nachher, ſagte er, habe er wol geſehen, daß Göthe auch da Recht gehabt, und eigentlich in allen Stücken Recht gehabt habe; allein er habe doch auch einmal Recht haben wollen.

So ſtand denn hier alles gut, bis unglücklicher Weiſe Andere dazwiſchen kamen, die, in dem guten und böſen Geiſte der Xenien fortwirkend, eine völlige Reform unſerer äſthetiſchen Literatur beabſichteten. Bitter mußte jezt der arme Wieland die Bemerkung büßen, die im unglücklichen Augenblick ihm entfallen war. Die berüchtigte Ediktal-Citazion im Athenäum (1799. Bd. 2. St. 2. S. 340), kraft deren „auf Anſuchen der Herren Luzian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poeſie des Hofrat und Comes Palatinus Caesareus Wieland Concur-

sus creditorum eröfnet, und, weil mehreres verdächtige und dem Anſchein nach dem Horaz, Arioſto, Cervantes und Shakſpeare zuſtehende Eigentum ſich vorgefunden, jeder, der ähnliche Anſprüche habe, ſich zu melden vorgeladen wurde," — dieſe gab die Loſung zu den übermütigſten, wegwerfendſten Urteilen über Wieland. Ihn fad und leer zu finden, war noch das Geringſte; man erklärte ſein ganzes Streben für null, ſchalt es mattherzige Schlaffheit, manirirte Nachahmerei, ſeine Proſa durchaus untauglich; fand unter ſeinen Gedichten ein einziges gutes, Geron der Adelige, und als ſein eigentliches Verdienſt — Hans Sachſens Wert erkant zu haben. Endlich trieb man es gar ſo arg, zu behaupten, ein Paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten ſchon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus vor dem bloßen Schatten von des Neoptolemus Schwerte geflohen ſey.

Wer mag es dem ehrwürdigen Greiſe vergen, wenn er bei ſo hartem Tribut, den er

ſeinem Ruhm entrichten mußte, entrüſtet aus-
rief: Hab' ich um meine Zeit und meine Na-
zion dies verdient? Wenn er ſich nun erin-
nerte, daß doch die Xenien zu allem dieſem
den Ton angeſtimt; wenn er ſah, daß eben die,
die ihn nicht tief genug herabſezen zu können
glaubten, unter Göthe's Aegide zu handeln
ſchienen: ſo war es wol natürlich, daß Wie-
land, wie ſehr er auch Göthen liebte, erkante,
ja mitunter enthuſiaſtiſch bewunderte und ihn
ſich gern und neidlos überlegen erklärte, doch
von nun an ſich abgezogener von ihm fülte.
Zwar löſchte Göthe's perſönliche Gegenwart,
welcher Wieland nie widerſtehen konte, jedes-
mal alles rein in ſeinem Herzen aus, was et-
wa, wie er ſagte, gegen dieſen holden Un-
hold darin ſeyn mochte; allein unbeſonnene
Menſchen regten es wieder auf, und ſo fand
ſich Wieland immer mehr zu Herder hinge-
drängt, deſſen Unwille weit energiſcher war.
Voll deſſelben, ergriff dieſer die entſchie-
denſte Partie gegen die ganze neue Philoſophie

und Poeſie, miſchte aber eben deshalb mehr unter einander als kůlere Beſonnenheit erlaubt haben würde, und wurde parteiiſcher als er ſelbſt glaubte. Nicht mehr jener Zeit gedenkend, wo er ſelbſt auf eine Weiſe aufgetreten war, die der jezigen nicht unähnlich ſah; nicht mehr ſich erinnernd, wie viel Heilſames in der Folge daraus erwachſen war; ja nicht ahnend einmal, daß er im Begrif ſey, zum Teil ſein eignes Werk zu zerſtören, drang er eifernd in die Zeit und gegen alle, die ihrem Streben die Richtung gaben. Gegen Kant beſonders aber richtete er ſeine Waffen, und behandelte ihn als den Haupturheber alles deſſen, was der transſcendentale Idealismus ihm Anſtößiges hervorgebracht hatte. Dieſe Meinung teilte er auch Wielanden mit, und daher entſtand deſſen heftige Erklärung gegen eine Philoſophie, die höchſtens veranlaſſende Urſache deſſen war, was ſich nun hervortat, um ihn mit Befürchtungen für die Folgezeit zu erfüllen. — So viel iſt gewiß, daß die Unbilden, die er von

der Kritik erfaren mußte, nicht den größten Anteil an ſeinen Erklärungen gegen die neue Philoſophie hatten; ja er war ſogar weit entfernt, alles zu misbilligen, was jene Kritik tat. Mit ſeiner voreiligen Bemerkung in der Vorrede meinte er ſelbſt eine kleine Züchtigung verdient zu haben, denn er habe ſeit der Zeit mehr als ein Werk getroffen, das ihm Bewunderung abgenötigt. Indeß hätten doch die Schlegel einen Begriff von einem Dichter aufgeſtelt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekant habe. Hätten ſie Recht, ſo müſſe er freilich ſelbſt geſtehen, daß er nur drei Dichter kenne — Homer, Shakſpeare, Göthe, — und ſo habe er wenigſtens den Troſt, noch in ſehr großer und doch nicht ganz ſchlechter Geſellſchaft vom Parnaß ausgeſchloſſen zu ſeyn. — Aber, Parnaß hin, Parnaß her, — rief er aus — das übrige Treiben iſt unausſtehlich, und man ſpringt mit dem Verſtand um, als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte! — Was dabei heraus komt, werden

Sie vielleicht noch erleben; nichts Kluges und nichts Gutes!

Man ſieht, daß es Wielanden eigentlich weit mehr ſchmerzte, die Früchte ſeines philoſophiſchen Strebens vernichtet, als ſeinen Ruhm geſchmälert zu ſehen. Hiemit erſt ſtürzte alles, was er in einem funfzigjährigen Wirken aufzubauen beſliſſen war, das liebſte und ſchönſte Werk ſeines Lebens. Nachdem er alles daran geſezt, den geſunden Verſtand zu Ehren zu bringen, hörte er ihn auf einmal von allen Seiten her verläſtern, als ſey er der leidige Satan, der uns blind und verſtockt gegen den Glauben an das Höhere mache, der nichts wiſſe als elende logiſche Demonſtrazionen, und darum nie aufgehen könne in dem Lichte göttlicher Anſchauung. Statt eines vernünftigen Gebrauchs des Verſtandes, den er im Leben und zum Leben für unentbehrlich hielt, raſete hervor eine ſchwärmende Einbildungskraft, und ihr folgte der ganze Schwarm von Nachtgeſpenſtern, die er mit ſeinem Lichte längſt ver-

ſcheucht zu haben glauben durfte. Dafür hieß ſein Licht ein Irrlicht, und die Aufklärung ſelbſt der gefärliche Verſuch, uns nur im Irdiſchen befangen zu halten. Aus der heiligen Nacht geheimnißvoller Myſtik hervor, lehrte man, leuchte blos ein Stern, der zum wahren Leben füre, vielleicht jener Stern, der den drei Weiſen im Morgenlande vorgeleuchtet; Sonnenlicht und Tageshelle alſo ſey gar ſehr zu fürchten, damit eine große poetiſche Furcht in uns entſtehe, die man im Aberglauben, einem der reinſten Elemente der Poeſie, groß ziehen und hegen müſſe gleich einem Lieblingskinde. Mieden wir dann nur ſorgfältig den Gedanken, und gäben uns kindlich-kindiſch-fromm ganz dem gerne gläubigen Gefül hin, deſſen Grund nie ſo genau zu unterſuchen ſey; ſo werde uns guten, folgſamen Kindlein auch äſthetiſch-religiös die allein ſeligmachende Kirche ihre Arme entgegenbreiten, und wir würden katholiſch und ſelig ſeyn, und würden ſchöne, verwunderſame Legenden hören und die

ſüßen Liedlein unſerer lieben Grosmütter, ſamt allen Märlein der Mutter Gans, genau im Tone der frommen Ammen erzält, bei dem ſich ſo ſüß einſchlafen ließ, wie wir es jezt nicht mehr könten. — Alles das hörte Wieland nicht ohne eine Art von Grauen, denn ihm war als ſchwirrten ihm auf einmal die Nachtgeiſter aller Mönche, Pfaffen, Bonzen und Jeſuiten, die er in den Bann getan, wieder um das Haupt. Er ſchaute umher, ob die Philoſophie und die Ironie ſeines Sokrates nicht irgendwo bereit ſtehe, gegen dieſe andächtige Kunſtverrücktheit Heilmittel zu bieten, allein aus den Schulen der Philoſophen war der Geiſt des Sokrates entwichen; ein Geſpenſt, das ſich Platons Geiſt nante, ging darin um, und trieb ſein Weſen mit Sophiſtenkünſten. Alle Schüler hatten mit der hohen Jagd nach Paradoxen ſo viel zu tun, daß ſie nach der ſokratiſchen Kalokagathie ſich nicht mehr umſehen konten. Nur vom Zermalmen und Vernichten war die Rede. Wieland wagte beſcheiden, ein Wort von Hu-

manität und Urbanität fallen zu laſſen; da über-goß man ihn mit höhnendem Spott, und rief ihm ein anderes Wort entgegen von tölpelhaf-tem Enthuſiasmus und göttlicher Grobheit. — Jezt rief er warnend aus, daß die Barbarei wieder an unſre Pforten klopfe, daß man durch Sykophantentrug uns zurückfüren wolle in die Nacht des Aberglaubens und die Greuel des Geiſtesdespotismus, daß man alſo die Zeichen der Zeit genau beachten, und wirken ſolle, die-weil es noch Tag ſey.

Hier hat man denn die Bewegungsgründe beiſammen, die unſern Wieland zu heftigen Erklärungen gegen die neue Philoſophie und Aeſthetik drängten, die ſich beide ihm in ihrem grellſten Lichte zeigten. Hier hat man aber auch die Bewegungsgründe beiſammen, welche dieſe Aeſthetiker und dieſe Philoſophen dräng-ten, beſonders Wielanden den Krieg zu erklä-ren, der in Wahrheit ihr gefärlichſter Feind war, da er wie Licht der Finſterniß ihnen ent-gegen ſtand. Wo er Einfluß hatte, konten ſie

keinen Einfluß gewinnen, und darum galt es den Verſuch, ob ſein Verſtand oder ihre Phantaſie, ſein Vernunftglaube oder ihr Aberglaube, ſein deiſtiſcher Chriſtianismus oder ihr poetiſcher Katholizismus, ſeine Lebensweisheit oder ihre Gnoſis, ſeine ſittliche Grazie oder ihre geniale und romantiſche Natürlichkeit, ſeine verſchönerte griechiſche oder ihre religiös verſchleierte Sinnlichkeit, Oberon oder das Sonett den Plaz behaupten würden.

„Ich hülle mich ſehr ruhig in das Bewußtſeyn ein, daß ich ein Beſſeres um die Zeit, in der ich lebe, verdient habe. Was mir ſeit dem Moment, da ich etwas Gutes habe drucken laſſen, d. i. ungefär vom Agathon an, wiederfaren iſt und noch täglich wiederfärt, wäre hinlänglich, jeden Jüngling, der ſich mit einiger Fähigkeit dem Dienſte der Muſen widmen wolte, abzuſchrecken. Indeſſen hat die faſt unbegreifliche Ungerechtigkeit meiner Zeitgenoſſen wenig Einfluß auf meine Glückſeligkeit. Immer habe ich doch, sans comparaison,

das Glück gehabt, deſſen Horaz ſich rühmt, von einer kleinen Anzal ſolcher Leute geliebt zu werden, deren jeder ein Publikum wert iſt; und dies war auch immer für mein Herz genug. Ich habe immer die Kunſt der Muſen um ihrer ſelbſt willen geliebt, und ſie mit Liebe und aus Liebe getrieben. Das lauteſte Zujauchzen aller Leſer in der Welt würde mich für den kleinſten Feler, den ich vermeiden konte, und nicht vermieden hätte, nicht ſchadlos halten, wenn ihn gleich niemand geſehen hätte als ich." (G. S. 3, 315.) So hatte Wieland ſchon vor 20 Jahren an Voß geſchrieben, — der, wie Klopſtock, ihn in einem milderen Lichte zu ſehen gelernt hatte; — und ſolche Geſinnungen waren es auch, die ihn jezt tröſteten. Still trat er vom Kampfplaz zurück, und da kerten auch die Muſen wieder in ſeine ländliche Einſamkeit, und brachten mit ihren Geſchenken ihm ſeine Heiterkeit wieder. Aus dem Gedräng und Getümmel der Gegenwart rettete ihn ſein Genius in das ſchönere Grie-

chenland, wo die edelſten Freunde ſeiner Jugend ſich vertraulich zu ihm fanden, um den Abend ſeines Lebens zu erheitern, wie ſie den Morgen deſſelben erheitert hatten.

Es war ein, ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalt in der Schweiz gefaßter, Entſchluß, mit einer Reihe von Meiſterwerken der griechiſchen Poeſie, Philoſophie und Redekunſt unſere Nazion vertrauter zu machen, welchen er jezt in dem Attiſchen Muſeum, anfänglich allein, dann in dem Neuen Attiſchen Muſeum gemeinſchaftlich mit Hottinger und Jakobs, auszufüren ſuchte, um die Liebe zur griechiſchen Literatur, die er zuerſt mit erweckt hatte, lebendig zu erhalten, und den von ihm in die Geſellſchaft, das Leben und die Literatur eingefürten Attizismus nicht in Vergeſſenheit kommen zu laſſen. Indem er für dieſen Zweck arbeitete, genoß er gewiſſermaßen das Glück, ſeine Jugend noch einmal zu leben, beſonders als er Xenophons Dialogen und den Jon ſeines Euripides übertrug. Bei dieſen und ſei-

nen übrigen Ueberſezungen blieb er ſeiner bekanten Maxime treu, weder aus Eigenſinn oder Laune, noch der Beqvemlichkeit wegen, ſondern weil er es ſo für recht hielt; eben deshalb wolte er auch weder teutſchgriechiſch, noch griechiſchteutſch ſchreiben, ungeachtet er nicht überſah, daß doch auch hieraus Vorteil erwachſen, und eine Zeit kommen könne, wo das jezt Auffallende nicht mehr befremden werde. Nur wußte er nicht, ob er jene Zeit beneiden ſolte, und war nicht willens, um ihretwillen ſeiner Natur Zwang anzutun. Indeß machte er ſich nicht etwa die Sache zu leicht, denn von den Worten, Redensarten, Stellungen und Wendungen, dem Periodenbau und Rhythmus ſeines Autors ſich nicht zu entfernen, war er immer ſo lange ſorgfältig befliſſen bis er auf Stellen kam, wo es ihm die Verſchiedenheit der Sprachen nicht zu erlauben ſchien, oder Sinn und Geiſt derſelben weniger eingeleuchtet hätten. Sein gröſtes Wagſtück von Ueberſezungskunſt, gröſſer noch als bei Sha-

ſpeare, war die Ueberſezung des Ariſtophanes. Die faſt unbeſieglichen Schwierigkeiten derſelben kante gewiß niemand beſſer als Wieland, und dieſe ſowol, als ſein Mangel an Mut, dem ungezogenen Liebling der Grazien auch jene grotesken Züge und Ausdrücke eines umgekerten Ideals nachzubilden, die gegen alles, was uns guter Ton heißt, der entſezlichſte Verſtoß ſind oder ſcheinen, würden ihn immer abgeſchreckt haben, alle noch übrigen Komödien dieſes größten komiſchen Genies auch nur ſo zu übertragen, wie er bei Shakſpeare getan hatte. Der Mann, welcher Bd. 35 ſeiner Werke S. 363 die Anmerkung über die Euryprokten niederſchrieb, war nicht der Mann, den ganzen Ariſtophanes zu überſezen; ja man dürfte fragen, ob er ihn jemals ganz in dem richtigen Lichte geſehen habe. Wo indeß der Komiker durch Laune, Jovialität, Wiz und durchdringenden Verſtand an Wielands beide Hausfreunde Luzian und Horaz ſich näher anſchloß, da fülte auch Er ſeine Verwandſchaft

zu ihm; konte ihn aber auch als Charakter- und Sittenmaler, wiewol in Karikatur, nicht genug bewundern, und ſeiner hohen komiſchen Kraft nicht widerſtehen. Die große tragikomiſche Sansculotten-Farce, die man in Paris aufgefürt hatte, die kleinere tragikomiſche Farce, die in der teutſchen Gelehrten-Republik eben noch aufgefürt wurde, kamen hinzu, den Ariſtophaniſchen Gemälden und Charakterzügen eine Wahrheit und Friſche zu geben, als wären ſie aus der Gegenwart kopirt geweſen; und dies war ein Sporn mehr für Wieland, wenigſtens die Stücke zu überſezen, in denen er alles dieſes, ohne zu große Sünden gegen den Anſtand, erblickte. So gab er uns die Acharner, die Ritter, die Vögel, die Wolken, eifrig bemüht, auch in den Versarten ſeinem Urbild ſo nahe zu kommen, als es die Natur unſrer Sprache und ſeine verſifikatoriſche Kunſtfertigkeit nur immer erlauben wolten. Wie die ſtrengen Metriker und Ueberſezer nun auch darüber urteilen mögen, ſo werden ſie doch

Wieland immer das Verdienſt laſſen müſſen, auch hier zuerſt die Bahn gebrochen und Nachfolgenden Erreichung des Ziels erleichtert zu haben. Durch mehrere, auf Ariſtophanes ſich beziehende, Abhandlungen hat er das Verſtändniß des Dichters und ſeiner Zeit gewiß weſentlich befördert. Wie ihn aber Verdienſt und Wert des Einen nicht blind und ungerecht gegen Verdienſt und Wert des Andern machte, ſo nam er ſich auch des Sokrates und Euripides gegen den Ariſtophanes an, dem er dieſe Angriffe am wenigſten verzeihen konte. Darum empfand er auch die Angriffe der neuern Kritik gegen den Euripides faſt ſo hoch, als hätten ſie ihn ſelbſt betroffen. Den Jon überſezte er nur, um ihn gegen Schlegels Jon zu ſtellen, (gegen welchen auch die Braut von Meſſina gerichtet war) und fügte ihm wie der Helena Entwickelungen bei, um für ſeinen geſchmähten Liebling ein günſtigeres Urteil zu bewirken. Er hat damit, wenn nicht mehr, doch gewiß ſo viel bewirkt, daß jeder, der bei

einer Beurteilung des Euripides auf ſie keine Rückſicht nemen wolte, ſich der Einſeitigkeit und Parteilichkeit verdächtig machen würde.

Nicht genug aber, daß Wieland überſezend, erklärend und beurteilend, mit dem Genius der Griechen uns immer mehr zu befreunden ſuchte, fürte er auch als Dichter uns wieder in ſein zweites Vaterland. In den Mittelpunkt einer Zeit und einer Welt, die das allgemeine Intereſſe aller denkenden Köpfe nie verlieren können, in die Zeit, wo die Sokratiſche Philoſophie ſich in die Platoniſche, Kyniſche und Kyreniſche (jene unter Antiſthenes, Diogenes und Krates, dieſe unter Ariſtipp) verzweigte, um das Leben gleichſam von allen Seiten zu umfaſſen, in dieſe Zeit und Welt verſezt er uns in ſeinem lezten großen Werk: Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen; ſich ſelbſt hatte er damit in den Mittelpunkt ſeiner eigenſten Welt verſezt. In ſeiner Jugend mit enthuſiaſtiſcher Bewunderung des Sokrates anfangend, war er durch die Liebe bald von Pla-

tons überſchwenglichen Ideen zu Begeiſterung und Schwärmerei fortgeriſſen, aus welchen das Leben nur allmälig ihn zurückbringen konte, worauf er ſich mit dem ſonſt verſchmähten Ariſtipp ausſönte, aber auch mit dem Diogenes ſich verſtehen lernte, nun aber auch mit der reinſten Beſonnenheit und Ueberzeugung zu Sokrates zurückkerte. — In dieſen wenigen Worten liegt Wielands ganzes Leben; wer wäre nun aber wol mehr der Mann geweſen, Ariſtipp und ſeine Zeitgenoſſen zu ſchildern als der, welcher bei dieſer Schilderung ſein ganzes Leben gleichſam noch einmal lebte? Nur wolle man nicht mehr behaupten, Wieland habe im Ariſtipp ſich ſelber geſchildert wie einſt im Agathon, oder habe unter dem Namen des Ariſtipp ſeine Philoſophie des Lebens mitgeteilt, und nun von einem andern Standpunkt aus zeigen wollen, was Weisheit und Tugend vermögen. Ariſtipp kan mit dem Agathon, außer wenn man die Kunſt der Darſtellung in beiden vergleichen wolte, auf keine Weiſe verglichen werden, denn

in dem Ariſtipp will Wieland bloß treue, hiſtoriſche Charaktergemälde merkwürdiger Perſonen und ihrer Zeit geben. Dazu ruft er nur den Dichter zu Hilfe, der ihm die vereinzelten hiſtoriſchen Stoffe in ein Ganzes verbindet, nicht aber die Lücken mit wilkürlichen Erfindungen ausfüllend, ſondern durch Dichtung, auf tiefe Kentniß des menſchlichen Herzens gegründet, ergänzend. Indem er nun die zu charakteriſirenden Perſonen ſelbſt in Bewegung ſezt und ſeiner Darſtellung die Form eines zwiſchen ihnen gefürten Briefwechſels gibt, nähert ſich ſeine Darſtellung dem hiſtoriſchen Roman, ja ſie wird ein ſolcher, wenn Blankenburg, der bei ſeiner Theorie Wielanden vorzüglich im Auge hatte, mit Recht behauptet, daß ein Wirklichwerden durch das innere Seyn der Perſonen den Roman ausmache. Indeß iſt hier nicht eine Begebenheit, ſondern immer der Charakter die Hauptſache, und das Werk ſchließt ſo wie der Charakter vollendet vor uns ſteht, unbekümmert um unſre Befriedigung in

Anſehung der Begebenheiten. Bei allem Schein des hiſtoriſchen Romans bleibt es alſo doch eigentlich Charaktergemälde, oder vielmehr eine Galerie von Charaktergemälden aus einer Zeit, deren Geiſt und Sitte ſelbſt lebendig vor unſre Augen treten ſolte. Aus dieſem Geſichtspunkt, welcher allein die Einwebung der Kritik über die Platoniſche Republik, die ſonſt, wie ſcharfſinnig und geiſtreich ſie auch iſt, doch hier zu lang und an unrechter Stelle ſeyn würde, rechtfertigt, erſcheint und iſt das Werk in vielfacher Beziehung wichtig, obſchon es aufhört zu ſcheinen, was es nicht ſeyn ſolte. Hätte man dieſen Geſichtspunkt gefaßt, ſo würde man Ariſtipps Grundſäze nie als Wielandiſche in Anſpruch genommen, nie gefodert haben, daß nach Antipaters Erklärung der Wolluſt im Sinne Ariſtipps auch ein Schüler Platons oder ein Geiſtesverwandter Xenophons auftreten ſolle, um auf das Reinſittliche hinzuweiſen. Es kam hier darauf an, zu entwickeln, was Ariſtipp (beiläufig auch Platon, Antiſthenes, Dioge-

nes, Ariſtophanes nebſt andern, die ſchöne Lais, und die ganze berühmte Stadt der Kechenäer) geweſen, wie er es geworden, was er denn eigentlich gemeint habe, und wie es gekommen, daß er ſo verkant, ja verſchrieen und verläſtert worden ſey. Indem nun Wieland den böſen Leumund von ihm abzuwenden ſucht, muß er natürlich überzeugt ſeyn, hier ſey bei weitem nichts ſo Schlimmes und Gefärliches, als man ſich vorgeſtelt habe, ja die vorgetragenen Lehren ſeyen, recht beim Lichte beſehen, wol gar der Art, daß ein guter und ehrlicher Menſch ſie ausüben könne, ohne daß er aufhörte zu ſeyn, was er war; allein heißt denn das nun jene Lehren unbedingt zu den ſeinigen machen, und außer ihnen keine anerkennen, die auch gut und vielleicht beſſer wären? Zum Ueberfluß erklärte Antipater: „Die meiſten Fehden über ſolche Dinge hörten von ſelbſt auf, wenn die verſchieden Redenden vor allen Dingen gelaſſen unterſuchen wolten, ob ſie auch wirklich verſchieden denken“ (36, 349;) Ariſtipp ver-

ſtehe unter jener, den Tadlern ſo unbillig verhaßten Hedone nicht den Genuß wollüſtiger Augenblicke, ſondern dauernden Zuſtand eines angenemen Selbſtgefüls, worin Zufriedenheit und Wolgefallen am Gegenwärtigen mit angenemer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Ausſicht in die Zukunft ein ſo harmoniſches Ganzes ausmacht, als Schickſal und Zufall nur immer geſtatten wollen. (354.) — „Es verſteht ſich aber — fårt er fort —, daß ich Dich nicht zur Philoſophie Ariſtipps bekeren, ſondern nur geneigt machen möchte, dich des Charakters eines Mannes, den ich als einen der edelſten und liebenswürdigſten Sterblichen kenne, gegen ſeine unbilligen Verächter anzunemen." (356.) Könte nun ja noch ein Zweifel über Wielands Abſicht vorhanden ſeyn, ſo müßte dieſen Diogenes vollends heben, der in ſeinem Brief erklärt, die Platoniſche Philoſophie ſey für die edelſte Art von Schwärmern, die Ariſtippiſche für die Begüterten, ſeine eigene für Leute, die das

Glück vergeſſen oder übel behandelt habe. Hierauf aber ſchließt er mit den Worten: „Die rein Sokratiſche Philoſophie, welche, allen Ständen, Lagen und Verhältniſſen gleich angemeſſen, dem Stat edle Menſchen und gute Bürger bildet, wird alſo, die Wahrheit zu ſagen, immer die gemeinnüzige unter allen, die aus ihr hervorgegangen, bleiben; und wehe der, die ſichs nicht zur Ehre ſchäzt ihre Tochter zu heißen, und einer ſolchen Mutter würdig zu ſeyn!" (372.)

Wie wenig ihn die Grazien der Darſtellung verlaſſen hatten, davon iſt Ariſtipp ein vollgültiger Beweis. Nur in einer gewiſſen Redſeligkeit würde man die Spuren des Alters entdecken, wenn anders Wieland jemals wortkarg geweſen wäre. Ihm war Deutlichkeit die erſte, zweite und dritte Tugend des Stils. Wie es nun aber zu geſchehen pflegt, daß der, welcher ſein Abſehen hauptſächlich auf Tugenden gerichtet hat, bisweilen die vollſtändige Tugend darüber verkent, ſo dürfte es wol

auch Wielanden mit den Tugenden ſeinen Stils ergangen ſeyn. Voltaire's Beobachtung: le secret d'ennuyer est celui de tout dire, nicht benuzend, ſteuerte er daher wol öfter auf die Weitſchweifigkeit los, und machte dann den Leſer, weil ihm gar nichts übrig gelaſſen war, und er ſich als gar zu dumm vorausgeſezt ſah, verdrüßlich. Mit dieſer Eigenſchaft ſeines Stils hängt eine andere unzertrenlich zuſammen, ſein Periodenbau nämlich. Hatten die Xenien ſchalkhaft ihm gewünſcht, daß die Parze ſeinen Lebensfaden ſo lang ausſpinnen möge als er ſeine Perioden, ſo verglich ſie Adelung mit Nürnberger Eiern oder Schachteln, deren immer eine in der andern ſteckt, und man hörte ſeit der Zeit gar oft von Wielandiſchen Schachtelperioden, was ihn ein wenig verdroß. Teils zu ſeiner Entſchuldigung pflegte er darum wol in Anſchlag zu bringen, daß in ſeiner Jugend nur durch die Griechen und Römer ſein Stil ſich habe bilden können, teils zu ſeiner Rechtfertigung, daß ja dieſe eine beſondere Kunſt darauf

verwendet, und daß namentlich Iſokrates und Cicero als Muſter darin gegolten hätten. Das des Iſokrates bei Ueberſezung ſeines Panegyrikus zu erreichen hab' ihm Mühe genug gekoſtet. Dann ſchob er wol die Schuld auf unſere Ohren, denen er gerade nicht ſchmeichelte, und meinte, wer nur zu leſen verſtünde, dem würden gewiß ſeine Perioden nicht im Halſe ſtecken bleiben. Alles dieſes hat nun freilich ſeine Richtigkeit, und ein echt antiker Stiliſtiker könte vielleicht gar rühmen, Wieland ſey der einzige teutſche Schriftſteller, der in klaſſiſchen Perioden ſchreibe; allein kan es das Zuviel der Entwickelung rechtfertigen? — Statt jedoch über das zu rechten, was in die Augen ſpringt, bemerken wir vielmehr, daß eben dieſe Periodenbildung uns einen Blick in die Sele des Schreibenden eröfnet. Wie ruhig muß es in der Sele deſſen ſeyn, der zu ſolcher Ausbildung Zeit gewint! Wie heiter und klar, wo der Strom der Rede ſo mild und hell und in den ſanfteſten Windungen ſich dahin zieht!

Kan man verkennen, daß dies ganz eigentlich die Darſtellung des verſtändigen Forſchers, des Betrachtenden iſt? Nicht der ſchreibt in Perioden, den die Phantaſie mit ſich fortreißt, wol aber der, der mit Ruhe und Gleichmütigkeit alle Haupt- und Nebenumſtände ſich vergegenwärtigt, und ſie mit beſonnener Erwägung in einander fügt und rundet. Darum wird er uns freilich nicht durch ſein Feuer fortreißen, aber er wird uns ſanft erwärmen; nicht überreden, aber überzeugen, denn wir kommen aus einer gewiſſen gleichmäßigen Ruhe nicht heraus, und werden zu Rückblicken überall gleichſam eingeladen. Wenn Wieland hiebei zuweilen des Guten zu viel tat, ſo könte es wol ſeyn, daß eine Tugend in ſeiner Poeſie zu einem Feler in ſeiner Proſa geworden wäre. Vielleicht hat Niemand häufigeren Gebrauch von den Parentheſen gemacht als Er. Man höre z. B. im Oberon:

Unmäßig grämt indeß der ſchöne Gärtner ſich,
Daß ihm, — (der ſchon ſeit mehr als ſieben Tagen

Die Mauern, wo Amande trau'rt, umſchlich) —
(Denn daß ſie trau'rt, das kann ſein eignes Herz ihm
ſagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu ſehn, nur ihres leichten Fußes Spur,
(Er wird ihn, o gewiß! aus Tauſenden erkennen!)
Die unmitleidigen Geſtirne noch misgönnen.

Oder in den Komiſchen Erzälungen:

Der Nymphen ſchöne Königin
Erfur, — man weiß nicht wie, — vielleicht von ei-
nem Faun,
Der ſie beſchlich — vielleicht auch, im Vertraun,
Von einer alten Schäferin,
— Der, weil ſie ſelbſt nicht mehr gefiel,
Der Jugend eitles Tun misfiel, —
Kurz, ſie erfur das ganze Schäferſpiel.

Solcher Stellen, wo die Parentheſen gehäuft ſind, kan man zu hunderten bei Wieland finden. Weit entfernt aber ſie wegzuwünſchen, erfreut man ſich ihrer vielmehr, da ſie die Darſtellung beleben, indem bald unſer Gefül dadurch in Anſpruch genommen, bald durch des

Dichters Laune die unſrige geweckt, bald durch einen ironiſchen Zug unſere Aufmerkſamkeit auf ſeine Nebenbemerkungen geleitet, und immer die Einbildungskraft zweckmäßig in Tätigkeit geſezt wird. Durch Rhythmus, Vers und Reim iſt dafür geſorgt, daß Verwickelungen nicht leicht dadurch entſtehen können, und eben dieſe tragen auch wieder bei, daß eine größere Ausdehnung entweder gar nicht, oder doch nicht misfällig bemerkt wird. So ſind ſie denn nicht blos ohne allen nachteiligen Einfluß, ſondern erhöhen ſogar, als eben ſo viele feine Schattirungen, den Reiz der Darſtellung. Was nun aber vom Rhythmus, der Melodie des Verſes, der Verſchränkung des Reimes unterſtüzt, eine ſehr erfreuliche Wirkung hervorbringen konte, eben das möchte wol, ohne jene Mitwirkung, in der Proſa, wo die eingeſchobenen Nebenzüge nur für den Verſtand berechnet ſind, eine misfällige Wirkung hervorbringen: und ſo wäre demnach Wielands Feler, dieſes nicht bemerkt zu haben. Wie ſich dies nun aber

auch mit ſeinen ſogenanten Schachtelperioden verhalte, ſo ſind wir der Gerechtigkeit die Erklärung ſchuldig, daß nicht nur ihre noch ſo große Ausdehnung nie eine Quelle von Dunkelheit und Verworrenheit geworden iſt, ſondern daß ſie auch durch einen ſo ſanften Fluß und einen ſo ſchmeichelnden Wollaut, als in unſerer konſonantenreichen Sprache nur möglich iſt, ſich auszeichnen: und es wäre am Ende wol noch die Frage, ob eine gewiſſe Zerfloſſenheit Wielands, oder das rauhe Stolpern und Poltern anderer Proſaiſten, ob ſein zu künſtlicher Periodenbau oder ihr gänzlicher Mangel aller Periodirung das Schlimmere ſey.

Hier deſſen beſonders zu gedenken, war wol darum gerade der rechte Ort, weil Wieland auf den Periodenbau in ſeinem Ariſtipp einen vorzüglichen Wert legte. Dagegen rechnete er, was die Darſtellung ſelbſt betrift, ein Werk der Dichtung, das ihn kurz darauf beſchäftigte, Menander und Glycerion nämlich, zu dem Vollendetſten, was er jemals

hervorgebracht habe. Und in Wahrheit vereinigt dieſer kleine Roman, ſo wie der nachfolgende Krates und Hipparchia faſt alles, wodurch ſich Wielands Romane zwar nie einen ſehr lauten oder ſehr ſchnellen und glänzenden, aber ſicheren Beifall erwarben. Ein reges Gefül und ein ſcharfer Verſtand haben gleich großen Anteil an ihnen; eine heitere Phantaſie hat ſie entfaltet, und über den Ernſt des Denkers eine milde Anmut ausgebreitet; treue Liebe und ſtiller Fleiß haben ſie ausgebildet: und ſo iſt das Ganze gar freundlich anziehend, wenn auch nicht gewaltig hinreißend geworden. In Krates und Hipparchia dürfte er jedoch den Verſtand mehr intereſſiren als das Herz, denn da er uns nicht zu Zeugen ſeiner Berichte macht, wodurch Krates in unſerer Gunſt und Teilname an ſeinem Schickſal allein gewinnen kann, ſo entſteht auch in uns nicht ein ſolcher Wunſch, der mit einiger Unruhe auf die Vereinigung der Liebenden gerichtet wäre.

So lebte, ſo wirkte Wieland in Osman-

ſtädt, und iſt wohl Jemand, der nun nicht einſtimmen möchte mit Klinger, wenn dieſer ſagt: „Wer an der Glückſeligkeit der Dichter zweifelt, der betrachte nur den Abend ihres Lebens, und vergleiche ihn mit dem Abend eines Welt-Stats-Geſchäftsmannes. Wenn das Gerippe der Wirklichkeit ohne alle Täuſchung vor den letzten tritt, ſo kleidet es der Dichter in den Duft der Phantaſie, und erweckt zu Aſche gewordene Geſtalten zu lieblichen friſchen Bildungen, wenn ſie ihm die gegenwärtige Zeit verſagt. So verjüngt ſich Wieland in Griechenland, wenn ſein Zeitalter, deſſen Taten, oder ſein Spiegel ihm zu laut ſagen, er ſey Greis geworden. Seine Dichtungen ſagen es ihm bis jezt nicht."

Nun aber nahte die Zeit, wo ſeine ſtille Glückſeligkeit aufs Tiefſte erſchüttert, und ſeine Weisheit, nah am Grabe, noch auf die ſtärkſte Probe geſtelt werden ſolte. Welche Ruhe des Gemüts und Heiterkeit des Geiſtes er ſich auch bei allen Abwechſelungeu des Lebens zu erhal-

ten gewußt hatte, ſo konte er doch jenem wehmütigen Ernſte nicht ganz entgehen, welcher das hohe Alter beſchleicht, wenn es der Jugendgenoſſen einen nach dem andern dahin gehn, und unter einem ganz neuen Geſchlechte ſich wie eine Ruine der Vergangenheit allein da ſtehen ſieht. Eben waren noch die Lezten aus ſeiner Blütenzeit geſchieden, Gleim und Klopſtock, deſſen Todenfeier ihn mit tiefer Rürung erfülte. Er ſelbſt war nun der Alderman des teutſchen Parnaſſes, und der Gedanke mußte ihm entſtehen, daß nun an ihn zunächſt die Reihe des Scheidens kommen werde. Dieſer Gedanke beunruhigte ihn jedoch nur bei einem Hinblick auf den Kreis ſeiner geliebten Kinder, die ihn in der jüngeren Welt nie hatten ganz fremd werden laſſen. Da aber zielte das Schickſal nach der empfindlichſten Seite ſeines Herzens. Schon i. J. 1800 hatte es ihn hart verlezt. Eine Enkelin ſeiner Jugendfreundin la Roche, Sophie Brentano aus Frankfurt a. M., war bei ihm zurückgeblieben, und

Wieland liebte ſie gleich einer eignen Tochter. Einnemend von Geſtalt, vereinigte ſie mit mannichfaltigen Talenten eine zarte Weiblichkeit, und beſaß ſomit alles, was ihr Liebe gewinnen konte; ja man ſchloß ſich inniger und zarter an das liebliche Weſen, da die Tiefe ihres Gemüts und die zarte Reizbarkeit ihres Herzens eine ſanfte Schwärmerei in ihr erzeugt hatten, die ihr Auge zu Zeiten mit ſtiller Schwermut umdüſterte. Zwar hatte das patriarchaliſche Idyllen-Leben in Osmanſtädt woltätig auf die holde Ophelia gewirkt, allein die zarteſte Schonung und die treueſte Pflege vermochten nicht, ſie dem Leben zu erhalten, das in ihre Blüte zerſtörend eingegriffen hatte. Längere Zeit ſchon ſtill von ihm abgewendet, wie ſie war, vermochte jezt auch keine ärztliche Kunſt mehr, ſie demſelben zu erhalten. Schmerzlich ſie beweinend, mußte der Greis nun der blühenden Jungfrau die lezte Ruheſtätte bereiten, und er ſuchte dazu in dem kleinen Haine, der den untern Teil ſeines Gartens begrenzte, ein ſtil-

les freundliches Plätzchen aus, das er mit jungen Roſenſtöcken umpflanzte. Nur der freundlichen Sorgfalt der gütigen Fürſtin Amalia, die ihm einen Freihafen in ihrem Tiefurt eröffnete, verdankte es der gebeugte Greis, daß er dieſem Schmerze nicht unterlag. Indeß hatten die Leiden der Abgeſchiedenen das Herz der treuen Gefärtin ſeines Lebens unheilbar gebrochen, und kaum, daß das ſeinige einigermaßen geneſen war, ſo ward es von neuem aufs allerſchmerzlichſte verwundet. Mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes meldete er ſeinen Freunden: „daß der Engel, mit dem er 35 Jahre lang ſo glücklich gelebt, am 9. November 1801 ihn verlaſſen habe."

„Ich habe, ſchrieb er an Böttiger d. 12. Febr. 1803, ſeit dem Tode meiner Frau alle Lebensluſt verloren, und der Glanz, den ſonſt die Sachen für mich hatten, iſt auf immer verſchwunden. Ich ſuche mich abſichtlich zu zerſtreuen, und über dieſen, beſonders bei jedem Einſchlafen und Erwachen mich ergreifenden,

Verluſt ſo gut zu betäuben als es möglich iſt. Ich habe nie in meinem Leben etwas ſo geliebt, als meine Frau. Wenn ich nur wußte, ſie ſey neben mir im Zimmer, oder wenn ſie nur zuweilen in mein Zimmer trat, ein Paar Worte mit mir ſprach und dann wieder ging: ſo war's genug. Mein Schuzengel, der alles Widerwärtige von mir abhielt und auf ſich nam, war da! Seit ſie tod iſt, bilde ich mir ein, daß mir keine Arbeit mehr recht gelingen will. Freilich hätte ich mir kaum vorgeſtelt, daß ſie nach ihrem ſchwächlichen Körperbau 35 Jahre mit mir leben, und mir durch ihre anſpruchloſe Treue und Pflege das Bitterſüße des Lebens mit Blumen beſtreuen würde. Aber da fält mir immer der Philemon in der Fabel aufs Herz. Warum konten wir nicht an Einem Tage ſterben?"

Höchſt wahrſcheinlich würde der gute Greis dieſen härteſten Schlag des Schickſals gar nicht ausgehalten haben, wofern nicht die eine ſeiner verwittweten Töchter die Stelle der Haus-

mutter und ſeiner Pflegerin ſogleich hätte übernemen können, und ein Teil ſeiner Kinder und Enkelinnen mit liebender Sorgfalt um ihn beſchäftigt geweſen wäre. Nur dieſes machte, daß er nicht unterlag; dann aber faßte er ſich, das Unvermeidliche zu tragen, wie es dem Weiſen ziemt, deſſen Weisheit nur nicht eben in Unempfindlichkeit beſteht. So gelang es ihm nach und nach, jene innere Stille und ruhige Heiterkeit wieder zu erlangen, durch die er Werke, wie Menander und Krates ſind, auszufüren vermögend war. Dichtung und Weisheit, die Erzieherinnen ſeiner Jugend, die Gefärtinnen des Mannes, hielten auch treu bei dem Greiſe aus, und wurden die Tröſterinnen ſeines Alters, denen es nie an Balſam für den Schmerz, an Linderung des Kummers felte. Als eine Eigenheit Wielands mag man aber auch hier bemerken, daß er ſeinen Schmerz jezt eben ſo wenig in Elegien ausweint als zu der Zeit, wo das verlorene Ideal ſeiner Jugend ihn in den erſten harten Zuſammenſtoß

mit dem Leben brachte. Die Sele des Mannes, deſſen Poeſie man gern als Urſache einer erſchlaffenden Zeit angeklagt hätte, war nicht gemacht, in weichlicher Erſchlaffung ſich krankhaften Gefülen hin zu geben; vielmehr lag etwas Rüſtiges in ihr, welches beim Druck ihn zu Widerſtand auffoderte. Ueberzeugt, das Leben ſey niemanden gegeben, um es in müßiger Träumerei zu verlieren, wußte er immer, nach Druck und Leiden, durch heitere Dichtung ſich dem Leben wieder zu gewinnen, und durch Befolgung des Grundſazes, daß der Weiſe nicht ſich den Umſtänden, ſondern die Umſtände ſich unterwerfen müſſe, zu treuer Erfüllung ſeiner Pflichten, von denen ihn nur der Tod entbinden könne, zu ſtärken.

Dieſer Stärkung aber bedurfte er noch gar ſehr, denn zu ſeinen Leiden geſellte ſich auch das Ungemach, welches den Städter, der ohne bedeutendes Kapital ſich der Landwirtſchaft widmet, öfters zu treffen pflegt; Fehlſchlagungen und beſorgliche Verlegenheiten blieben nicht aus,

und die drei lezten Jahre entſprachen den drei erſten keineswegs. Die erſten zwei Jahre waren die lieblichſten. Das Gut war verpachtet, und Wieland hatte nur das kleine Gartenreich zu bewirtſchaften. Das darauf folgende Jahr war fruchtbar, und als das erſte der eigenen Wirtſchaft voll Hofnungen. Das Jahr 1800 ſtand inne, und nun folgten Jahre voll Kampfes zwiſchen Hofnungsloſigkeit und Täuſchungen. Nach manchem empfindlichen Verluſte ſah er, daß er von ſeinem Gute nicht nur keinen Nuzen zog, ſondern noch obendrein ſeinen literariſchen Erwerb zur Deckung der Zinſen anwenden mußte, denn er hatte zu teuer gekauft, und vorzunemender Baue wegen einen Teil des Kaufgeldes auf dem Gute müſſen ſtehen laſſen. In der Gefar, daſſelbe mit noch größeren Schulden zu belaſten, fand er an dem Hofrat Kühn, der ſich aus Hamburg nach Weimar gewendet hatte, einen Liebhaber dazu. Nicht ohne Kampf war ſein Entſchluß des Verkaufes, allein die ſchmerzhaften Erinnerungen an den

Verluſt der treuen Gattin, die hier überall geweckt wurden, erleichterten ihm denſelben, und er entſchloß ſich, auch dieſer langerſehnten Glückſeligkeit ſeines Alters wiederum zu entſagen.

Im April des Jahres 1803, wo ſchon alle Knospen ſich hervorgedrängt hatten, wandelte Wieland zum leztenmal an alle ihm ſo teuer gewordenen Pläzchen ſeiner bisherigen ſtillen Freuden. Die Bäume, die er gepflanzt, ſolten ihm nun nicht wieder blühen; der ſchöne Blumenkorb, den er angelegt, nicht wieder duften! Mit Rürung ſtand er zum lezten Male vor manchem Baume, deſſen Blüte ihn erheitert, deſſen Schatten ihn erqvickt, deſſen Frucht ihn gelabt hatte; mit ſtiller inniger Andacht aber, die Sele im Innerſten bewegt, ſtand er zum lezten Mal an dem heiligen Plaze, wo das Teuerſte ruhte, was er im Leben beſeſſen hatte, die treue Mutter an der Seite der jungen Freundin. Dieſe Stelle in fremder Hand laſſen zu müſſen, koſtete ihm den ſchwerſten Kampf: al-

lein das Schickſal hatte geboten, und er ſchied nun auch von dieſer Stelle. Seine reine Sele, die keines Neides fähig war, überließ nun dies alles dem neuen Beſizer, zwar mit Wehmut, aber nicht ohne den frommen Wunſch, daß dieſem nun Freude geben möchte, was einige ſchöne Jahre lang die Freude ſeines Lebens geweſen war.

So endigte ſich ſein friedliches Idyllen-Leben in Osmanſtädt.

Wieland in Weimar.

1803 — 1813.

Nicht ohne höhere Veranlaſſung kerte Wieland jezt nach Weimar zurück, das nun auch Schillern beſaß, und wo inzwiſchen Göthe, außer dem was er als Dichter ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien bis hieher wiederum Großes und Bedeutendes gewirkt, teils in Verbindung mit Schiller durch ein neues Theater, teils in Verbindung mit Meyer, unſtreitig einem unſerer vorzüglichſten Kunſtkenner, durch Kunſtausſtellungen, wie ſie Teutſchland noch nicht geſehen, vollends bewerkſtelligt hatte, daß zu dem teutſchen Athen nichts mehr fele. Das war für Weimar eine ſchöne, glückliche Zeit, und viel Herrliches erſchloß in ihr ſeine Blüte. Alle

Talente wetteiferten rüſtig mit einander, und Göthe's nicht einſeitig beſchränkter Sinn, nach welchem er auch Entgegengeſeztes zu ſchäzen wußte, förderte treulich überall. Man mag daher wol auf Weimar anwenden, was Göthe Leonoren in ſeinem Taſſo ſagen läßt:

Und es iſt vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine Tat dem Enkel wieder.

Wieland ſollte davon nach ſeiner ſechsjährigen Abweſenheit gleichſam einen Vorgenuß empfinden, da ſeine Erſcheinung überall freundliche Erinnerungen weckte. Mit aufrichtig herzlicher Teilname ward er an Hof und Stadt empfangen, daß es war, als kere ein lieber Vater in den Kreis der Seinigen zurück; ja die allgemeine Liebe und Achtung für den ehrwürdigen Greis ſprach ſich unverkenbar darin aus, daß man

ihn von nun an nie anders als Vater Wieland nennen hörte. Auf ſolche Weiſe wurde die Wiedervereinigung mit ſeinen Weimariſchen Gönnern, Freunden und Mitbürgern reich für ihn an mannigfaltigem Lebensgenuß. Wie ungemein lieb ihm aber die wieder erhaltene Gemeinſchaft und Mitteilung war, ſo trug doch zu ſeiner beſonderen Zufriedenheit kaum etwas mehr bei als ſeine Wonung, aus deren Fenſtern er in die kleine freundliche Anlage ſah, welche ſich an dem Palaſt der Herzogin Mutter hinzog, und worin, nach ſeinem eigenen Ausdruck, die gute Fürſtin als die woltätigſte aller Feen waltete. Wie er in Osmanſtädt nichts ſo ſchmerzlich empfunden hatte als den Verluſt ihres Umgangs, deſſen er nicht entberen konte, ſo freute ihn jetzt nichts mehr als dieſe Nähe. Die erhabene Fürſtin, die man wol mit Recht ſeine Freundin nennen darf, zog ihn jetzt in ihren nächſten Kreis, der ein ſehr erwälter Kreis war, und ſo wurde er ihr täglicher Geſellſchafter, nam Teil an ihrem Som-

meraufenthalt zu Tiefurt, und war unvermerkt als ein Glied des Hauſes und Hofes angeſehen, als welches er auch im Schauſpiel einen Ehrenplaz in der Herzoglichen Loge ſelbſt hatte. Gern bekenne ich, daß mir jederzeit das Herz freudig bewegt war, wenn ich ihn dort erblickte, weil dieſe öffentliche Anerkennung eines ſolchen Verdienſtes wol ein Triumph der Humanität genant werden mag. Eben ſo bewegte mich eine ſchöne Veranſtaltung Göthe's. Bei der erſten Aufführung von deſſen Taſſo erblickte man, ſo wie der Vorhang ſich erhob, ſtatt der Hermen Virgils und Arioſto's, die den Gartenplaz von Belriguardo zieren ſollen, die Büſten Schillers und Wielands, durch welche die feinſten Beziehungen vermittelt waren. Wer hörte jezt nicht mit zwiefachem Intereſſe Antonio's treffende Schilderung des Meiſter Ludwig?

Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menſchen nur

Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfarung und Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
In ſeinen Liedern und perſönlich doch
Wie unter Blütenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüten,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht daneben,
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.
Von ſeltenem Geflügel iſt die Luft,
Von fremden Heerden Wieſ' und Buſch erfüllt,
Die Schalkheit lauſcht im Grünen halb verſteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wol geſtimter Laute wild
Der Wahnſinn hin und her zu wülen ſcheint,
Und doch im ſchönſten Takt ſich mäßig hält.

Unwillkürlich richteten ſich alle Blicke nach Wieland, und jedermann freute ſich ſeines geehrten Alters; der Neid ſelber gönnte dem alle

Auszeichnung, der nie nach einer geſtrebt hatte und ſich durch keine überhob.

Das Glück Wielands ſolte bald hierauf noch einen ſehr bedeutenden Zuwachs erhalten. Er hatte im Jahr 1783 auf Luiſens Schoos einen Sohn geſehen:

Mit Lieb' ergießenden Blicken
Bückt Sie Sich über Ihn, und drückt mit Einem Kuß
Die Tugenden Ihm ein, die einſt Ihr Volk beglücken.
Mitwiſſend um des Schickſals tiefſten Schluß
Schwebt über Ihr Germaniens Genius,
Entziffert in der dämmernden Ferne
Die hohe Götterſchrift der Sterne.

Mit allen zarten Banden des Herzens an das Haus Weimar gefeſſelt, hatte er mit liebender Teilname allmälig in der Wirklichkeit ſich entfalten ſehen, was er zuerſt in poetiſch-prophetiſchem Geſichte ſah. Welche Freuden mußte ihm daher der November des Jahres 1804 bringen, wo er die Tugenden des edlen Prinzen ſo würdig belohnt und ſeine herzlichſten Wünſche ſo ſchön der Erfüllung entgegen

reiſen ſah! Auch damals hallte Jubel von Berg zu Berg, von Tal zu Tal durchs Land, denn an der Hand des geliebten Gemals begrüßte die liebenswürdigſte aller Kaiſertöchter das ſtille Tal der Ilme. Den Genius des Schönen, der, umringt von der Schaar der Künſte, ſo gern in dem ſtillen vertrauten Tale weilte, ließ Schiller damals wol mit Recht ſagen:

Ein ſchönes Herz hat bald ſich heim gefunden,
Es ſchafft ſich ſelbſt, ſtill wirkend, ſeine Welt.
Und wie der Baum ſich in die Erde ſchlingt
Mit ſeiner Wurzeln Kraft, und feſt ſich kettet,
So rankt das Edle ſich, das Trefliche,
Mit ſeinen Taten an das Leben an,
Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, iſt man im Vaterlande.

Wieland war unter den vorzüglich Beglückten, denn er gehörte zu denen, die Ihr nicht fremd in dieſem Lande waren. Je mehr er aber von Tag zu Tag Gelegenheit fand, die ganze Liebenswürdigkeit der edlen Grosfürſtin ſich entfalten zu ſehen, deſto mehr erfreute er

ſich des neuen Glücks, auch Ihrer Huld und Gnade in einem beſondern Grad gewürdigt zu werden. Die neuen ſchönen Verhältniſſe, die ſich jezt in dem fürſtlichen Familienkreiſe anknüpften, das frölich bewegte Leben, das wie ein heiterer Morgen anbrach, der einen ſchönen Tag verkündigt, erheiterten ungemein den Abend ſeines Lebens.

Nun aber folgten dunkle, ja ſchreckliche Tage für das bisher ſo glückliche Weimar. Hart traf unſern Wieland der Verluſt ſeines vieljährigen Freundes Herder; mit tiefer Betrübniß ſah er auch Schillers glänzendes Geſtirn untergehen; für Göthe fürchtete eben damals alles, was für Teutſchlands Ruhm nicht gleichgültig war. Dieſe Befürchtung ging glücklicher Weiſe nicht in Erfüllung. Wärend aber Wieland i. J. 1806 einen glücklichen Sommer zu Tiefurt ſorglos verlebte, zog ſich das furchtbare Ungewitter zuſammen, das ſeine ganze Glückſeligkeit zu zerſtören drohte. Das ſtille Tal der Ilme wimmelte auf einmal von wildem

Kriegsgetümmel, und immer näher kam die drohende Gefar. Da mußte Wieland den Tag erleben, an welchem ſeine fürſtliche Gönnerin den Siz ihrer Ruhe verlaſſen, der Erbprinz die geliebte Gemalin vor den Greueln des Krieges ins Ausland flüchten mußte. Die Schlacht von Jena entſchied damals das Schickſal Preußens und Teutſchlands; die Nacht, welche jenem Tage folgte, war für Weimars Bewoner die ſchrecklichſte. Noch in ihren Spazirgängen und in ihren Straßen wurde gekämpft; Kugeln flogen über und in die Stadt. Wie ein reißender Strom drang des Feindes Heer von allen Seiten herein, und nun gab es kein Eigentum, keine Zucht, keine Sitte mehr. In des Schloſſes Nähe loderten Häuſer in Flammen auf; geplündert wurde überall; Rettung durch Flucht war kaum möglich, weil man auf der Straße neuen Mißhandlungen ausgeſezt war.

Mitten in dieſer allgemeinen Verwirrung aber erhielt Wieland einen Beweis der Achtung, worein ihn ſeine Schriften in Frankreich

geſezt hatten, indem einer der feindlichen Heerfürer das Haus, in welchem der Voltaire Teutſchlands, wie die Franzoſen ihn zu nennen pflegten, wonte, unter den Schuz einer beſondern Wache ſtelte. Am andern Morgen beſuchte der Marſchall Ney ihn ſelbſt. Wieland hatte nur eben ſeinen eigenen Stul noch übrig, den er entſchuldigend dem Marſchall anbot. Mit großer Artigkeit aber lehnte dieſer ihn ab, drückte Wielanden ſanft nieder auf den Stul, und äußerte, daß er recht gut wiſſe, an wem die Reihe des Stehens jezo ſey.

Endlich war dieſer furchtbare Sturm vorüber gezogen, und es ward wieder ſtiller, wenn auch nicht heiterer. Für Wieland kerte mit ſeiner fürſtlichen Gönnerin ſeine vorige Glückſeligkeit grötenteils zurück, aber leider nur auf kurze Zeit. Das Unglück, das Sie noch erleben müſſen, Ihres Bruders ſchmerzvoller Tod, der Fall Ihres einſt ſo glänzenden Hauſes, die ganze drangvolle und niederſchlagende Gegenwart hatten auf die edle Fürſtin erſchüt-

ternd gewirkt; der wiederkerende Frühling fand Sie nicht mehr! Unzälige Tränen des Schmerzes und des Dankes floſſen bei der Nachricht von Ihrem Verluſte; für niemand aber war er ſo ganz unerſezlich als für Wieland. Zwar bemühten ſich Hof und Stadt ſehr angelegentlich, ihm den großen Verluſt minder fülbar zu machen: allein, wie dankbar er dies auch anerkante, ſo mußte er ſich doch mit aller philoſophiſchen Standhaftigkeit ausrüſten, um dieſen Schmerz nicht immer neu zu fülen; ja er würde ohne das Glück, das er in ſeinem Familienkreiſe fand, dieſes Unvermeidliche kaum ertragen haben. Auch dieſer Kreis war immer kleiner geworden; deſto inniger aber ſchloß er ſich an denſelben an. Tiefurt war für ihn verödet, und ſo mußte ihn ſeine Familie auch für den entberten Genuß der Natur, an welcher er je älter um ſo mehr hing, entſchädigen. Weit entfernt jedoch, der verdrüßlichen Laune des Alters eine Herrſchaft über ſich einzuräumen, glaubte er vielmehr, nun erſt recht beweiſen

zu können, wie man dankbar gegen die Vorſehung ſey, indem man das Gute, das ſie gönnt, nicht darum verſchmäht, weil ſie ein anderes Gutes entziehen oder verſagen mußte. Mit ſolchen Geſinnungen erfreute er ſich aufrichtig und innig alles deſſen, was in weiterem oder engerem Kreiſe die Zeit Erfreuliches brachte, vorzüglich der Ankunft des Herzogs, der Verkündigung des Friedens, und der Rückkehr des Erbprinzen und ſeiner Gemalin. Indeß drang der ſchnelle Wechſel des Traurigen und Frohen, die ganze wunderſam bewegte Zeit, doch auch mächtig auf ſein Gemüt ein, und blieb nicht ohne bedeutende Wirkungen. Statt niedergeſchlagen zu werden, erhob er ſich vielmehr, und es iſt gewiß merkwürdig, daß in einer Zeit der Abſpannung er ſich vielmehr geſtält fülte. Dazu aber hatte er ſich durch ſeine Euthanaſia vorbereitet, über die er auch noch eine eigene Schrift herausgab.

Ein gewiſſer Wötzel hatte einige Jahre zuvor der Welt die Erſcheinung ſeiner verſterbe-

nen Frau berichtet, und damit einiges Aufſehn erregt. Da er ſeine Schrift dem Herzog von Weimar gewidmet hatte, ſo ward ſie auch am Hof als eine ſeltene Neuigkeit beſprochen. An einem ſchönen Sommertage wurde ſie im geſellſchaftlichen Kreiſe vorgeleſen, und dieſe Vorleſung, ſo wie die mancherlei Bemerkungen, die dabei von allen Seiten gemacht wurden, ſind die Veranlaſſung zu Wielands Euthanaſia. Er unterſuchte die Glaubwürdigkeit dieſes Berichterſtatters, den er notwendig in eine der Klaſſen ſtellen mußte, die ihm Zeitlebens ſo intereſſant geweſen waren, der Schwärmer nämlich oder der Myſtifizirten. Damit wäre nun zu einer andern Zeit unſtreitig alles bei ihm abgetan geweſen; jezt aber, da er ſeine Gattin und ſeine erhabene Gönnerin verloren hatte und ſelbſt in der Nähe des Grabes ſtand, war ihm der Gegenſtand eben ſo intereſſant als der Schriftſteller, und er beleuchtete daher auch jenen. Troz dem, was er vor ſich ſah, troz dem wunderbaren Beiſpiele, welches die Groß-

mutter des vorigen Königs von Schweden erzälte, ja ungeachtet der von ihm ſelbſt erzälten Geſchichte von der Erſcheinung der ſterbenden Frau von B. wenige Minuten vor ihrem Tode, erklärte er doch Geiſtererſcheinungen für etwas ſchlechterdings Unglaubliches, und, je nach dem der Erzäler war, entweder für Märchen oder Täuſchungen. Zu dieſer Erklärung wirkte ein geheimer Grund bei ihm nicht wenig mit. „Wenn, ſchreibt er, eine Möglichkeit wäre, daß die Geiſter der Verſtorbenen erſcheinen könten, warum habe ich von meiner Gattin, von dieſer treuen Sele nie eine Erſcheinung gehabt? Warum, wenn Geiſter auf unſere Selenorgane wirken können, erſcheint ſie mir nicht alle Wochen wenigſtens einmal im Traum und unterhält ſich mit mir, da ſie doch weiß, wie unausſprechlich glücklich ſie mich durch eine ſolche Herablaſſung zur menſchlichen Schwachheit machen könte? Sie kann alſo nicht, oder ſie darf nicht, und warum ſolte es denn nicht mit allen Andern eben dieſelbe Bewandniß ha-

ben? — Da ich nun auf dieſe Fragen keine Antwort habe, ſo treten auf einmal die Vernunftſchlüſſe (die ſonſt das Herz weder zum Schweigen bringen, noch die Einbildungskraft hemmen können) wieder mit ihrer vollen Kraft ein, und wirken wieder." (W. S. 2, 96.) — Alle dieſe Vernunftſchlüſſe nun hat man, ſo weit ſie ſich blos auf die Unmöglichkeit der Geiſtererſcheinungen beziehen, gern gelten laſſen, an anderen Behauptungen dagegen Anſtoß und Aergerniß genommen. Wieland breitet ſich nämlich bei dieſer Gelegenheit auch über Unſterblichkeit überhaupt und über perſönliche Fortdauer der Sele nach dem Tode aus, und bringt gegen die leztere Einwürfe vor, mit denen er zwar keineswegs eine völlige Vernichtung behaupten will, die man aber nichts deſto weniger für ſehr nachtheilig und von den verderblichſten Folgen für die Sittlichkeit hat halten wollen. Hierüber in Erörterungen uns einzulaſſen, iſt hier der Ort nicht; nur um Wielands eigentümliche Meinung iſt es uns zu tun.

Solte dieſe Einigen in der Euthanaſia nicht deutlich genug ausgeſprochen ſcheinen, ſo verweiſen wir dieſe auf den Agathodämon. Hier heißt es (S. 332):

„Das Unvermögen, uns über die ſelbſt ſchon grenzenloſe und blos durch die Unzulänglichkeit unſerer Organe beſchränkte Sinnenwelt bis zum wirklichen Anſchauen des Ewigen, Notwendigen und ſelbſtändigen Unendlichen aufzuſchwingen, dieſes ſolte uns lehren, daß der Umkreis der Menſchheit und ihrer ſo mannigfaltigen und wichtigen Angelegenheiten, der wahre, unſern Kräften angemeſſene Wirkungskreis iſt, den die Natur uns angewieſen hat, und auf den wir uns um ſo mehr beſchränken ſolten, da ſelbſt der geringſte dieſer Gegenſtände einen beträchtlichen, und ſo viele einen entſcheidenden Einfluß auf das Wol oder Wehe des Menſchengeſchlechts haben. Die großen Aufgaben: Was iſt der Menſch in der gegenwärtigen Periode ſeines Daſeyns? Welches ſind ſeine Kräfte und Anlagen? Wie und wozu

hat er ſie zu gebrauchen? Was ſoll er hier ſeyn? Was kan er hier werden? Zu welcher Volkommenheit kōnte er ſchon in dieſem Leben gelangen, wenn er die Mittel kennen und richtig anwenden lernte, die ihm dazu gegeben ſind? Dieſe Aufgaben, die ſich wieder in unzälig andere auflöſen, ſind ſo ganz für uns gemacht, und geben uns ſo viel zu ſchaffen, daß ich nicht ſehe, wo wir Zeit hernemen wollen, uns um Dinge zu bekümmern, die wir eben darum, weil ſie uns unerreichbar ſind, mit gutem Fug als nichts angehend, betrachten dürften. Die Frage: woher wir kommen? ſcheinet die zweckloſeſte von allen, die der grübelnde Vorwiz jemals aufgeworfen hat. Ich dächte, wir kōnten zufrieden ſeyn, daß wir da ſind, und brauchten uns den Gedanken, woher wir kommen und was wir ehemals waren, um ſo weniger anfechten zu laſſen, da es uns nichts helfen kōnte, wenn wir es auch wüßten. Nur das, was ich bin, ſeitdem ich dieſe Perſon bin, betrift mich; nur dieſe Perſon

macht mein Ich aus, und inſofern kann ich richtig ſagen: bevor ich der Menſch war, der ich in meinem gegenwärtigen Leben wurde, war ich noch gar nicht. Wäre ich ſchon geweſen, ſo müßte ich mir deſſen bewußt ſeyn: oder wäre ich zwar ſchon unter irgend einer andern Geſtalt da geweſen, könte mich aber deſſen auf keine Weiſe erinnern, ſo wäre es für mich eben ſo viel, als ob ich nicht geweſen wäre. *) — Mit der andern Frage: Wohin gehen wir, und was wird nach dieſem Leben aus uns? ſcheint es eine andere Bewandniß zu haben. Hiebei iſt jedem, da er dieſe Reiſe vor ſich hat, ein wenig Vorwiz zu verzeihen. — Ich ſehe dem Tod ruhig, und mit dem ſtillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, deſſen Kommen gewiß, aber der Tag unbeſtimt iſt. Ich betrachte ihn als einen guten

*) Daß dieſes mit dem, was Wieland in der Euthanaſia gegen unſere perſönliche Fortdauer nach dem Tode ſagt, im Widerſpruche ſtehe, kann nicht wol geleugnet werden.

Genius, der mich im ſchlimſten Falle zu einer ewigen Ruhe, aber wahrſcheinlich an den Ort meiner künftigen Beſtimmung füren wird. Die ſchöne Ordnung und weiſe Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regiren ſehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß dieſe Beſtimmung meinen Kräften und meiner innern Verfaſſung angemeſſen ſeyn werde. Dies iſt alles, was ich davon weiß und wiſſen kan, und es iſt zu meiner Beruhigung genug."

Man ſieht, daß Wieland zwar nicht zu den Leugnern der Unſterblichkeit gehört, allein er gehört auch nicht zu den entſchiedenen Bekennern derſelben, und mancher Zweifel iſt von ihm nur in den Hintergrund gedrängt. Die Beweisgründe dafür kante er recht gut, allein einige derſelben bewirkten niemals nur die mindeſte Ueberzeugung bei ihm, ja er hielt ſie für ſchädlich. Dies war ſogar der Fall bei gewiſſen Anwendungen des moraliſchen Glaubensgrundes, der übrigens das meiſte Gewicht bei ihm hatte. Allein er mochte nicht leiden, daß man wegen

zu hoffender Vergeltung unſrer Tugend an ein künftiges Leben glaube, weil dies eine unreine Tugend gebe, und weil die reine Tugend keines Lohnes bedürfe, indem ſie ſich ſelbſt Lohn ſey, ja vielleicht auch weil kaum die reinſte Tugend einen Lohn verdiene. Was ihn aber beſonders mistrauiſch gegen alle Anweiſungen auf die Glückſeligkeit eines andern Lebens machte, das war der ſchändliche Misbrauch, den die Gewaltigen von ihnen gemacht haben, die es gar beqvem und treflich fanden, dem betrogenen Volke für die geraubten Freuden dieſes Lebens mit ſolchen Anweiſungen auf ein zukünftiges zalen zu laſſen. Aus demſelben Grunde konte er auch nicht leiden, daß man die Vervolkomnung der Menſchheit in eine Zeitperiode hinausſchieben wolte, wo der Menſch alles andere eher iſt als ein Menſch. Vervolkomnung der Menſchheit betrachtete er durchaus als den lezten Zweck im gegenwärtigen Leben, und auf dieſen müſſe alles Wirken und Streben aller menſchlichen Kräfte

gerichtet werden, damit der Menſch endlich zum wirklichen Beſiz alles deſſen gelange, was notwendige Bedingung ſeiner Beſtimmung iſt, nämlich zu dem wirklichen vollſtändigen Beſiz aller Rechte eines vernünftigen Weſens. Mit der Glückſeligkeit, meinte er, werde es ſich dann wol von ſelbſt beſſer finden, als es ſich gefunden habe, ſo lange denen, die den Menſchen Vernunft inokuliren wolten, immer das Handwerk gelegt worden ſey.

In ſolcher Geſinnung und Ueberzeugung behauptet er denn auch in der Euthanaſia, es möge vielleicht beſſer geweſen ſeyn, wenn die Menſchen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die lezte Linie und das eigentliche Ende ihres Menſchenlebens ſey. Wer ihm dies übel genommen, der hat ſchwerlich genau erwogen, daß nur vom Ende des Menſchenlebens die Rede war, weshalb es auch gar kein Widerſpruch iſt, wenn es anderwärts heißt, daß unſer eigentliches

Ich den Tod überlebe. Wieland wußte recht gut, was er meinte und wolte, und wenn Einige ihn einen Heiden und Sadduzäer geſcholten haben, ſo müſſen ſie doch auch geſtehen, daß ein ſolcher Heide und ein ſolcher Sadduzäer nur auf reine Sittlichkeit gegründet ſeyn konte. Wie es ſich daher auch mit der Meinung verhalte, ſo iſt doch auch hier die Geſinnung untadelhaft, ja es liegt unverkenbar eine gewiſſe Erhabenheit in ihr, denn die Tugend im Leben üben aus bloßer Achtung der Tugend, iſt doch unſtreitig erhabener, als ſie üben um eines gehoften Lohnes willen. Nur ein ſolcher Menſch kan alles, womit für die Andern die Phantaſie den Ausgang aus dem Leben ſchmückt, entberen, und er ſezt nur darum die Euthanaſia, das ruhige Hinſcheiden des Guten, an die Stelle der Athanaſia, der Unſterblichkeit, weil er, noch einmal zurückblickend auf ein in treuer Erfüllung ſeiner Pflicht wol verlebtes Leben, ohne Furcht an der Schwelle des Todes ſteht. Ihm bangt nicht, von den

Genüſſen des Lebens zu ſcheiden, denn der einzige Genuß, auf den er Wert ſezt, iſt das Bewußtſeyn, nach Möglichkeit Gutes gewirkt zu haben. Und gehört nicht ein hoher Grad von Menſchenliebe dazu, wenn ein Mann, in der Vorausſezung, für ſein vielleicht gar verkantes Gutes weder hier noch dort belont zu werden, gleichwol nie müde wird, für das Gute zu wirken, und wenigſtens der Nachwelt die mögliche Glückſeligkeit zu verſchaffen, die der Mitwelt verſagt war? Kan man freier von Egoismus ſeyn? Und verdient ein ſolcher Mann nicht mit Recht, ein edler Mann geprieſen zu werden? Für die Leiden des Lebens verlangt er keinen Erſaz, denn er weiß, daß viele verſchuldet waren; was aber die unverſchuldeten betrift, ſo vergißt er nicht, die vielen Freuden des Lebens gegen ſie in Abrechnung zu bringen, unter denen ja auch ſo viele unverdiente ſind. Auf ſolche Weiſe wird es immer ſtiller, ruhiger und klarer in ſeiner Sele, und eine milde Heiterkeit breitet ſich über ſein ganzes Weſen

aus, indem er harmlos ſeinem Ziele naht. Statt ſich trübſinnig traurigen Erinnerungen hinzugeben, oder den Schmerz über eine bedrängte Gegenwart zu nären, ſucht er vielmehr auch die lezten Augenblicke des untergehenden Lebens noch für den edlen Zweck deſſelben zu benuzen, froh in dem Gedanken, daß die Enkel ſich im Schatten des Baumes erfreuen werden, den er pflanzte.

Wer im Sommer des Jahres 1808 den edlen Greis zu Belvedere ſah, der wird ihn gewiß in dieſer Schilderung wieder erkennen. Der Herzog hatte die Gnade gehabt, ihn aus drei Luſtſchlöſſern ſich eins zum Sommeraufenthalt auswälen zu laſſen, und da Tiefurt den ſchönſten Reiz für ihn verloren hatte, ſo wälte er, teils der Nähe Weimars, teils der höheren Lage und der halbwilden Natur wegen, Belvedere, wo der mit allen Arten einheimiſcher ſchöner Bäume und Buſchwerk bewachſene, ſanft abhängige Schloßberg auf der ſüdöſtlichen Seite ihn ſo freundlich in ſeine mäandriſch auf- und

abſteigenden, mit anmutigen Ruheplāzen, Lauben, Blumenſtücken, Baſſins und ſpringenden Wäſſern verſchönerten Gänge zu Luſtwandlungen einlud. Dieſem Berge gegenüber, durch ein ſchmales Tal von demſelben getrent, erhebt ſich wieder ein mäßiger, ganz mit Fichten bewachſener, Berg, und hier war eigentlich Wielands Lieblingsplāzchen, wo er an warmen Sommerabenden zwiſchen 5 und 7 Uhr entweder die lebennārende balſamiſche Luft unter dieſen Bäumen einatmend hin und wieder ging, oder auf einer Bank, die er ſich dahin hatte tragen laſſen, in der Geſellſchaft eines Cicero, Horaz, Luzian oder Shaftesbury ſaß. Ein einziges Mal habe ich ihn hier aufgeſucht, wo er ſo gern ungeſtört war, und ich tat es auch dies eine Mal nur auf die ausdrückliche Verſicherung, daß ich ihm willkommen ſeyn würde. Nie werde ich vergeſſen, wie er mir da entgegen trat! Es war etwas ſo Ehrwürdiges und zugleich ſo Liebenswürdiges in ſeinem ganzen Weſen, daß ich ihn mit auffallender Rürung

begrüßte. Man hat öfters ſeine Phyſiognomie als ein ſeltenes Gemiſch von Satyre und Grazie geſchildert, und in Augenblicken ſeiner ſchalkhaften Ironie hatte ich wol ſelbſt dies wahr gefunden; jezt aber nicht. Dieſe hohe, ſchön gewölbte Stirn, das ganze Profil dieſes Kopfes erinnerte mich durchaus nur an einen griechiſchen Weiſen, und der milde Ernſt ſeiner Züge, das freundliche Lächeln um ſeinen Mund, die Heiterkeit ſeines ruhigen, ſtillen Auges vollendeten den Eindruck. Hätte es eines Zeugniſſes für die praktiſche Weisheit dieſes Greiſes bedurft, ſo würde ſie jeder in ſeiner noch ſo kräftigen Haltung bei einer ſchwach ſcheinenden Konſtituzion gefunden haben, denn Wieland war von mehr als mittlerer Größe, aber ſchlank und ſchmächtig. Sein Gang, in dem etwas Edles und würdiges ſich ausdrückte, war feſt, obwol nicht ſchnell, und er bedurfte des ſpaniſchen Rores in ſeiner Hand nicht zur Unterſtüzung. Nur von ſeinem Kopfe würde man haben ſagen können, das Alter habe ihn vorwärts gebeugt,

wenn man dieſe kleine Senkung nicht um ſo eher der gedankenreichen Stirn zugeſchrieben hätte, als man an der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, ſeinem Wiz und Scharfſinn, ja ſeiner Phantaſie ſogar die Wirkungen des Alters durchaus nicht ſpüren konte. Nur ſeine größere Bedachtſamkeit, ſeine ruhigere Umſicht und die Ausſprüche ſeiner Erfarung zeugten davon, aber nicht zum Nachteil. — Als ich meine Freude äußerte, ihn nicht blos ſo wol, ſondern in ſolchem Alter auch ſo rüſtig zu finden, erwiederte er, daß er ſich zu Zeiten ſelbſt darüber verwundere, da er eigentlich von Kindesbeinen an eine Treibhauspflanze geweſen, durch Stubenluft und Frauenpflege verzärtelt. Zudem habe er mehr als ſein halbes Leben ſchreibend zugebracht, ſeine Jugend in gewaltigen Kämpfen bald mit der Liebe, bald mit eingebildeten Sünden, geteilt zwiſchen anſpannenden Schwärmereien und erſchöpfenden literariſchen Lukubrazionen. Sein erſtes Mannesalter ſey nur eine Abwechſelung von Aktenſchreiben und Bücher-

ſchreiben geweſen, und unſtreitig habe ihn da nur eine heitere Phantaſie aufrecht erhalten. Auch nachher habe es an vielfachen Anſtrengüngen nicht gefelt. Ueber die 14 Kinder, die er erzeugt, habe Risbeck das Maul ungebürlich genug aufgeriſſen, allein dies ſey doch nichts gegen ſeine geiſtigen Zeugungen, und er begreife bisweilen ſelbſt nicht, woher etliche 40 Bände ſeiner Schriften und wol an 30 ſeiner Ueberſezungen gekommen ſeyen, ungerechnet, was Merkur im Fluge mitgenommen, der ihm oft auch gar gewaltig zugeſezt habe. Mit ſeinem vierzigſten Jahr ſey zwar ein neues Leben für ihn angebrochen, allein die damaligen Hofdienſte ſeyen doch auch nicht geeignet geweſen, die Geſundheit zu ſtälen. So habe er es nie zu der Rüſtigkeit Klopſtocks gebracht, der ein gewaltiger Reiter und Schrittſchuhläufer geweſen. Er würde es im Reiten kaum zu Gellerts Fertigkeit gebracht haben, auf dem Eiſe könne er nicht einmal gehen, und körperliche Anſtrengungen habe er ſich nie zumuten dürfen. Be-

denke er nun noch die hohe Reizbarkeit, die nun einmal im Guten und Böſen des Dichters Erbteil ſey, ſo verwundere er ſich ſelbſt, daß er niemals kränklich geweſen, und zu einem Alter gelangt ſey, wobei er wirklich zuweilen an Agathodämons Tage zu reichen hoffe. Unſtreitig danke er einen großen Teil dieſes glücklichen Zuſtandes der ſorgfältigen Pflege ſeiner Familie, einen Teil davon aber ohne Zweifel auch ſeiner, wenigſtens nicht unweiſen, Lebensordnung. Als die Folge einer immer beobachteten Mäßigkeit, ſchloß er, muß ich es betrachten, daß ich jezt, ohne mir zu ſchaden, wol noch zwei Hofſchmäuſe hinter einander aushalten wolte. Es geht freilich nicht ganz ohne eine tüchtige Emballage meines Selengehäuſes, und ich bin froh, daß meine Kalotte oben und meine Tuchſtiefeln unten ſich die Duldung erworben haben, als ein Pertinenzſtück dieſes Selengehäuſes angeſehen zu werden. Wenn Merkur mir einmal mit ſeinem Stabe winkt, was er aus alter Freundſchaft noch unterlaſſen

hat, da wird es freilich an dreifache Häutungen und Ausſchälungen gehen. Bis dahin habe ich mir für meine Sele zum Geſez gemacht, mich die Zukunft nicht anfechten, und von Uebeln, die jezt alle Welt befürchtet, die aber vielleicht doch nicht kommen, im Genuß der Gegenwart mich nicht ſtören zu laſſen. Was ich damit meine, wiſſen Sie, und wenn Sie es einſt der Mühe wert finden, ſo erinnern Sie alle, die mich nicht verſtehen wollen, nur an Wielands — Euthanaſia, nicht gerade an die, die er gegen einen berüchtigten Geiſterſeher ſchrieb, den nun berühmtere abgelößt haben, ſondern an jene, für die er recht eigentlich gelebt hat, auch wenn er nicht an ſie dachte; denn der Menſch iſt nun einmal ſo ein wunderliches Weſen, daß er getroſt fortlebt, als ob es ewig ſo fortgehen würde. Es iſt aber auch recht gut ſo, denn die Kopfhängerei hat noch nie etwas Gutes ausgerichtet, und ich meine, daß man Gott doch beſſer dankt durch Heiterkeit, als durch finſtere Nachtge-

danken. Die Griechen verſtanden das wirklich beſſer.

So verlebte er ſtill heiter den Abend ſeines Lebens, weder lebensſatt noch lebensmüde. Mit Zufriedenheit blickte er auf ſeine zurückgelegte Bahn, mit ruhiger Ergebung auf das Ende derſelben, und nam mit echt philoſophiſchem Gleichmut das Gute und das Schlimme an, was ihm bis dahin die Vorſehung noch zugedacht hatte. Beides ward ihm noch in unerwartetem Wechſel.

Im Herbſte deſſelben Jahres war der berühmte Kongreß zu Erfurt, wärend deſſen die dort verſammelten Fürſten auf einige Tage den Weimariſchen Hof beſuchten. Beim Diner am 6 Oktober fügt es ſich, daß der Fürſt Primas im Laufe des Geſprächs der Wielandiſchen Prophezeiung von Napoleon und der Aeußerungen deſſelben über ihn gedenkt, und Napoleon wird dadurch begierig, ihn zu ſehen. Da Wieland indeß gerade an dieſem Tage nicht bei Hof er-

ſchienen war, und auch eine Einladung zum Ball, unter Vorſchüzung ſeiner Geſundheit, abgelent hatte, ſo beruhte es hiebei. An demſelben Abend aber fürten die von Napoleon nach Weimar beorderten franzöſiſchen Schauſpieler den Tod Cäſars von Voltaire auf, und nun, meinte Wieland, habe er doch der Begierde, den franzöſiſchen Kaiſer, die franzöſiſchen Schauſpieler, und unter ihnen Talma, auf einmal zu ſehen, nicht widerſtehen können. Er hatte ſeinen Plaz in einer kleinen Seitenloge dicht am Theater, worin ſonſt der Herzog zu ſeyn pflegte. Napoleon konte die Augen nicht in die Höhe richten, ohne ihn ſogleich zu erblicken, und da dieſer mit einem ſchwarzen Samtkäppchen bedeckte, nicht alltägliche, Greiſeskopf ihm auffiel, ſo erkundigte er ſich nach demſelben, und hörte nun, daß er Wielanden vor ſich ſehe. Beim Balle fragte er nun wieder nach ihm; die Herzogin befal, ihm ſofort einen Hofwagen zu ſenden, und Wieland erſchien gegen halb 11 Uhr Abends in ſeinem

gewönlichen, ſehr einfachen, aber immer anſtändigen, Anzug.

„Kaum war ich — ſchreibt er ſelbſt — etliche Minuten da geweſen, ſo kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präſentirte mich ihm ſelbſt, und er ſagte mir ſehr leutſelig — das Gewönliche, indem er mich zugleich ſcharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wol jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menſchen gleich auf den erſten Blick zu durchſchauen und wegzuhaben, in einem höhern Grad beſeſſen, als N. Er ſah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu troz, ein ſchlichter, anſpruchloſer alter Mann war, und da er (wie es ſchien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wolte, ſo verwandelte er ſich augenblicklich in die Form, in welcher er ſicher ſeyn konte, ſeine Abſicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, ſanftern und anſpruchloſern Menſchenſohn geſehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir ſprach, ein großer

Monarch zu ſeyn ſich bewußt war. Er unterhielt ſich mit mir wie ein alter Bekanter mit ſeines gleichen, und (was noch keinem andern meines gleichen widerfaren war,) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erſtaunen aller Anweſenden. — — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fülen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nam mir alſo eine Freiheit heraus, deren ſich ſchwerlich irgend ein anderer Teutſcher oder Franzoſe unterſtanden hätte. Ich bat ſeine Majeſtät mich zu entlaſſen, weil ich mich nicht ſtark genug füle, das Stehen länger auszuhalten. Er nam es ſehr gut auf. Allez donc, ſagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez, bon soir." (W. S. 2, 152 fgg.)

Aus der langen Unterredung war Wielanden immer Folgendes das Merkwürdigſte. Das heutige Schauſpiel hatte das Geſpräch auf Julius Cäſar gelenkt, und dieſen erklärte Napoleon für einen der größten Köpfe in der gan-

zen Weltgeſchichte, ja, fügte er hinzu, er würde ohne Ausnahme der gröſte ſeyn, wenn er nicht einen einzigen, aber ganz unverzeihlichen Feler gemacht hätte. Wieland ſann vergeblich, was das für ein Feler geweſen ſeyn möchte, wolte jedoch nicht fragen; Napoleon aber, der ihm die Frage wol am Auge ableſen mochte, fur ſogleich fort: Sie wollen ihn wiſſen, dieſen Feler? Cäſar kante ja längſt die Menſchen genau, die ihn auf die Seite ſchafften, und ſo hätte er ſie auf die Seite ſchaffen müſſen. — Hätte Napoleon, fügte Wieland hinzu, hier auch in meiner Sele leſen können, ſo würde er geleſen haben: Du wirſt Dir freilich dieſen Feler nicht laſſen zu ſchulden kommen!

Von Jul. Cäſar kam das Geſpräch auf die Römer überhaupt, die Römiſche Kriegskunſt und Politik, welche alle an Napoleon einen großen Lobredner hatten. Deſto ſchlimmer kamen die Griechen weg. „Aus dieſem ewigen Zank einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten, ſagte Napoleon, was kan

da heraus kommen? Die Römer aber hatten ihren Sinn auf das Große gerichtet, und da kam auch das Große heraus, dieſe ungeheure Gewalt des Römiſchen Reichs, die der ganzen Welt eine andere Geſtalt gab und in der Weltgeſchichte Epoche macht.“ Wieland erinnerte an die Literatur und Kunſt der Griechen, Napoleon aber verſezte: es läuft doch alles auf Zänkereien hinaus! — Indeß ſprach er hierauf rühmend von Homer, dem er jedoch den Oſſian vorzog. So kam das Geſpräch auf die Poeſie, in welcher Napoleon nur die ernſte Gattung, das Starke, Erhabene, Pathetiſche ſchäzte, meinend, die andre Gattung ſpanne nur ab und mache weichlich. Ueber Arioſto erklärte er ſich kaum ſo gut als der Kardinal Hippolito von Eſte, ja er äußerte ſich misbilligend über alle ähnliche Poeſie, „wobei er, — ſezte Wieland hinzu, — freilich nicht wiſſen mochte, daß er mir ſelbſt eine Ohrfeige gab. Ueberhaupt aber ging aus allen ſeinen Aeußerungen über Poeſie beſonders hervor, daß er

ſo ein Ding, was die Teutſchen Gemüt nennen, durchaus nicht habe, und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, ſo kam es mir doch zuweilen vor, als ſey er aus Bronze gegoſſen. Indeß hatte er es doch dahin gebracht, daß ich ganz offen ihm endlich die Frage vorlegte, wie es denn komme, daß der Kultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philoſophiſcher und dem Geiſt unſerer Zeit angemeſſener ausgefallen ſey? — Lächelnd erwiederte hierauf Napoleon: Ja, mein lieber Wieland, für Philoſophen iſt er auch nicht gemacht, denn die Philoſophen glauben weder an mich noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug tun und laſſen. Wenn ich einmal eine Religion für Philoſophen ſtiften könte, die ſolte freilich anders beſchaffen ſeyn. — An dieſem Faden ſpann ſich nun das Geſpräch über Religion fort, wobei Napoleon den Skeptiker ſo ſehr machte, daß er die hiſtoriſche Exiſtenz Chriſti bezweifelte. Das war aber, ſagte

Wieland, nur ein ſehr alltäglicher Skeptizis-
mus, den er da auskramte, und ich fand an
ſeiner Freigeiſterei nichts zu bewundern als die
Offenheit, mit welcher er ſie mir Preis gab.“

Auch Rußlands Alexander bezeugte unſerm Dichter ſeine Achtung, und er erhielt, was er weit entfernt geweſen war, jemals zu erwarten oder gar zu ſuchen. Zwei Kaiſer begnadigten ihn mit öffentlichen Ehrenzeichen, der ruſſiſche mit dem St. Annen-Orden, der franzöſiſche mit dem Orden der Ehrenlegion. — Sonderbar genug, daß es zwei Kaiſer des Auslandes waren, und nicht ein teutſcher Kaiſer oder König, die auf ſolche Weiſe ſein Verdienſt ehrten, und eben ſo ſonderbar, daß Wieland zwar Mitglied des franzöſiſchen Nazional-Inſtituts, aber keiner teutſchen Akademie war! Es fiel ihm ſelbſt ein wenig auf, als ich ihm dies bemerkbar machte, und er erinnerte ſich dabei, daß auch ein Ausländer früher gegen ihn gerecht geweſen ſey als ſeine Landsleute. Der berühmte franzöſiſche Dichter Graf Bouf-

ſters nämlich war es, der i. J. 1770 den erſten Grund zu ſeinem nachmaligen Ruf in Wien legte, indem er einigen Damen vom erſten Range daſelbſt ſeine Grazien ſtückweiſe ins Franzöſiſche überſezte, nachmals aber tüchtig den Text las, daß ſie als teutſche Frauen ihren Landsmann, der ſolch ein Günſtling der Grazien ſey, erſt durch einen Franzoſen müßten kennen lernen.

Hätte er nicht auch die ſchönen Erinnerungen gehabt, wie es bei dem Weimariſchen Fürſtenhauſe einem Manne von Geiſt, Geſchmack und Talent zur Empfelung diente, ein Teutſcher zu ſeyn, ſo wäre es nicht zu verwundern geweſen, wenn ſein Patriotismus unter ſolchen Erfarungen erkaltet wäre. Gerade jezt aber ſolte dieſer noch recht lebendig in ihm werden, und der Orden der Ehrenlegion beſtach ihn wenigſtens nicht, anders als nach ſeiner Ueberzeugung zu ſprechen. Immer erkante er in Nopoleon den außerordentlichen Mann, ja er hielt ihn für ein Werkzeug der

Vorſehung, und konte ſich nicht ſo ſchnell an den Gedanken gewönen, daß er nur ein Mitwiſſer, geſchweige ſelbſt Veranlaſſer vieler vorgefallenen Greuel ſey. An manchem, worüber man viel ſchrie, meinte er, ſey doch nur unſer ſchafmäßiges, linkiſches und charakterloſes Benemen Schuld, und wenn nicht alles ſo bliebe, wie es gewiſſe Leute gern möchten, ſo ſey ja dabei am Ende auch kein Unglück. Nun aber entwickelte ſich ein abſcheuliches Unterjochungsſyſtem mehr und mehr, und was in Spanien, ſo wie bald darauf in Oeſterreich vorging, Palms Erſchießung eingeſchloſſen, erregte ihm den tiefſten Unwillen. Selbſt in ſeiner Nähe fielen unerträgliche Dinge vor, aber doch ſchnitt ihm kaum etwas mehr in die Sele, als der Fall der lezten freien Städte in Teutſchland, Hamburg, Lübeck und Bremen, und daß ein einziger Federzug hinreichte, ſolche echtteutſche Männer in Franzoſen zu verwandeln, und ein Paar Dekrete, um ihren ganzen Wolſtand in einigen Monaten zu ver-

nichten. „Aber auch die fatale Periode unſerer Fürſten iſt gekommen, ſchrieb er, und ſie fängt gerade bei dem beſten, rechtſchaffenſten, und von ſeinen Untertanen bis zur Anbetung geliebten Herzog von Oldenburg an. Das Schlimſte iſt, daß unſere Fürſten mit ihren angeerbten Untertanen dermaßen zuſammengewachſen ſind, daß ſie ein lebendiges Ganzes ausmachen, und daß ein Volk ſeinen Fürſten nicht verlieren kan, ohne daß es ſeine Exiſtenz verliert, und beinahe alle Individuen unglücklich werden. — — Was wir erleben, iſt unglaublich, — aber wir ſind noch lange nicht am Ende. Man ſpricht von Entſchädigungen. Wo ſollen ſie herkommen? Wer iſt ſicher, daß er nicht auf den erſten Wink deſſen, der ſich Alles erlaubt, weil er Alles kan, ſein von Jahrhunderten her angeſtamtes Erbland hergeben muß, um einen andern zu entſchädigen, der das ſeinige mit dem Rücken anſehen muß?" Ganz unerträglich war ihm überdies, daß man, nicht zufrieden, „uns dermaßen zuſammenge-

ſchnürt zu haben, daß wir weder Hand noch Fuß regen können, auch noch zur Pflicht machte, keinen vernembaren Laut von uns zu geben, und alles, was geſchieht, wie ſehr ſich auch unſer Innerſtes dagegen empört, entweder ſtillſchweigend gut zu heißen, oder gar als recht und wolgetan aus vollem Halſe anzupreiſen. Ich geſtehe, das geht über mein Vermögen." — „Wie oft, ſchrieb er ein andermal, neme ich mir vor, keine Zeitungen, keine Tagblätter, kein Frankfurter Journal, keinen Publiciſten mehr zu leſen! aber ich geſtehe, es geht über meine Kräfte, mir ſelbſt Wort zu halten. Und in der Tat iſt wol nichts natürlicher, als daß in einer Zeit wie die unſrige die Neugier ein unwiderſtehlicher Trieb, und die Befriedigung deſſelben eines unſerer dringendſten Bedürfniſſe werden muß. Denn auf der einen Seite iſt nichts mit der Selenruhe unverträglicher, folglich peinvoller, als über Gegenſtände und Ereigniſſe, welche unſer Vaterland, alſo uns ſelbſt und alles, was wir lieben, unendlich

intereſſiren, in ungewiſſen Erwartungen zu ſchweben: auf der andern Seite muß eine Zeit, worin in dem engen Raum weniger Wochen mehr Wichtiges, Großes, Unerwartetes und Wunderbares geſchieht, als ehemals in eben ſo viel Jahrzehend, ja wol gar Jahrtauſenden, — und zwar eine Zeit, die das Schickſal vieler Nazionen entſcheiden, und dem ganzen Europa, ja, durch die Folgen dieſer Entſcheidung, dem ganzen Erdkreis eine andere Geſtalt geben wird: eine ſolche Zeit muß notwendig, vermöge der Natur der Sache, nicht nur unſere Erwartung aufs höchſte ſpannen, ſondern auch unſre ganze Aufmerkſamkeit, ſo zu ſagen, verſchlingen, ſich unſerer ganzen Sele bemächtigen, und alles Kleinere, Perſönliche und Einzelne verdunkeln und verdrängen. Hieraus allein kan ich, wenigſtens mir ſelbſt, begreiflich machen, wie es möglich iſt, troz der Lebhaftigkeit meiner Sympathie mit der beſondern und allgemeinen Not, mich in gewiſſem Sinne glücklich zu preiſen, daß ich eine ſo merkwür-

dige Zeit erlebt habe, und, au risque de tous les hazards, zu wünſchen, daß ich noch lange genug leben möchte, um die Entwickelung dieſer großen Welt-Tragödie zu ſehen, — zu ſehen, wie der außerordentliche Geiſt, durch welchen und in welchem wir alle leben, weben und ſind, ſich nicht nur über die Zulaſſung der ungeheuern Maſſe von Uebeln, worunter das Menſchengeſchlecht zu erliegen ſcheint, ſondern über ſeine unleugbare Mitwirkung, ſobald die Zeit erfüllt ſeyn wird, rechtfertigen werde. — — Aus einem höhern Geſichtspunkt betrachtet, iſt das ewige Wehklagen über das, was geſchehen iſt, und noch täglich geſchieht, ein offenbarer Beweis, daß es denen, die ſich, wie Kinder unter der Rute, durch Zappeln, Wimmern und Schreien zu helfen ſuchen, an den zwei unentberlichſten Reqviſiten des menſchlichen Lebens, am Glauben an Gott und an Sich ſelbſt gänzlich felen muß: denn von jenem iſt Ergebung und ſtilles Dulden die natürliche Folge, und dieſer gibt uns Mut und

Kraft, uns gegen den Andrang der äußern Zeitumſtände aufrecht zu erhalten, und zeigt uns in unſerm Innern zureichende Hilfsqvellen gegen alle nicht ganz unerträgliche Uebel. Indeſſen muß ich doch bekennen, daß dieſer mein doppelter Glaube nicht ſo unerſchütterlich iſt, daß er immer gegen die momentanen Wirkungen einer allzugroßen Erregbarkeit und Empfindlichkeit aushalten könte."

Als ich ihn eines Tages in einer ſolchen Stimmung fand, ergrif er mit beſonderer Lebhaftigkeit meine Hofnung, daß es ſich wenden werde, wenn es aufs Aeußerſte gekommen ſey, daß es aber dahin kommen müſſe, und daß wir dann dem, der uns jezt in die Schule genommen, das Schulgeld bis auf den lezten Heller bezalen würden. „Ja, ja, rief er, da haben Sie Recht! Nur hütet euch, ihr Jüngeren, ſolche Gedanken nicht von den Dächern zu predigen, bevor der rechte Zeitpunkt gekommen iſt!" Er wurde ſichtbar heiterer, denn auf einmal ſtand Xerxes vor ſeiner Sele, wie

er mit einer unzälbaren Heeresmacht nach Griechenland vordrang, wie in dieſem Augenblick jede Privatleidenſchaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder friſcher Beſchwerden, alle Eiferſucht, alles Mistrauen vor dem Gefül der gemeinen Not ſchwieg, wie Eine Sele auf einmal in der ganzen Hellas aufflamte, Athener und Sparter, Euböer und Korinther, und alle übrigen blos fülten, daß ſie Hellenen waren, und als Brüder um die Erhaltung und Freiheit des gemeinſamen Vaterlandes kämpften. Aehnliche Urſachen hatten im 15ten und 16ten Jahrhundert ähnliche Wirkungen bei den Helveziern und Batavern hervorgebracht; warum alſo nicht auch bei den Teutſchen? „Es ſind beinahe 20 Jahre, ſagte er, daß ich (i. J. 1793) über teutſchen Patriotismus Betrachtungen, Fragen und Zweifel niederſchrieb, denn in Wahrheit, es mußte damals ein moraliſches und politiſches Wunder ſcheinen, wenn ein ſehr großer, aber aus äußerſt ungleichartigen und

ſchwach zuſammenhangenden Teilen beſtehender Statskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindende Urſachen, von Einem vaterländiſchen Gemeingeiſt beſelt, zuſammengehalten und geleitet werden ſolte. Jezt wird freilich das Unmöglich Geſchienene wahrſcheinlich, allein iſt einſt die Zeit gekommen, wo es wirklich geworden iſt, ſo denke ich, werde es immer noch gut und heilſam ſeyn, ſich meiner Fragen und Zweifel zu erinnern, damit ein teutſcher Patriotismus, wenn er eine Zeit lang kein Unding geweſen, nicht ſogleich wie eine Waſſerblaſe wieder zerplaze."

In dieſem Augenblicke, wo von einem teutſchen Bundestag in Frankfurt die Rede iſt, erachte ich es für meine Pflicht, an jene kleine Schrift Wielands lebhaft zu erinnern, und ich kan nicht unterlaſſen, wenigſtens eine Stelle daraus mitzuteilen. „Niemand, ſagt er, kan überzeugter ſeyn, daß Patriotismus die natürliche Frucht einer auf die Gerechtigkeit der Geſeze und die Zuver-

läſſigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des Volkes mit ſeinem Zuſtand iſt, unter welcher Regirungsform es auch ſey. — Die Freiheit von Unterdrückung, von ungerechter Einſchränkung des Gebrauchs ſeiner Kräfte und Talente, die Befreiung von allen unklugen, auf den gegenwärtigen Zuſtand nicht mehr paſſenden, und eben darum ungerechten Geſezen, Gebräuchen und alten Einrichtungen — ſind die erſten und notwendigſten Bedingungen, unter welchen es möglich iſt, daß ein Volk ſich glücklich genug füle, um das Land, in welchem, und die Regirung, unter welcher es dieſe Vorteile genießt, mit Anhänglichkeit zu lieben, und, wenn es die Not erfodert, alles für ein ſolches Vaterland tun, leiden und aufopfern zu können. — — — Geſezt aber, alle einzelnen Reichsländer, welche zuſammen den großen germaniſchen Nazionalkörper ausmachen, befänden ſich in einem ſo erwünſchten Zuſtande: wäre man denn wol deswegen auch begründet, anzunemen, daß ſie alle, oder daß auch nur

der größte Teil von ihnen den Zuſammenhang des Wolſtandes ihres beſondern Vaterlandes mit der Erhaltung der allgemeinen Verfaſſung Germaniens, oder mit der Erhaltung irgend eines von ihnen weit entfernten und in keinen beſondern Beziehungen mit ihnen ſtehenden Teils des teutſchen Reichs, ſo deutlich einſehen und ſo lebendig fülen werde, um wirklich von einem eben ſo lebhaften Patriotismus für das Ganze beſelt zu ſeyn?"

So ſchrieb der Mann, welcher erklärt hatte: „er habe ſeit einigen Jahren ſo viel Schönes von teutſchem Patriotismus und teutſchen Patrioten rühmen gehört, und die Anzal der wackern Leute, die ſich für dieſe Modetugend erklären und nüzlichen Gebrauch von ihr machen, neme von Tag zu Tage ſo ſehr überhand, daß er, wäre es auch nur, um nicht zulezt allein zu bleiben und den Ungeraden zu machen, wol wünſchen möchte, auch ein teutſcher Patriot zu werden. An gutem Willen mangle es ihm, wie er das ganze hei-

lige Römiſche Reich teutſcher Nazion verſichern könne, ganz und gar nicht: nur habe er es bisher noch nicht ſo weit bringen können, ſich — — einen deutlichen und rechtgläubigen Begrif davon zu machen.“ Solte dieſe einzige ironiſche Erklärung nicht eine ganze Fracht unſerer neueſten politiſchen Deklamazionen niederwiegen? Es iſt doch ſchön, zu wiſſen, was man will, und ob das, was man will, auch das Rechte ſey!

Zu den allgemeinen Trübſalen der Zeit, die in jenen Tagen Wielands Heiterkeit zuweilen trübten, geſellten ſich bald noch allerlei häusliche und perſönliche Widerwärtigkeiten. Mehrere Wochen lang ſchwankte er zwiſchen Angſt und Hoffen über das Leben ſeiner Tochter Julie, und hatte dann nur den Troſt, daß ihr Tod die glücklichſte Art zu ſterben geweſen. Dieſen Verluſt geduldig zu ertragen, half ihm ein Blick auf das große Welt-Elend eben ſo viel als ſeine Grundſäze, deren Feſtigkeit er noch weiter bewären ſolte. Schon ſeit mehre-

ren Jahren hatte ſich ein Augenübel bei ihm eingefunden, welches anfangs nie über zwei Tage anhielt, in einem Winter aber, wo der Schnee ihm ſehr läſtig wurde, ſich bis zu einem Grade verſchlimmerte, daß er oft Tage lang alles Leſens und Schreibens ſich enthalten mußte, und völlig zu erblinden befürchtete. Indeß hatte ſich noch immer ſeine Konſtituzion glücklich erhalten; aber im Herbſte des Jahres 1809 überfiel ihn eine ſo gefärliche Krankheit, daß es wirklich einem Wunder ähnlich war, wie ſeine Natur den Sieg über die Krankheit behauptete. „Das Sonderbarſte meiner Krankheit, ſchrieb er wenige Zeit darauf, iſt, nach der Verſicherung meines Arztes, daß das Herz und die ganze Blutmaſſe an dem ſchrecklichen Sturme auf alle übrigen Teile meines ohnedies ſchwachen Körpers keinen Anteil nam, und ſeine eigene Oekonomie ruhig fortzutreiben ſchien. Der Puls ging ruhig und gleich, nur etwas ſchneller als gewönlich. Dafür aber waren alle Muskularkräfte, Nerven, Flechſen und

Sehnen ſo jämmerlich zugerichtet, alle Drüſen ſo rein ausgewunden und ausgetrocknet, alle Fibern ſo abgeſpannt, daß ein vierteljähriges Kind mehr Stärke in Armen und Beinen hat, als ich in den erſten 14 Tagen. Meine rechte Hand war lange faſt unbrauchbar; über 14 Tage kont' ich nicht einen Augenblick ſtehen. Kurz, ich mußte wie ein Kind wieder von vorn anfangen und die Verrichtungen des animaliſchen Lebens wieder lernen, als ob ſie mir etwas neues wären. Wie gern möcht' ich hier meinen mich umgebenden Töchtern und Enkelinnen eine Lob- und Dankrede halten!" Nur langſam ging es mit ſeiner Geneſung, da Arzneien nichts helfen konten. Der Genuß alten Stein- und Oporto-Weines gab ihm allmälig wieder Kräfte, und er rühmte mir dankbar, wie ihm ſein Herzog die Quelle der Hygiea im Hofkeller eröfnet habe.

Nach ſeiner Geneſung war er ſich völlig wieder ſelbſt gleich, nur über Abname des Gedächtniſſes klagte er. Gegen den Andrang der

Zeit und die Befürchtungen in Anſehung der Zukunft, die er nicht in allen Stunden gleichmäßig abzulenen vermochte, hatte er inmittelſt auch Heilmittel gefunden. Gegen die erſte diente ihm ſeine Ueberſezung der Briefe Cicero's, womit er den doppelten Zweck, den er ſich vorſezte, treflich erreicht hat, nämlich „aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt und Zeit ſich zu verſezen, und eine große, ſchwere und mühſelige, aber ihm angeneme und zu ſeinen gewonten Studien paſſende Geiſtesarbeit zu unternemen, die ihn hoffen ließ, die lezten Jahre oder Tage ſeines Lebens nicht ohne alles Verdienſt um ſeine geliebten — Sprachgenoſſen zugebracht zu haben." Schwerlich hätte er eine glücklichere Wal treffen können als dieſe Ueberſezung, mit welcher er am 1. November 1806 den Anfang machte. Es war, auch nach dem Vorgang von Ragazoni (Karl Sigonius), keine leichte Arbeit für ihn —, und er beklagte dabei oft, wie auch ſonſt öfters, daß er Böttigern nicht

mehr in ſeiner Nähe habe, — dieſe vier Brief-ſamlungen an Attikus, ſeinen Bruder Qvintus, M. Brutus und Verſchiedene in chronologiſche Ordnung zu ſtellen; dafür aber war ſie ihm auch deſto belonender, denn er gewann dadurch eine fortlaufende Geſchichte jener Zeit, und — welche Geſchichte welcher Zeit! Wenn ſie nicht zum Orakel der Gegenwart wurde, ſo war es nicht ſeine Schuld. „Nie, ſagt er, hatte man ſo große Kräfte, in einem ſo hartnäckigen Kampf um Freiheit oder Sklaverei auf der einen, um Alleinbeherſchung der Welt oder Tod auf der andern Seite mit einander ringen ſehen. Nie hatte ſich noch ſo auffallend zu Tage gelegt, wie wenig die größten Talente, mit Rechtſchaffenheit, Mäßigung und Humanität verbunden, gegen grenzenloſe Herſchſucht, welcher alle Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen gleichgiltig ſind, auszurichten vermögen. Nie hatte ſich augenſcheinlicher bewärt, daß die erſtaunlichſten Weltveränderungen ſich zwar aus dem vorhergehenden und gegen-

wärtigen Zuſtand der Dinge, aus dem Charakter der handelnden Perſonen, aus ihren Lagen, Verhältniſſen und Leidenſchaften, kurz aus der immer individuellen Wirkung und Gegenwirkung aller dieſer noch ſo ſehr verwickelten Urſachen, ſo natürlich und begreiflich entwickeln, als ob die Götter und das Schickſal blos müßige Zuſchauer dabei abgäben: und gleichwol der Verwegenſte und Ruchloſeſte ſo offenbar von den unſichtbaren Mächten unterſtüzt zu werden ſcheint, daß man ſich notgedrungen fült, in allem dieſem den verborgenen Plan einer über die menſchlichen Dinge waltenden höchſten Macht zu erkennen, von welcher der begünſtigt ſcheinende Liebling des Glücks unwiſſender Weiſe das bloße Werkzeug iſt." — Ihm ſelbſt war die Vergleichung des Jezt mit dem Einſt, die ſich ihm bei dieſer Arbeit ſo oft aufdrang, höchſt intereſſant, und er wünſchte, daß auch von Andern dieſer hiſtoriſche und weltbürgerliche Geſichtspunkt gefaßt werden möchte. Darum wendete er auf dieſe Ueber-

ſezung den ſorgfältigſten Fleiß, — bei abſichtlich zweideutigen Ausdrücken des Briefſchreibers, die ihn und die Zeit zugleich charakteriſiren, ſuchte und wälte er oft Stunden lang unter entſprechenden teutſchen, — und fügte Einleitungen hinzu, durch die er nicht blos ſeinem Cicero denſelben Dienſt erwieß, den er einſt ſeinem Horaz erwieſen hatte, ſondern auch dem Leſer das Verſtändniß der alten und neuen Zeit erleichterte. Wenn ihm nun Cicero nebenher durch ſeinen unerſchöpflichen Reichtum an Wendungen, die Genialität ſeiner Laune oder ſeines Wizes, den feinen Attizismus in leichtſcherzender Einkleidung ſeines Tadels oder Spottes, die ihm ſo geläuſige Sokratiſche Ironie, — lauter Tugenden, die Wieland ſo ſehr liebte und ſelbſt beſaß, — Freude machte, ſo ſuchte er ihm das dadurch zu danken, daß er ſich eifrigſt angelegen ſeyn ließ, keinen ſchönen oder kräftigen Ausdruck, keine bedeutende, in unſre Sprache übertragbare Metapher, keine der feinern Schattirungen oder Wendungen,

keine Grazie, die er erhaſchen konte, ſich entgehen zu laſſen. Uebrigens wich er auch hier nicht von ſeinen alten Ueberſezungsmaximen ab, und wolte durchaus kein lateiniſch Teutſch ſchreiben.

Wenig felte, daß Wieland nicht zu Zeiten über jener alten Kataſtrophe die neuere vergeſſen hätte, die er ſelbſt erlebt hatte, „aber leider! — wie er ſchreibt — nicht als handelnde, ſondern als leidende Perſon, oder als bloßer ohnmächtiger Zuſchauer, der anſtatt zu applaudiren oft lieber hätte raſend werden mögen, daß er nicht wenigſtens wie Roland raſen, Eichbäume und Weißtannen ausreißen, und damit unter den Feinden Gottes und der Menſchen eine ſo ſchreckliche Niederlage anrichten konte, daß man noch nach tauſend Jahren in allen Spinnſtuben davon zu erzälen gehabt hätte. — Ich geſtehe, dies iſt nicht ſehr Chriſtlich, aber es iſt wenigſtens Sokratiſch: denn der höchſte Begrif, den ſich der gute Sokrates von einem wackern und tauchli-

chen Manne machte, war, daß er ein Mann ſey, der immer den Willen habe, ſeinem Vaterland und ſeinen Freunden alles mögliche Gute, den Feinden derſelben hingegen alles nur erſinnliche Böſe zu tun. — Aber wo bin ich auf einmal hingeraten? Wenigſtens nicht aus unſerer Zeit hinaus, wo man beinahe täglich Dinge hört, die diejenige von unſern drei Selen, welche der göttliche Plato die *zornmütige* nent, in einem ewigen, geiſtigen Gallenfieber erhalten. Das Beſte in der ſchönen Ordnung der Dinge, in die uns der Himmel (pour nos péchés) zu ſezen für gut gefunden hat, iſt noch, daß gerade dieſe ununterbrochene Folge von unerwarteten Ereigniſſen, die beinah in geometriſcher Proporzion immer ärger und ärgerlicher werden, uns wenigſtens vor *fixen Ideen* bewart; denn das alles wälzt ſich über einander wie die Wogen einer ſtürmiſchen See, und bevor man Zeit hat, einer Diablerie recht ins Geſicht zu ſehen, fällt ſchon eine noch gräßlichere über uns her.“ Wiewol

ſich nun Wieland in ganz unbefangenen Augenblicken beſchied, daß die Zeitgenoſſen der großen Weltſchauſpiele zu nahe und nicht hoch genug ſtänden, um ein weltbürgerliches Urteil darüber zu fällen, wovon er an Cicero das Beiſpiel immer vor Augen hatte; ſo war es doch dem ſo echt und rein weltbürgerlich geſinten Manne nicht möglich, den Gedanken von ſich abzuhalten, wie dies alles nun wol mit dem zuſammenhangen möge, was Leſſing die Erziehung des Menſchengeſchlechts genant hatte. Warf er nun aber, erfüllt von dieſem Gedanken, einen beobachtenden Blick auf die Gegenwart, und ſah die immer mehr einreißende Gleichgiltigkeit gegen den höheren Menſchenwert, in welcher man von der einen Seite Religion, Moralität und Literatur zu ſchändlichen Werkzeugen des ſchreiendſten Unrechts misbrauchte und erniedrigte, von der andern die Unterſchiede zwiſchen Zwang und Pflicht, Gewalt und Recht, Aberglauben und Glauben, Vernünftelei und Vernunft, immer weniger

achtete, ſo war es wol natürlich, daß ihm gegen die fortſchreitende Veredlung des Menſchengeſchlechts wiederum nicht unbedeutende Zweifel erwachſen mußten. Wäre er nun wirklich der Mann geweſen, der nie auf einem andern als dem gemeinen realiſtiſchen Standpunkte geſtanden hätte, ſo würde er jezt triumphirend gefragt haben, ob er nicht Recht gehabt. Der aber hat Wielanden nie erkant, der ihn im Ernſt auf dieſem Standpunkt geglaubt hat. Wie hätte Wieland aber einen ſolchen ſicherer widerlegen können, als da Er, der für ſeine Perſon nicht bedrückt, ſondern vielmehr geſchont, geehrt und vor Tauſenden ausgezeichnet war, am nahen Ziele ſeiner Bahn nur in dem Gedanken Beruhigung fand, daß die Beſten und Edelſten ſich eng und immer enger zuſammenſtellen und einen heiligen Bund für Wahrheit und Recht ſchließen würden, welcher, das höhere Menſchenleben treu in ſich bewarend, für die Zukunft einen ſicheren Halt darböte.

Solch einen Bund ſolte Wieland ſelbſt noch

finden, und, indem er als Mitglied in denſelben trat, zugleich auch für die Zeit, die er ſelbſt nicht mehr ſehen würde, die Beruhigung, deren ſein edles, menſchenliebendes, und von der höheren Menſchheit durchdrungenes Herz noch bedurfte. Am 4. April 1809 wurde er von der Freimaurerloge Amalia zu Weimar auf eine ausgezeichnete Weiſe als Bruder aufgenommen. Wenn ein Mann wie Wieland, der bei ſeiner Klarheit, heiteren Vernünftigkeit und ruhigen Beſonnenheit Zeit ſeines Lebens alles Myſteriöſe und geheimtuende Wunderweſen entſchieden von ſich abgehalten, ja bekriegt hatte, in ſeinem hohen Alter, bei völlig ungeſchwächter Geiſteskraft, in eine ſolche Verbrüderung tritt, ſo ſucht er gewiß darin nicht das Unſichtbare zu ſehen, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unmögliche wirklich zu machen, und würde durch ein bloßes Spiel mit Symbolen ſo wenig als durch eine alltägliche Klubbgeſellſchaft befriedigt geweſen ſeyn. Allen Forſchungen nach hermetiſchen, magiſchen, gnoſti-

ſchen und kabbaliſtiſchen Geheimniſſen würde dieſer Mann bald entflohen ſeyn, feſt konte ihn nur halten das ernſte, tätige und anhaltende Streben, vor allem Sich ſelbſt, und dann auch, ſo viel möglich, die übrigen Menſchen dem Ideale der Humanität, dem, was der Menſch, gleichſam als ein lebendiger Stein in der ewigen Stadt Gottes, zu ſeyn beſtimt iſt, durch unermüdete Bearbeitung immer näher zu bringen, und dabei nie dem kleinmütigen Gedanken „nach dem Unerreichbaren zu ſtreben ſey vergebliche Mühe" Gehör zu geben. Ihm kan die wahrhaft königliche Kunſt keine andere ſeyn, als die Kunſt recht zu leben. So ſezt er auch hier nur das Geſchäft ſeines Lebens fort, wiſſentlich und abſichtlich an dem Baue, deſſen Gipfel ſich im Unendlichen verbirgt, und zu deſſen Förderung der höchſte Baumeiſter der Welten uns Alle berufen hat, nach Vermögen zu arbeiten. Treibt er aber auch jezt nur, was er ſein ganzes Leben lang trieb, ſo geſchieht es

doch jezt mit größerer Gewißheit, gleichſam einer Verbürgung, nicht blos im Andenken der Nachwelt fortzuleben, ſondern auch fortzuwirken. „Was iſt denn, ſagte er, eines jeden, dieſes Namens würdigen, Menſchen wahres Leben? Was verdient dieſen ſo viel umfaſſenden, ſo viel bedeutenden Namen im höchſten Sinne? Etwa jenes unſtete Hin- und Herwogen auf dem ſtürmiſchen Meere der Sinnenwelt, wo wir nichts, was außer uns iſt, unſer nennen können, und jeder Augenblick, indem wir uns ſeiner verſichern wollen, bereits von dem folgenden verſchlungen iſt? Oder etwa dieſe dumpfe Art von Daſeyn, die der Menſch mit dem Tiere des Feldes gemein hat, und worin ſich ſeine ganze Tätigkeit auf Befriedigung ſeiner ſinlichen Triebe und Bedürfniſſe, und wenns hoch komt, auf Erſtrebung ſelbſtſüchtiger, von tauſend Zufälligkeiten abhängender und daher auch ſelten gelingender Entwürfe beſchränkt? Mit Einem Worte, beſteht das Leben in dem, weswegen es den Namen

eines Traums verdient? Oder nicht vielmehr in wolgeordneter und, ſo viel möglich, ununterbrochener Uebung und Anwendung der edelſten Kräfte unſers Geiſtes und der ſchönſten Geſinnungen und Gefüle unſers Herzens, wodurch beide eine unverwandte Richtung auf Beförderung des Guten außer uns, d. i. auf ſolche Kraftäußerungen, welche als Beſtandtheile des allgemeinen Wols und der allſeitigen Ausbildung und Vervolkomnung der Menſchheit anzuſehen ſind? Lebt nicht jeder edelgeſinte Menſch weniger für ſich ſelbſt, als für andere? Iſt nicht ſein Daſeyn, mehr oder weniger, eine immerwärende Aufopferung? War nicht, aus dieſem Grunde, ein ſich ſelbſt nach und nach verzerendes Licht von Alters her das ſchönſte Sinnbild eines edlen und guten Menſchen? Und kan man alſo nicht mit Wahrheit ſagen: Das Leben im Andenken der Nachwelt, da es nur die natürlichſte Folge ausgezeichneter und immer fortwirkender Verdienſte iſt, ſey mit dem vorhergegangenen ſichtbaren Leben in der Mit-

welt gleichſam aus einem Stücke, und als eine wirklich fortgeſezte Perſönlichkeit in derſelben zu betrachten?"

Auf ſolche Weiſe wirkte unſer Wieland an dem ſchönen Werke ſeines Lebens auch in den lezten Tagen fort, und es gelang ihm dadurch, ſeine innere, reine Glückſeligkeit auch in den ſchrecklichſten Stürmen der Zeit nicht ganz zerſtört zu ſehen, da ſie auf ſo gutem Grunde ruhte. War es aber ein Wunder, wenn auch alles wetteiferte, die Zufriedenheit eines ſolchen Greiſes befördern zu helfen? Seit ſeiner Rückkehr von Osmanſtädt war jedes Jahr ſein Geburtstag ein Feſttag für alle gebildeten Bewohner Weimars, die ſich zu eben dieſem Behuf i. J. 1809 auch nach Belvedere begeben hatten. Als er in eben ſolchem Kreiſe ſeinen 80ſten Geburtstag i. J. 1812 zu Jena feierte, überraſchten ihn die Brüder mit einem Beweis ihrer Achtung, indem ſie ihm eine einfache, auf ihn verfertigte, Medaille überreichten. Faſt glücklicher jedoch als dieſe Feier, die ihn ſelbſt

Gröſse der Gedächtniſs-Medaille.
WIELAND
DEM UNSTERBLICHEN SÆNGER

betraf, machte ihn, daß er nun fortwärend in einem ſchön verbundenen Kreiſe jedes Jahr den 24. Oktober feiern konte, den Stiftungstag der Loge, und den Geburtstag ihrer erhabenen Stifterin Amalia, deren Gedächtniß lebendig zu erhalten ihm eine ſo ſüße als heilige Pflicht war.

Zu den ſehr großen Freuden ſeines hohen Alters gehörte auch noch, daß ſein Schwiegerſohn Reinhold und ſeine älteſte Tochter Sophie mit zwei hofnungsvollen Enkeln i. J. 1809 von Kiel zu ihm kamen, und den Sommer bei ihm verlebten. Mit hoher Freude erfüllte es ihn, daß die erhabene Mutter Kaiſers Alexander auf ſeine Vermittelung für Seume eine jährliche Penſion ausſezte, und es ſchmerzte ihn nur, daß die Nachricht davon erſt zwei Tage nach Seume's Tode, den in ſolchen Fällen ein beſonderer Unſtern verfolgte, ankam. Indeß ſtand auch ihm noch ein harter Unfall bevor, indem er am 11. Sept. 1811 durch einen Umſturz des Wagens das Schlüſſelbein zerbrach, wärend

ſeine jüngſte Tochter Luiſe noch weit gefärlicher verlezt ward. Mit welchem Stoizismus er dieſes widrige Geſchick ertrug, bewunderten alle, die ihn zu jener Zeit ſahen. „Die ſchmerzlichen Folgen des Falles, ſchreibt Göthe, die Langeweile der Geneſung ertrug er mit dem größten Gleichmut, und tröſtete mehr ſeine Freunde als ſich ſelbſt durch die Aeußerung: es ſey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wol billig geſchienen haben, daß er auch auf dieſe Weiſe die Schuld der Menſchheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem ſich ſeine Natur wie die eines Jünglings ſchnell wieder herſtellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe phyſiſche Kraft verliehen ſey. Wie ſich nun ſeine Lebensphiloſophie auch bei dieſer Prüfung bewärte, ſo brachte ein ſolcher Unfall keine Veränderung in der Geſinnung noch in ſeiner Lebensweiſe hervor. Nach ſeiner Geneſung geſellig wie vorher, nam er Teil an den herkömlichen Unter-

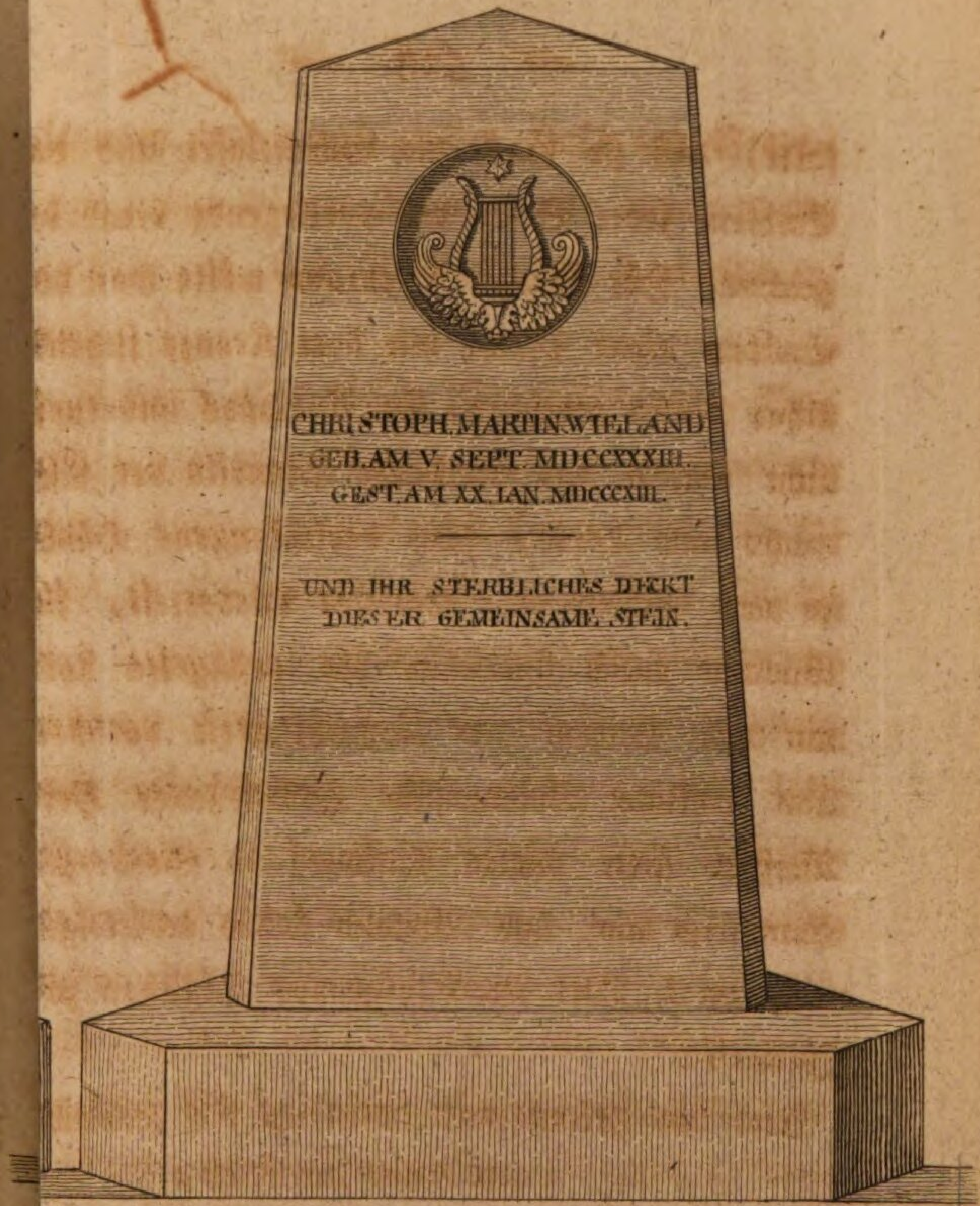
haltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder."

Wärend aller dieſer Abwechſelungen, Beſchäftigungen und Genüſſe eines ſo gemütvollen Lebens hatte Wieland indeß den Plaz ſtiller Ruhe zu Osmanſtädt nicht vergeſſen. Durch die Vermittelung eines Freundes war es dahin gediehen, daß derſelbe von ſeinem dermaligen Beſizer abgetreten wurde, und er gehört ſeit dem Auguſt 1804 unveräußerlich der Familie Brentano zu Frankfurt am Main. Schon damals tat man den Vorſchlag, ein Denkmal daſelbſt zu errichten, und da Wieland beſtimt erklärt hatte, nach ſeiner irdiſchen Pilgerſchaft auch dort zu ruhen, ſo war die Aufgabe, durch Ein Monument die drei dortigen Gräber zu bezeichnen, und man genemigte die Idee eines jüngeren Freundes, eine dreiſeitige Pyramide zu errichten, die in der Mitte der drei Gräber auf einem kleinen Raſenhügel ſo aufgeſtelt werden

ſolte, daß ſie durch die Schrifttafel und das Emblem jeder Seite das vorliegende Grab bezeichne. Für Sophie Brentano wälte man das Emblem einer Pſyche mit dem Kranze jugendlicher Roſen umgeben, für Wielands unvergeßliche Gattin das ſprechende Sinnbild der Eintracht und Treue, zwei verſchlungene Hände in dem Eichenkranze teutſcher Biederkeit, für Wieland ſelbſt ſpäterhin die geflügelte Lyra mit dem Sterne der Unſterblichkeit darüber. Der trefliche Weimariſche Hofbildhauer Herr Weißer fürte dieſen Entwurf in Seeberger Sandſtein aus, und Wieland ſelber verfertigte noch am 6. Dec. 1806 folgendes Diſtichon zur Inſchrift:

Liebe und Freundſchaft umſchlang die verwandten Selen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieſer gemeinſame Stein.

Wer noch im einbrechenden Winter des Jahres 1813 ſah, welcher fortdauernden Geſundheit der achtzigjährige Greis genoß, und welchen Anteil er noch an Ifflands kunſtreichen



ls.

smañstädt.

Decbr. 1806.

en Seelen, im Leben

me Stein.

Darſtellungen auf der Weimariſchen Büne nam, der hätte nicht gefürchtet, daß auch ſein Sterbliches nun ſo bald dort ruhen ſolte. Unerwartet aber bekam er einen ſchlagähnlichen Zufall. Nach einer Stunde ſchien die Natur durch einen Fieberfroſt ſelbſt eine Kriſe zu machen, und ſein Arzt entfernte wirklich durch die zweckmäßigſten Mittel für die erſten Tage alle Gefar; doch in der Nacht vom 13ten Januar wiederholten ſich die krampfhaften Zufälle, und das Fieber kerte zurück. Von jezt an nam die Gefar zu; doch den Blick des ehrwürdigen Greiſes trübten keine Bilder des Todes. Nicht ganz ohne Schmerzen waren die lezten Tage; allein, ſo wie er ruhiger wurde, beſchäftigte ſich ſeine Phantaſie nur mit der Gegenwart, mit ſeinen Kindern, und mit der Beendigung ſeiner Ueberſezung der Briefe Cicero's. Der neunte Tag war ruhiger, und gab Hofnung; am zehnten aber kerte das Fieber mit Heftigkeit zurück; mannichfache Bilder der alten klaſſiſchen Zeit gingen vor ſeiner Sele

vorüber; italieniſche Worte, die man von ihm hörte, deuteten, daß er in den Gefilden Arioſto's wandle, und unerklärlich ahnend ruhte ſein edler Geiſt zulezt auf Shakſpeare. Seine geliebten, ihn wehmutsvoll umgebenden, Kinder vernamen in den Abendſtunden mehrere Male ſchwach, aber doch vernemlich, Hamlets berühmte Worte: Seyn oder Nichtſeyn, die er teutſch und dann auch engländiſch ausſprach. Hierauf ward er ruhiger, und ſchien ſanft zu ſchlummern; aber kurz vor Mitternacht trente die ſchöne Sele ſich von der irdiſchen Hülle. (20. Januar 1813.)

Tief war der Eindruck, den dieſe Trauer-Nachricht auf ganz Weimar machte, eben ſo allgemein aber auch der Wunſch, in den irdiſchen Ueberreſten noch das Andenken des edlen Verewigten zu ehren. Es liegt etwas ſo Tröſtliches in dieſer lezten Pflicht, und etwas ſo Heiliges zugleich, daß kein zartes Gemüt ihrer entſagen möchte! Die Brüder-Maurer beſchloſſen daher ein feierliches Todenopfer. Wielands

noch lebender älteſter, 43jähriger Freund, der Legazionsrath Bertuch räumte dazu das durch architektoniſche Verzierungen paſſende Lokal ſeines mittleren Gebäudes ein, welches ſchwarz ausgeſchlagen und zweckmäßig verziert wurde. Hier wurde die Hülle des ehrwürdigen Dichters und Weiſen am Sonntag Abend den 24. Januar von 8 — 10 Uhr auf einem Katafalk ausgeſtelt. Der Kopf, welchen über der ſchwarzen Samt-Kalotte ein Lorberkranz zierte, ruhte auf blauſeidenen Küſſen, mit goldenen Spizen beſezt. Ueber den unteren Teil des Sarges, ſo wie über den Deckel, war eine blauſeidene Decke mit Gold beſezt ausgebreitet, und den Körper kleidete ein weißes Sterbegewand. Auf dem Deckel lagen oberhalb auf einem roten Samtkiſſen Oberon und Muſarion, in den Prachtausgaben von Göſchen und Degen, in Maroqvin gebunden, und mit einem großen Lorberkranz umwunden. Darunter — gleichſam aus dieſen klaſſiſchen Werken entſprungen — ruhten auf einem roten ſamtnen und darauf

liegenden kleinern Kiſſen von weißem Atlas der Kaiſerl. Ruſſiſche St. Annen-Orden, ſo wie der Kaiſerl. Franzöſiſche Orden der Ehrenlegion.

Schmerzenvoll wallfarteten zalloſe Verehrer und Freunde, in jenen Abendſtunden, den Vollendeten noch einmal in Weimars Mauern zu ſchauen. Unverändert waren ſeine Züge; der Todesengel hatte nur einen erhöhten milden Ernſt darüber ausgegoſſen, daß er ganz das Bild eines Verklärten darſtelte.

In der folgenden Nacht wurde die Leiche ſtill nach Osmanſtädt gebracht, und in dem Gartenſale des Gutsgebäudes einſtweilen beigeſezt und bewacht. Am Nachmittag des 25. Januar verſammelten ſich die ſämtlichen Brüder der Loge Amalia und eine große Anzal von Wielands Verehrern und Freunden in dem Schloſſe zu Osmanſtädt. Auch die franzöſiſche Geſandſchaft und eine Deputazion der Stadt Weimar erſchien, und drückte öffentlich ihre teilnemende Achtung und Verehrung aus. Um 3 Uhr be-

gann der Zug zur Beerdigung. Auf dem Sarge lag wieder ein Band von Wielands Werken, mit dem großen Lorberkranz umgeben, und daneben die beiden Orden. Der Sarg ward von 16 Maurer-Brüdern getragen. Zunächſt dem Sarge folgte der franzöſiſche Geſandte, Baron St. Aignan, mit dem älteſten Sohne Wielands, und an ſie ſchloß ſich die übrige anſehnliche Begleitung paarweis an. Es war ein ſchöner, zwar kalter, aber ſonnenheller Wintertag. Die einfachen Glocken der Dorfkirche läuteten; mit inniger Wehmut war die ganze Gemeinde des Orts herzugeſtrömt, um ihrem alten Gutsherrn, wie ſie Wieland noch immer nanten, die lezte Ehre zu erweiſen. Treue maureriſche Freundſchaft umgab die ehrwürdige irdiſche Hülle, und ſo näherte ſich der Zug die lange Allee des ehemaligen Schloßgartens hinab dem Bosket, wo das Grab ſich befand. Hier war das Weimariſche Chor verſammelt, und ſtimte bei Annäherung des Zugs einen ſanften Trauergeſang an. Der Sarg

wurde am Grabe niedergeſezt, und Herr O. C. R. Günther hielt noch eine kleine, aber herz- und gemütvolle Rede, worauf, unter Anſtimmung des Geſanges von Stockmann: Wie ſie ſo ſanft ruhn, mit tränendem Blick ein jeder dem Abgeſchiedenen ein leztes Lebewol, und ſanfte Ruhe ſeiner Aſche wünſchte.

Heilig ſey uns das Angedenken eines der reinſten, ehrwürdigſten und liebenswürdigſten Menſchen!

Wenn nach vielen, vielen Jahren die Enkel unſerer Enkel nach der heiligen Stätte wallfarten, wo duftende Blumen ſeine Hülle freundlich decken, dann mögen ſie ſich erzälen, wie er durch ſein langes Leben unermüdet nach dem Wahren forſchte, das Gute übte, und das Schöne darſtelte; wie er redlich und mit beſonnenem Eifer für die Ehre der teutſchen Literatur ſich bemüht, unter uns ſie gefördert, im Ausland ſelbſt ihr Achtung verſchaft hat: denn welche ziviliſirte Nation in Europa kante, ehrte und liebte ihn nicht? Mag es doch ſeyn, daß

die eigene Quelle der Poeſie minder reich bei ihm ſtrömte als bei andern; allein er hat die ſchönſten Quellen der Griechen, Römer, Engländer, Franzoſen, Italiener und Spanier in ihr Bett geleitet, daß ſie ſo erweitert als ein herrlicher Strom dahinfloß. Daß er, der Einzige, Luzian und Horaz, Xenophon und Shaftesbury, Arioſto und Cervantes, Voltaire und Chaulieu, Sterne und Metaſtaſio unter uns erneuert, hätte nie Tadel, nur immer Dank verdient, und wol mit Recht waren unſere Väter ſtolz auf einen ſolchen Mann. Er lieferte uns Muſter von didaktiſchen Gedichten, dergleichen keine andere Nazion hat; Er fürte das romantiſche Epos unter uns ein, und iſt von keinem ſeiner Nachfolger übertroffen; Er gab uns die erſten philoſophiſchen Romane, deren innerer Gehalt, unter allem Wechſel der Mode, und ſelbſt als ſpäterhin Meiſterwerke dieſer Art erſchienen, ihnen Dauer ſichert; Er gab uns Singſpiele, wie wir ſie nicht geahnet hatten und als es noch kein erträgliches unter

uns gab; Er war einer der melodiöſeſten Sänger, und ſelbſt die teutſche Sprache verdankt ihm mehr, weit mehr als manche glauben, da Er es vorzüglich war, durch den ſich die feinere Umgangsſprache bildete, durch welche allererſt die franzöſiſche aus den höheren Zirkeln verdrängt ward. Welchen Dienſt er dadurch der ganzen teutſchen Nazion geleiſtet, iſt kaum ermeßlich! Und wie viel Wiſſenswürdiges hat nicht Er allein zur Kunde der Gebildeten ſeines Volkes gebracht? Ja hat er nicht ſelbſt ſeiner Zeit und ſeinem Volk eine höhere Bildung gegeben? Die Grazien, dieſe ſteten Gefärtinnen ſeines Lebens, hat er in die geſelligen Kreiſe unſerer Väter eingefürt, daß ſie nun die frohen Teilnemerinnen unſrer Freuden und nicht mehr rohen oder ſteifen Gelage ſind. An der Hand freundlicher Muſen ließ er die Weisheit erſcheinen, nicht um das Leben zu trüben und zu verdüſtern, ſondern um es zu beglücken, indem ſie es veredelte. Gegen die Torheiten ſtand ihm ein lächelnder Satyr zur

Seite, aber auch dieſer mußte der Weisheit, ſogar durch Mutwillen, dienen. Mild gegen den Irtum, ſchonend gegen Feler, war er für Vernunft, für Tugend und Recht, für alles, was der Menſchheit heilig iſt und was allein dem höheren Menſchenleben Wert gibt, ein unermüdlicher, eifriger Kämpfer, ſo wie ein furchtbarer Bekämpfer aller Verfinſterung, aller Unterdrückung. Menſchenfurcht war ihm ſo fremd wie Todesfurcht, denn wie er lehrte, ſo lebte er. Veredlung und Beglückung ſeines Brudergeſchlechts war ſein Ziel. Selbſt Gottesfurcht war nicht in ihm, wol aber innige, kindliche Liebe Gottes, und darum nam er dankbar alles Gute, mit ruhiger Ergebung das Unglück hin; er ſchwazte nicht Philoſophie und Religion, betätigte ſie aber im Handeln. Nur Schein war es, wenn er im Irdiſchen verſunken und ganz ihm hingegeben erſchien; in ihm war und wirkte das Höhere, allein er kante nichts Höheres als die Vernunft, die ſich nicht aufſpreizt wie die Phantaſterei, und ſich nicht

auf Stelzen ſtellt, um gröſſer zu ſcheinen. Das wahrhaft Groſſe lärmt nicht und pralt nicht, es iſt und tut. Gibt es aber im Leben etwas Gröſſeres, als nie in Gemeinheit ſinkend, den Sinn ſtets auf das Edle gerichtet, unausgeſezt ein guter Menſch, Bürger, Gatte, Vater und Freund zu ſeyn? Höchſtens kan der unausgeſezte Eifer noch höher ſtehen, der nicht abläßt, ſo viel in ſeinen Kräften iſt und ſo weit ſeine Kräfte reichen, eben dies bei dem jezigen oder künftigen Menſchengeſchlecht zu bewirken. Weſſen Eifer dafür war aber gröſſer als Wielands? Er, der ſo wenig haſſen als beneiden und verläumden konte, der ſelbſt an den ungeheuern Ereigniſſen ſeiner lezten Tage, die ihm als Menſchen und als Teutſchen oft ſo gewaltig ans Herz griffen, doch ohne Parteiſucht und ohne Grimm Anteil nam, geſtand doch einen Haß ein, den Haß nämlich gegen einen ſolchen Mann,

Der, wenn ihn auch kein Amt zum Dienſt
der Welt verbindet,
Beruf, und Eid und Pflicht nicht in ſich
ſelber findet.

Sie fand Wieland in ſich, ihnen gemäß lebte er, in dieſem Bewußtſeyn ging er lächelnd dem Tod entgegen. Heilig ſei uns Dein Angedenken, du lieblicher Sänger, du echter Weiſer, du verdienſtvoller Teutſcher, du edler Menſch!

Zuſätze und Erläuterungen.

Die Geburt hat mich in Umſtände verſezt, welche mir alle Hofnung, jemals nur mittelmäßig glücklich zu werden, hätten benehmen ſollen. Schon in meinen Voreltern bis in den vierten aufſteigenden Grad, hat mich das Glück verfolgt, und die ſchwachen Strahlen, die mir einige beſſere Ausſichten gaben, hat ein funfzehnjähriger Prozeß einer Großmutter ausgelöſcht, welche das Schickſal, zum Beſten der Advocaten und zu meinem Unglück, mit dem Charakter der Frau Gräfin von Pimbeche, Orbeche u. ſ. w. begabt hat. Ich ſehe als einigen Erſaz für dieſe Nachteile an, daß meine Väter, ſeit ein paar Jahrhunderten den Ruhm der ehrlichſten und edelmütigſten Leute in meiner kleinen Vaterſtadt behauptet haben. — G. S. 1, 333 fg.

Man hat in meiner erſten Kindheit eine beſondere Ernſthaftigkeit und Zärtlichkeit an mir bemerkt, die ſich auch im Spielen äußerte. Meine Eltern, denen die Vorſehung ſehr wenige Glücksgüter und deſto mehr Redlichkeit und Liebe zu mir gegeben, zogen mich ſorgfältig auf. Bis in mein vierzehntes Jahr legte ich teils unter meinem Vater, teils unter andern Lehrern Gründe im Latein, Griechiſchen, Hebräiſchen, in der Mathematik, Logik und Hiſtorie *). Ich liebte die Poeſie von meinem eilften

*) Ich habe ſchon vom neunten Jahre an, ohne Anweiſung Verſe, lateiniſche und teutſche, gemacht, — bin als ein Knabe von acht Jahren über die Helden des

Jahre an ungemein. Gottſched war mir damals magnus Apollo, und ich las ſeine Dichtkunſt unaufhörlich. Brockes war mein Leibautor. Ich ſchrieb eine unendliche Menge von Verſen, beſonders kleine Opern, Cantaten, Ballette mit Schildereien nach Art des Herrn Brockes. Ich pflegte deswegen ſchon mit der erſten Morgenröthe aufzuſtehen, weil ich des Tages über keine Verſe machen durfte. Im zwölften Jahre übte ich mich ſehr in lateiniſchen Verſen, und weil ich in meinen kindiſchen Gedanken zu ſtolz war, kleine Verſuche zu machen, ſo ſchrieb ich ein Gedicht in 600 Verſen im Genre Anakreons von der Echo, und ein großes Gedicht in Diſtichis von den Pygmäen, welches eine Satyre auf eines Rectors Frau war, und wobei ich den Vers des Juvenal zum Grund legte: Et levis erecta consurgit ad oscula planta — — Ich verbrannte ſchon damals die meiſten dieſer ſaubern Werklein, die mir meine Mama nicht rettete **). Ich liebte die Einſamkeit ſehr, und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuſchildern. Ich lernte auch ein wenig zeichnen. Im vierzehnten Jahre ſchickte man mich nach Kloſterbergen bei Magdeburg, eine der beſten Schulen in Teutſchland. Hier legte ich Gründe in allen philo-

---

Cornelius Nepos entzückt geweſen, nnd habe vor Verlangen ein Epaminondas oder Phocion zu werden geglühet, — u. ſ. w. G. S. 1, 304.

**) Seiner Mutter gelang es jedoch, einen ziemlichen Vorrat zu retten; als ſie ihm aber denſelben zeigte, da er ſchon Mann geworden, warf er auch dieſen ins Feuer, und die Liebhaber von Curioſitäten dürfen daher auf keinen Fund rechnen. — Aus der früheſten Kindheit erinnerte er ſich noch eines Verſes, der ſich anfing:

Fromme Kinder, die gern beten,
Müſſen vor den Herren treten.

logiſchen, mathematiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften, wie auch in der Theologie, der ich gewidmet war. Sobald ich aber im funfzehnten Jahre über Wolfen und Baylens Dictionaire kam, abandonirte ich Alles um die Philoſophie. Ich las viele franzöſiſche Piecen von Fontenelle, d'Argens, Voltaire. Damals machte ich nach Art des Pygmalions des S. Hyacinthe einen philoſophiſchen Aufſaz, worin ich aus philoſophiſchen Prinzipiis, die ich durch einen Syncretismum der democritiſch-leibnitziſchen Lehren herausbrachte, zeigen wollte, wie die Venus gar wohl hätte, ohne Zuthun eines Gottes, durch die innerlichen Geſetze der Bewegung der Atomen, aus Meerſchaum entſtehen können, und daraus den Schluß machte, die Welt könne ohne Gottes Zuthun entſtanden ſeyn. Ich bewies aber in eben dieſer Schrift, daß Gott nichts deſto weniger als die Sele dieſer Welt exiſtire. Dieſer Aufſaz fiel meinen Lehrern in die Hände, und machte mir viel Verdruß, welcher noch größer würde geweſen ſeyn, wenn nicht meine übrige Aufführung ſo ſehr moraliſch geweſen wäre *). Unterdeſſen meditirte ich doch immer, glaubte nichts ohne Prüfung, und fiel endlich in Zweifel wegen der Wirklichkeit Gottes, die mir viele Thränen und ſchlafloſe Nächte koſteten. In dieſen zwei Jahren, als ich in Bergen war, fand ich an einem gewiſſen Herrn Räther, einem meiner Lehrer, einen andern Vater. Er gab ſich viele Mühe, mein Herz zu bilden, und es gelang ihm ziemlich, da er mich vollkommen kannte und ein Menſchenfreund war. Ich las damals auch Herrn Breitingers Dichtkunſt, Hallers Gedichte, den Meſſias und eine Menge kritiſcher Schriften. Ich hatte in der Zeit von meinem zwölften bis ins ſechszehnte Jahr faſt alle Autoren des goldenen und ſilbernen Zeitalters geleſen, Livium, Terentium, Virgil, Horaz; Cicero aber liebte ich am meiſten. Im ſechszehnten Jahre kam ich nach Erfurt zu einem

*) Vergleiche G. S. 1, 330.

Anverwandten, der mich viel Gutes und Böſes in der Philoſophie lehrte *). Ich prüfte aber Alles; war eine Zeitlang Materialiſt, und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philoſophie. Erſt alsdann gefiel mir die Theodicee, weil ſie mit den Meditationen, auf die ich ſelbſt gerathen war, oft conincidirte, und ich verband ihre Lectur mit Bayle und Bruckern. Um dieſelbe Zeit ging ich mit einem epiſchen Gedichte um, von dem ich ein gutes Stück in teutſchen Hexametern anfing. Ich verließ dies

*) Brief an Riedel v. 10. Aug. 1768 „Ich kenne Baumer, beſſer als Sie vermuthen, weil ich das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter ſeinen Augen zu leben, an ſeinem Tiſche zu hungern (denn vom eſſen war nicht viel die Rede) und von ſeiner Philoſophie eine ſo abſcheuliche Menge von Selenblähungen zu bekommen, daß ich ohne Amors Beiſtand, der mich im Auguſt 1750 durch den erſten Anblick der liebeathmendſten Kreatur, die ich jemals gekannt habe, plötzlich metamorphoſirte, nimmermehr davon wieder zurecht gekommen ſeyn würde. Das Uebel mußte wirklich groß geweſen ſeyn, weil ſogar die mirabiles amores, welche mir dieſe Dame (die ſeit acht Jahren meine Freundin und gute Baſe iſt, und damals meine Göttin war) einflößte, und die erſtaunliche Veränderung, welche ſie in meiner Sele wirkte, dennoch einen ſo großen Widerſtand in der metaphyſiſchen Verwickelung meines Gehirns fand, daß das erſte Opfer, welches ihr meine glühende Liebe brachte, ein ſo ſeltſamer Zwitter von metaphyſiſchem Schulgewäſche und von der beſten Poeſie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menſchen von 17 Jahren eingehaucht hat, war, wie Sie vermuthlich das Lehrgedicht: Von der Natur, mit mir finden werden." W. S. 1, 200 fg. — In ſpäterer Zeit, wo W. des gekränkten Appetits weniger gedachte, ließ er Baumern mehr Gerechtigkeit wiederfahren, und erkante das im Don Qvixote ihm dargebotene Korrektiv gebührend an.

Sujet, weil es eine Götterfabel war. In Erfurt hatte ich keinen Freund; denn ich fand Niemand, der Geſchmack und Liebe zur Tugend in ſich verband. Im ſiebzehnten Jahre mußte ich nach Hauſe; ich blieb den Sommer über im Jahre 1750 zu Biberach. Ich wurde abweſend mit einer Baſe bekannt, deren Sele ich mit der meinen ſo vollkommen harmoniſch fand, daß ihr zur Gleichheit nur meine Fehler gebrachen. Ihre Freundſchaft, und endlich auch ihr obwohl kurzer Umgang, machte mich plötzlich zu einem ganz andern Menſchen. Kaum ging mit dem Junius Brutus eine ſolche Veränderung vor. Aus einem flüchtigen und zerſtreuten Kopfe ward ich geſetzt, zärtlich, edel; ein Freund der Tugend und Religion. Ich kam hierauf hieher (nach Tübingen), um, wie mir befohlen war, Jura zu lernen. Ich fand aber keinen Geſchmack daran, und fuhr alſo fort, doch mit einigem, und vielleicht nicht ungegründetem, Widerwillen die ſterilen ſchönen Wiſſenſchaften und Philoſophie zu treiben **). Ich ſchrieb im Februar, Merz, April des 1751 Jahrs das Lobgedicht, im Mai den Lobgeſang auf die Liebe, im Juni und Juli den Herrmann. Ich habe hier keine Lehrer gehabt, ſondern beſtändig allein ſtudirt. Der Mangel des Umgangs mit geſchickten Leuten und Freunden hat mir ſehr geſchadet. Ich bin im-

**) Meiner Eltern Abſicht war, daß ich mich auf eins von den gelehrten Handwerken legen ſollte, durch welche man, wo nicht ſein Glück machen, doch wenigſtens ſein Brod verdienen kann. Soll ich ſagen, daß es mein Glück oder Unglück geweſen, daß ich ihnen nicht gefolget? Ich folgte in meinen Studien bloß meinem Geſchmacke und einem gewiſſen Triebe meines böſen oder guten Dämons. Ein unüberwindlicher Abſcheu hielt mich von der Juriſterei, die Schwäche meiner Bruſt vom Predigen, und ein gleichfalls mechaniſcher Ekel vor todten Körpern, Krankenſtuben und Spitälern, von der Medicin ab. — G. S. 1, Vgl. 1, 64 fg.

mer allein, und ich fürchte, daß mich dieſes etwas farouche und pedantiſch machet, ſo ſehr mir beides zuwider iſt. — — Da mein Hauptſtudium geweſen, den Menſchen kennen zu lernen, die Vorurtheile in mir zu tilgen und der rechten Weisheit nachzuſtreben, ſo hat dies meine Art zu denken und zu handeln etwas beſonders gemacht, und es iſt Jemand, der befürchtet, es möchten diejenigen, die mich befördern könnten, eben ſo von mir ſagen, wie der Miniſter beim Herrn v. Bar:

> Il s'est gâté l'esprit pour devenir un sage,
> Il a su reussir, je la plains, c'est dommage.

Doch ich hofte, daß mich die Vorſehung nicht ganz unbrauchbar finden, und mir eine Gelegenheit anweiſen wird, wo ich erſt recht werde anfangen können in den Wiſſenſchaften etwas vor mich zu bringen. Eben jener ſchlimme Prophet hat meinen Charakter in dem Charakter des Thomas in der Meſſiade gefunden, und mich däucht hierin hat er Recht. — Ich muß noch zur Geſchichte der Abenteuer meines Verſtandes hinzufügen, daß ich jederzeit die Schriftſpötter und die boshaftigen Esprits forts, Voltairen, d'Argens, Edelmann, la Metrie, verabſcheuet. Ich nam mir damals vor, vielleicht der erſte Nachfolger Spinoza's zu ſeyn, darin, daß ich dem Kopf nach ein Freidenker, und im Herzen der tugendhafteſte Mann wäre. Ich fand aber bald, daß ohne Gott und Religion keine Tugend iſt. Herr Räther ſchloß immer aus meiner Redlichkeit und unermüdeten Wißbegierde, daß ich, nach allerhand Touren und krummen Wendungen, endlich die gebahnte Straße die beſte finden werde. Doch zweifle ich, ob ich, ohne die beſondere Schickung der Vorſicht, ſo glücklich aus dieſen Labyrinthen herausgekommen wäre. — G. S. 1, 46—52.

S. 89. Um den unſeligen Angrif auf Uz, welcher Wielanden ſpäterhin ſo manche Stunde getrübt hat, richtig beurteilen zu können, dienen einige Stellen aus W's Briefen an Zimmermann. Vom

7. Nov. 1756. „Ich ſende Ihnen meine Chriſtlichen Empfindungen. Aber gehen Sie nicht, nach ihrer eilfertigen Art zu ſchließen, und machen mich von neuem zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeiſt; ich bin ganz und gar ein Menſch, und ſchäme mich deſſen nicht im mindeſten. Mit Grunde können Sie aus dieſer neuen Schrift nichts weiters ſchließen, als daß ich ein ſehr empfindliches Herz, eine lebhafte Einbildungskraft, und eine aus Ueberzeugung entſpringende Liebe zur Wahrheit habe." (G. S. 1, 228.) — Dies ſchreibt derſelbe Wieland, der am 21. Jun. 1756 geſchrieben hatte: „So einſiedleriſch ich hier vielen ſcheine, ſo bin ich es doch noch lange nicht ſo viel, als ich es gerne möchte. Seyn Sie ſo gut und melden mir, ob es keine Wüſte in ihren Gegenden hat; ich habe ſchon ſeit manchem Jahr große Luſt ein Eremit zu werden. Ich verſichere Sie im Ernſt, daß ich der Thorheiten der Welt und meiner eigenen herzlich müde bin." (G. S. 1, 190.) — Und am 2. Jul. ſchrieb er: „Sie ſorgen allzuzärtlich für meine Geſundheit. Ich zweifle, daß ich hypochondriſch ſey. Schwach bin ich in der That, aber doch noch voll Leben. Ich liebe mehr die Ausſichten in ein anderes als in dieſes Leben. Ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination." (G. S. 1, 198.)

Alles dieſes iſt freilich zwei Jahre darauf geſchrieben, nachdem W. Bodmers Haus verlaſſen hatte; noch hatte er ſich aber bei weitem nicht von deſſen Einfluſſe gänzlich befreit, was vielleicht hätte geſchehen dürfen, wenn W. eben ſo entſchieden geweſen wäre als Klopſtock, denn im Grunde hatte Bodmer Wielanden dieſelbe Veranlaſſung zu einiger Unzufriedenheit gegeben. Je mehr befreit von Bodmers Einfluſſe, deſto veränderter wurde Wieland und ſchon d. 12. März 1758 ſchrieb er an Zimmermann: Je ne suis pas aussi Platonique que vous me croyez; je commence de plus en plus à me familiariser avec le gens de ce bas-monde. Et pour vous dire tout en peu de mots, j'aime le beau, le bon, le grand, le sublime, l'agréable, le joli,

partout où je le trouve. J'aime toutes les sortes de perfections en quelque degré qu'elles soient, j'estime tous les talens, tous les merites, tous les arts: j'aime la nature humaine, je ne méprise aucun homme à un tel degré pour ne rendre justice à ce qu'il a de bon. Il faut vous dire plus. Ma morale n'a rien de ce que j'appelle la morale des Capucins. Je vise au caractère du Virtuoso, que Shaftesbury peint si admirablement dans tous ses écrits; j'en suis bien éloigné encore, mais j'y vise pourtant. Vous me faitez quelque injustice en croyant que je compte les Utz, Nicolai etc. parmi les gens du grand monde, ou quelque chose comme cela. Rien moins que cela. Je sais très-bien distinguer le vrai galant homme du petit maître, et le petit maître françois du petit maître allemand, et qui pis est, du petit maître ès arts. — Je ne suis pas dans toutes les idées de Mr. Bodmer. Je suis sujet naturellement à m'emporter trop sur ce qui ne me paroit pas dans l'ordre; mais je travaille à vaincre mes passions, et je souhaiterois de n'avoir pas traité Uz avec tant de rigueur. J'aime Prior et Gay, quoique tous les deux soyent assez fripons; j'aimerois Uz comme j'aime Haguedorn, s'il le méritoit comme celui mérite l'estime de tous les gens sages. Je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoutante comme celle qu'ils nous peignent. Je crois comme vous, que le sage cultive tous ses sens intérieurs et exterieurs, qu'il exerce toutes ses facultés, qu'il jouit de toute la nature, et que c'est lui seul qui sait véritablement l'art de vivre." (G. S. 1, 259. fg.) Späterhin verdroſſen ihn die Zweifel an ſeiner Selbſtändigkeit. So ſchrieb er an Zimmermann den 20. März 1759: „Wenn ich nicht impertinenter Urtheile ſo gewohnt wäre, ſo müßte ich mich ärgern, daß irgend ein ehrbarer Menſch mich der Inſektenmäßigen Kleinheit fähig halten kann,

der Waffenträger eines Chef de Secte oder irgend etwas dergleichen zu ſeyn. Weil ich die Ehre habe mit Herrn Bodmer in vertrauter Liaison zu ſtehen, ſo muß ich ein Bodmerianus, und weil ich Hexameter gemacht habe, ein Hexametriſt heißen, und mir Thorheiten aufbürden laſſen, an denen ich eben ſo viel Schuld habe als an den Fehlern des Gouvernements zu Marocco." (G. S. 1, 344. fg.)

S. 121. Von der Umſtimmung W's, ſeit er von Bodmers Einfluſſe befreit war, zeigt alles, was im Vorhergehenden geſagt iſt. Wer das allmälige Entſtehen derſelben beobachten möchte, der leſe in der Geßnerſchen Samlung Bd. 1. S. 223. 247. 258. 260 fg. 269 fg. 310. 350. 365. 367. Dieſen Stellen füge man hinzu die Urteile über den heil. Auguſtin und den heil. Hieronymus 1, 283. 291, über Voltaire 271, über Klopſtock 308, über das Werk le l'esprit 325, über die Encyklopädie 329, über Shakſpeare 272, über Young 269. Daß ſeine Umſtimmung aber noch nicht vollendet war, beweiſen ſeine Urteile über die Myſtiker und Anachoreten S. 214. 288. (317 kontraſtirt ſchon ziemlich damit), und das noch immer ſehr harte Urteil über Ninon S. 247 fg. Nur zwei Stellen will ich hier mitteilen. Den 5. Dec. 1758 ſchrieb er an Zimmermann: „Es iſt mir recht lieb, daß Sie die chriſtlichen Heiligen, die Einſiedler und die erhaben ſchwärmenden Selen, die nach einer weſentlichen Vereinigung mit Gott ſtreben, durch ſich ſelbſt und von der guten Seite kennen lernen, ob ich gleich aus Erfahrung weiß, wie gefährlich die Sublime und angenehme Schwärmerei iſt, in welche ſie uns ſetzen können. Ich weiß aber auch ein kräftiges Gegenmittel. Wenn Sie das Leben der Heiligen geleſen haben, ſo leſen Sie nur ein Paar Tage darauf im Plutarch. Sie werden dann bald verſpüren, daß eine Art von Scheidung in Ihnen vorgeht, daß das Subtilſte der Schwärmerei in Rauch fortgeht, das Gröbſte zu Grund ſinkt, und das Aechte und Wahre lauter und unvermiſcht zurückbleibt. Auch der Don Qvixote iſt ein gutes Specificum gegen dergleichen

Selenſieber. Wie wäre es, wenn Sie ein paar Briefe wieder ſuchten, die ich Ihnen vor einem oder zwei Jahren über die Myſtiker ſchrieb. Sie würden finden, daß Sie jetzt naturellement auf eben die Gedanken gefallen ſind, die Ihnen damals nicht einleuchten wollten. Wenn ich indeſſen bitten dürfte, ſo überließen Sie ſich ſo wenig als möglich dem Feuer, der Senſibilität, dem Enthuſiasme, der Unbeſtändigkeit, welche die Schwachheiten der groſſen Geiſter ſind, die noch nicht durch genugſame Uebung und Diſciplin zur gehörigen Stärke gebildet ſind. Es iſt einem männlichen Geiſt nicht anſtändig den Launen ſo ſehr unterworfen zu ſeyn, und bald wie ein Diderot, bald wie eine alte Frau zu denken. Allein bei Ihnen und mir wird ſich mit der Zeit alles ſetzen, ob wir gleich ziemlich unſelige Mitteldinger von Größe und Kleinheit ſind." G. S. 1, 319 fg. Früher ſchrieb er den 12. März 1758 an denſelben: „Si je pourrois avoir quelque jour le plaisir de m'entretenir avec vous de bouche, je vous dirai que c'est à une personne du sexe que je crois être redevable de ce peu que je suis. Elle a fait un homme de moi. Shaftesbury dit que nous sommes des instrumens de musique. Si cela est ainsi, c'est cette charmante créature qui m'a monté. Je crains en effet de pouvoir donner trop dans ce qu'on appelle platonisme. Je connois parfaitement tous les égaremens passés de mon esprit et de mon coeur. Mais ne confondés pas le beau idéal des peintres et des poëtes, dont Cicéron parle si bien, avec ce platonisme ou ce fanatisme philosophique, dont vous me détournez avec tant de raison." G. S. 1, 261 fg. — Dieſes lezte Geſtändniß führt uns von ſelbſt zu dem, was zu

S. 126. 226 und einigen andern noch hinzuzufügen ſeyn möchte. Es iſt ein Wort über W's Verhältniß zu dem weiblichen Geſchlecht. Ich habe hier blos ſeine Bekentniſſe in der Ordnung mitzuteilen, wie ſie der Einſicht in meine Darſtellung dienen. Zuerſt von

Sophie la Roche. „Seitdem — ſchreibt Bodmer an Gleim d. 25. März 1752 — der däniſche König den lieben Freund, der die theure Meſſiade ſingt, von mir hinweggenommen hat, ſo hat mir das gütige Schickſal den jüngern, zweiten Klopſtock gegeben, den Verf. des Lobgedichts auf die Liebe, des Lehrgedichts auf die Nat. d. D. und der zwölf mor. Briefe.

Ein Orakel des Alters ſchon in der Blüte der Jahre.

Sie werden dieſen glücklich ſchäzen, daß er, erſt 19 Jahre alt, ſchon eine Diotima hat,

Blühend wie himliſche Auen, wie junge Seraphim zärtlich.

Und dieſe Doris iſt kein poetiſches Bild, das nicht geweſen iſt, nicht iſt und nicht ſeyn wird. Wenn ich gedenke, daß dieſe Dinger, dieſe Doriſſe, einen ſo ſtarken Einfluß auf das Gemüth der Jünglinge haben, ſie tugendhaft, freundſchaftlich, fromm zu machen, ſo wünſchte ich, daß ein jeder die Seine gefunden hätte." — — Wieland gibt Bodmern d. 11. April 1752 folgende Schilderung von ihr. „Doris hat meinen Empfindungen auf eine ſolche Art geantwortet, welche ihrer geraden und edlen Sele würdig war. Mein Charakter gefiel ihr, ehe ſie mich geſehen hatte, ſie fand ihn mit dem ihrigen übereinſtimmig. Ein Liebhaber, der ſie um ihrer Sele willen liebte, war ihr etwas neues, und das was ſie ſich immer gewünſcht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig: ich ſagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich ihre Sele zu unterhalten und zu verſchönern, und ließ ihr merken, daß dies der edelſte Beweis meiner Liebe ſey. Sie beweinte öfters heimlich die ſehr ſcheinbare Unmöglichkeit unſerer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon. Sie las ein Manuſcript von mir durch, welches einen Verſuch einer Tugendlehre enthielt, (jetzt aber von mir verbrannt worden); dieſe Schrift machte ſie mir ſehr gewogen. Meine Ernſthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um ſo mehr, je neuer ihr ein ſolcher Charakter an einem Jüngling war.

Unterdeſſen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit ohne ihre Liebe glücklich zu ſeyn, und es war nichts unwahrſcheinlichers als zu hoffen, daß ich es werden könne. Ich glaube nicht, daß es möglich iſt zärtlicher zu ſeyn als ich. Meine Liebe zu ihr war die reineſte Begierde ſie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch ſie zu werden. Ich ſahe, wie ſehr es ihr an wahrer Glückſeligkeit fehlen würde, ohne die Liebe eines ſolchen Freundes. Sie ſahe es auch ein. Einsmals ging ich des Vormittags nach der Predigt mit ihr ſpazieren. Ich redete von der Beſtimmung der Geiſter und Menſchen, der Würde der menſchlichen Sele und der Ewigkeit mit ihr. Niemalen bin ich beredter geweſen als damals. Ich vergaß nicht in der himliſchen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geiſter zu ſetzen. Dieſe Unterredung rührte die Liebenswürdige ſo ſehr, daß ſie etliche vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Minen waren Zärtlichkeit und Sele. Damals verſprach ſie mir, mir ihre Empfindungen zu ſchreiben, und dieſes war der Anfang meiner Zufriedenheit. — — Sie würde vielleicht mehr als Lambert und Rowe ſeyn, wenn ihr Vater nicht die Meinung gehabt hätte, ein Frauenzimmer müſſe außer dem Katechismus nichts wiſſen. Er konnte ſie zwar nicht verhindern, verſchiedene gute Schriften zu leſen; er that aber doch was er konnte." G. S. 1, 67 fgg.

Biberach d. 14. Jul. 1752. „Meine Freundin iſt noch nicht hier, ja es iſt ungewiß ob ich ſie zu ſehen bekomme. Est illi domi pater, und ach! — wär' es nur ein Sipha! — Er hat eine Freude uns beide zu quälen, und nennt unſere Zärtlichkeit Phantaſterei." G. S. 1, 95.

Winterthur d. 2. Jun. 1754. „Daß ich im höchſten Grad bedauernswürdig bin, und daß in der That eine Serena, und leider auch eine unglückliche Serena, in der Welt iſt, werden Sie aus dem traurigen Briefe ſehen, den ich Ihnen hiebei zuſchicke. Sie werden nun ohne Zweifel überführt

werden, daß meine Sophie unſchuldig iſt, und daß es ein Schickſal iſt, das mich des liebenswürdigſten und redlichſten Mädchens beraubt hat; — ein dem erſten Anſehn und den Empfindungen nach, die es zuerſt erweckt, herbes unglückliches Schickſal, aber welches doch im Grunde weiſe, gut und heilig, wie unſer Urheber iſt. Ich faſſe mich ſo gut mir möglich iſt, und gewiß die Verſicherung, daß meine geliebteſte Sophie unſchuldig, daß ſie Serena iſt, gibt mir eine ſo reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine intereſſirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die ſicherſte Hofnung, dieſe Sele, die unſerer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit, mit der volleſten Zufriedenheit wieder zu ſehen. Was für Empfindungen wird dieſes Wiederſehen geben! Mein lieber Herr Profeſſor! ich weiß, daß Sie ſehr durch dieſen Brief werden gerührt werden; es werden Ihnen wie mir allerlei Mittel einfallen, die wir, wenn wir früher gewußt, was wir jetzt wiſſen, hätten anwenden, und wodurch wir vielleicht unſere theure Unglückliche hätten retten können. Sie werden auch bemerken, daß es ein recht wichtiger Umſtand iſt, daß der Brief, den ſie an mich geſchrieben zu haben meldet, ehe ſie mir noch die Verbindung mit ihr aufgeſagt, mir nicht zugekommen iſt; denn Sie wiſſen, daß ich zehn Wochen lang, bis auf den letzten Brief, worin ſie mir abſagt, immer vergeblich auf Briefe von ihr gewartet habe. Auch dieſes iſt Schickſal, ohne Zweifel hätte ſich die ganze Scene ändern müſſen, wenn uns der Brief zugekommen wäre, und das hat nicht ſeyn ſollen. Jezt weiß ich nichts Beſſeres und meiner Liebe und meinem Charakter gemäßeres zu thun, als nach meinem beſten Vermögen dieſe theure Sele zu tröſten, ſie zu verſichern, daß ich von ihrer Unſchuld überzeugt bin, ſie an die Weisheit und Güte deſſen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die faſt erliegende Großmuth in ihrem unſchuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten. Ich

will mich ſo viel möglich alles deſſen enthalten, wodurch ich ihre Zärtlichkeit für mich vermehren, oder den Schmerz über unſere Trennung vergrößern könnte; ich will wenig von meinem eignen Verluſt reden, ſo groß er iſt; ich will anſtatt die Sprache der Leidenſchaft, die meiner wahren Geſinnung gemäßeſte Sprache eines tugendhaften und weiſen Freundes reden, der zwar, wie Voltaire im Zadig ſagt: sait respecter la foiblesse de la nature humaine, der aber auch auf eine geſchickte Art eine an ſich großmüthige Sele wieder zu ſich ſelbſt zu bringen weiß. Meine gröſeſte Freude iſt hiebei eine Probe einer wahren Liebe abzulegen, und zu zeigen, daß die platoniſche Liebe bei mir keine Schimäre iſt. Dergleichen Freuden ſind für mich Ambroſia; für eine einzige ſolche Empfindung laſſe ich den weiſen Schülern des Anakreon oder Ovids herzlich gerne ihre nektarne Becher und ganze Welten voll roſenwangiger Mädchen aus Mahomeds Unparadieſe." G. S. 1, 131 fgg.

Zürich d. 24 Nov. 1758. „Sie haben von meiner Serena ganz unrichtige Nachrichten bekommen. Sie ſollen künftig alles wiſſen, und dann werden Ihre Scrupel meiſtens wegfallen. Sie werden dieſe liebenswürdige Creatur bewundern, und vielleicht ein wenig bedauern, aber nicht anklagen. Ihr jetziger Mann iſt weder alt noch ungeſtalt. Er iſt ein liebenswürdiger Mann, von dem ſie angebetet wird. Sie hat ihn nicht g e w ä h l t; ſie ward durch einen Concurs der ſeltſamſten Widerwärtigkeiten g e z w u n g e n, die Zuflucht, die er ihr anbot, anzunehmen. Er war nicht ſo großmüthig als ich an ſeiner Stelle geweſen wäre. Dies iſt ſein ganzer Fehler." G. S. 1, 34 fg.

D. 20. Febr. „Die Hofnung, meine über alles geliebte Sophie zu beſitzen, war kaum reeller als die Hofnung des Prätendenten, König von England zu werden. Die Erwartungen meiner Freundin wurden durch eine zweite Heirath eines Vaters vernichtet. Außerdem hatte ſie drei Geſchwiſter, und ich ſelbſt konnte auf kein Etabliſſement Rech-

nung machen. Ein Zuſammenfluß der verwirrteſten Umſtände zwang ſie —, verzeihen Sie, m. Fr., ich will bei 1752 fortfahren. Ich kam zu Hrn. Bodmer, meine erſten Schriften hatten mir in Teutſchland und hier einige Reputation gemacht. Ich fand in Zürich und Winterthur Freunde. Eine neue Glückſeligkeit, von der ich bisher keine Erfahrung hatte. Nach und nach machte ich allerlei nützliche Bekanntſchaften. Ich ſtudirte hier Tag und Nacht. Ich hatte alle möglichen Subſidia dazu. Ich converſirte nicht nur mit B. und Br., ſondern mit Blaarern und Heideggern. Ich wurde mit Frauenzimmern bekannt, wovon eine oder zwei mich wegen des Verluſts meiner Göttin zu tröſten fähig waren." G. S. 1, 336 fg.

D. 11. Jan. 1757. „Ich will Ihnen ganz naiv ſagen, wie ich es mit den Weibern habe. Sie wiſſen, daß ich überhaupt ein Bewunderer und Verehrer des ſchönen Geſchlechts bin. Vielleicht (unter uns geſagt) wäre ich es weniger, wenn ich viele Frauenzimmer durch mich ſelbſt kennen gelernt hätte. Dazu habe ich nie Zeit genug gehabt. Ich liebte einsmals eine ſehr außerordentliche Perſon mit der zärtlichſten und heftigſten Leidenſchaft, ohne daß mein Verſtand viel Schaden davon litte. Ich bin alſo mehr als ein Menſch, wenn P. Syrus recht hat: Amare et sapere, vix deo concessum. — — Genug hievon! Es iſt keine Sophie mehr, wenigſtens nicht für mich. Ich kann kein Frauenzimmer angenehm finden, das in ihrem Charakter, in ihrer Gemüthsart, in ihren Empfindungen oder in ihrer Perſon nicht einige ſtarke Aehnlichkeit mit meinem Engel hat. Junge Mädchen ſind mir meiſtens verächtlich, oder höchſtens ſo hoch geachtet als Papillons. Affectation, Pruderie, Coquetterie und dergl. kann ich nicht leiden; ein ehrliches, arbeitſames Bauermenſch iſt in meinen Augen eine vortrefflichere Creatur als eine brillante Coquette; zum Umgang aber wünſchte ich mir die letzte ſo wenig als die erſte. Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, ſind alle über 40 Jahre; keine da-

von iſt jemals eine Beauté geweſen: alle ſind einer unverſtellten Tugend wegen hochachtungswürdig, eine davon hat viel Witz und Lebhaftigkeit, ſie iſt ſehr beleſen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intime Freunde ſind, anders als durch vorzügliche Beſcheidenheit merken zu laſſen; — eine andere hat eine recht Engliſche Unſchuld und Güte des Herzens, alles, was man unter dem Wort Schönheit der Sele verſteht; mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihre vielen natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllet; dieſe iſt die Eulalia und die Ungenannte der Sympathien." G. S. 1, 238 fgg.

Unter dieſen ungenannten Damen ſeines Herzens war unſtreitig die für ihn folgenreichſte Bekantſchaft in Zürich mit

Frau Gr —, (S. zuerſt Geßners Saml. 1, 143.) Die Muſe, die ihn zum Theages begeiſterte (G. S. 1, 285). Das merkwürdigſte Bekentniß, das er über dieſe Liebe ablegt, iſt folgendes.

Weimar d. 18. Mai 1808. „Unter den Eigenheiten des ſonderbaren Menſchenſohnes, der ſich herausnimmt, eine der weiſeſten Fürſtentöchter, die je geweſen ſind, zur Vertrauten der Stimmung zu machen, in welche ihn die vor ihm ſtehende Silhouette ſetzt, iſt dieſe keine der unbedeutendſten, daß er in ſeiner Jugend eine ſeltſame Paſſion für ſogenannte — alte Weiber hatte; die einzige Bedingung vorausgeſetzt, daß ſie liebenswürdig ſeyn mußten. Dies galt nicht etwa blos von idealiſchen Matronen, z. B. daß ihm die alte Großmama Schirley millionenmal lieber war als die junge und wunderſchöne Henriette Biron, — es war das Nämliche mit den bejahrten Damen aus der wirklichen Welt. Ich könnte meiner Fürſtin Particularitäten, die bis zum Unglaublichen gehen, hierüber erzählen. *) Nur ein hübſches Exempelchen ſtatt aller, und dazu

*) Vgl. G. S. 1, 339.

nicht das ſtärkſte. Ich liebte in meinem zwei und zwanzigſten Jahre von ganzer Sele ein Frau von 44, die geiſtreichſte und gebildetſte in Zürich, die Wittwe eines wenige Monate vor unſrer Bekanntſchaft verſtorbenen, in ſeiner Art ebenfalls einzigen Mannes, mit welchem ſie mehrere Jahre in dem Verhältniß, das einſt zwiſchen Scarron und der Dem. d'Aubigné ſtatt fand, wo nicht ſehr glücklich, doch ſehr zufrieden und exemplariſch gelebt hatte. Ich galt damals zu Zürich bei einer eben nicht ſehr zahlreichen Klaſſe für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgeſtiegen wäre, und ſich nur grade mit ſo viel irdiſcher Maſſe beladen hätte, um den Menſchen ſein Licht und ſeine Wärme mittheilen zu können, ohne ſie zu verzehren. Wir befanden uns beide, die Dame ſowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die ſich das Ueberſinnliche gern verſinnlichen möchte. Kurz, unſre Selen zogen einander an; unvermerkt entſpann ſich eine zärtliche Freundſchaft zwiſchen uns; unvermerkt verwandelte ſich dieſe in eine Art von platoniſcher Liebe, und zuletzt würde auch dieſe, Trotz meiner mir anklebenden kindiſchen Schüchternheit, ſich in eine reinmenſchliche Art zu lieben herabgeſtimmt haben, wenn die Dame nicht beſonnener als ich geweſen wäre, und (nachdem wir einander aufrichtig geſtanden hatten, es ſey gleich unmöglich, daß ſie mir 20 Jahre abgäbe, oder ich über Nacht um 20 älter würde) in ihrer Weisheit beſchloſſen hätte, mich allmählig mit guter Art zu entfernen, *) und —

*) Eine kleine Variante enthält folgende Stelle aus einem Brief an Zimmermann v. 6. Sept. 1758. „So viel verſichere ich Ihnen, daß ich nie jemand platoniſcher geliebt habe, als dieſes Frauenzimmer. Ich weiß aber nicht, wie es weiter gegangen wäre. Zu allem Glück charmirte mich eine andere noch mehr, gerade um die Zeit, da meine ſublime Liebe anfangen wollte, ſich ein wenig zu bekörpern. Dieſer Umſtand machte es mir

die zweite Frau eines Zürichiſchen Magnaten zu werden, der ſie nach einigen Jahren ſo wohlbehalten hinterließ, daß ich ſie i. J. 1796 in ihrem 85ſten Jahre noch als eine ſtattliche, wiewohl um ein groſses Theil weniger geiſtige Perſon, als ſie vor 40 Jahren geweſen war, wiederfand, und daher auch nicht zum zweitenmal beſuchte. Dieſer angeborne Hang, mich für Frauen und Jungfrauen, die um zehn, zwanzig und 30 Jahre älter waren als ich, zu paſſioniren — (ich nenne ihn angeboren, weil ich ſchon als ein einjähriger Knabe meine ziemlich häßliche Wärterin, Greth genannt, mit einer ſchwärmeriſchen Leidenſchaft geliebt haben ſoll), — verminderte ſich zwar mit zunehmenden Jahren, zumal ſeit ich mein zehntes Stufenjahr beſchritten habe; allein mit den Großmamas Schirley und ihres gleichen, iſt es noch immer beim alten geblieben." W. S. 2, 109 fgg.

Julie Bondeli in Bern. D. 4. Jul. 1759. „Modemoiselle Bondeli a parfaitement bien réussi à m'ennuyer pendant deux heures continues. C'est une fille effroyable que cette Mad. B. Elle me parla tout d'un coup de Platon, de Pline, de Cicéron, de Leibnitz, de Pfaff, d'Arioste, de Locke, des triangles rectangles, équilatéraux et que sais-je moi; elle parla de tout. u. ſ. w." G. S. 2, 49 fg. — Vous voyez qu'elle m'a mis furieusement en humeur contre elle. Peut-être qu'elle me plaira mieux à une séconde conversation. Mais j'en doute.

Bern d. 24. Jul. 1759. „Die Jungfer Bondeli iſt eine prude par principes, und will nichts von Liebe hören. Sie iſt meine Freundin und ich ſoll ihr Freund ſeyn. So ſey es dann ſo! ich zanke nicht gern um Worte. Die Wahrheit zu geſtehen, ſie müßte ſo ſchon ſeyn als die Frau * *, oder Frau * * müßte ſo geiſtreich ſeyn als Jungfer Bondeli, wenn

---

leicht, in die Schranken der geſetzten Freundſchaft mit ihr zu kommen." G. S. 1, 286.

eine von beiden mich verliebt machen ſollte." S. S. 2, 59.

Bern im Sept. 1759. „Sie wollen, daß ich Ihnen von der Jungfer Bondeli, oder wie ich ſie künftig nennen werde, von Julie ſpreche. Ich will es thun, und ich will ſo wahr gegen Sie ſeyn, als ich es gegen mich ſelbſt zu ſeyn wünſche. — — Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußerliche Schönheit ausgenommen, vereinige ſie alle ſchönen und guten Qualitäten in ſich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe. Sie iſt nicht ſo ſchön als * *, ſie iſt, wenn man will, gar nicht ſchön; aber ſie iſt alles, was man ſeyn muß, um zu gefallen. In einem Cirkel von Frauenzimmern, wo ſie unter allen am wenigſten ſchön iſt, zieht ſie dennoch alle Mannsperſonen an ſich, und das ohne im mindeſten Cokette zu ſeyn. Aber dagegen iſt ſie eine Meiſterin in der Rolle einer petite Maitresse, die ſie zuweilen par principes ſpielt, um (wie die Gräfin in den lettres de Ninon au Marquis de Sevigné) ihre für die große Welt allzu ſoliden Verdienſte zu verbergen, und in der Maske einer Thörin ungeſtraft durch den Schwarm der ganzen Brüderſchaft der mère des foux durchzupaſſiren. Doch ich habe mir nicht vorgenommen von einer Maske, die ſie ſelten und mit Ekel trägt, ſondern von Julie ſelbſt zu ſprechen. Wie ſehr wünſchte ich Ihnen eben dieſe Idee, die ich von ihr habe, ohne Worte, ohne Bilder, ohne Beſchreibungen geben zu können! Vierzehn Tage in ihrer Geſellſchaft würden alle meine Beſtrebungen, nicht zu wenig von ihr zu ſagen, zu Schanden machen. Kommen Sie und ſehen Sie, das iſt der beſte Rath. Vielleicht gefällt ſie Ihnen das Erſtemahl ſo wenig als mir, aber in acht Tagen werden Sie von ihr bezaubert ſeyn. Niemahls habe ich ein Frauenzimmer geſehen, das bei einer außerordentlichen Gleichheit der Gemüthsart, bei dem heiterſten Humor und der größten moraliſchen Simplicität, die nur in ihrem Alter möglich ſcheint, mehr Lebhaftigkeit, mehr Mannigfaltigkeit und unerſchöpfliche Reſſourcen im Um-

gang gehabt hätte als ſie. In dieſen Stücken iſt Sophie noch weiter hinter ihr, als Julie in Abſicht der Schönheit hinter Sophie iſt. Der aufgeklärteſte Geiſt, den ich je an einem Frauenzimmer geſehen habe, und ein Herz, das der Freundſchaft meiner theuren Mad. Gr. und meiner Schweſter Zimmermann würdig iſt!"

„Julie ſcheint in vollem Ernſt weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in den Romanen und Tragödien herrſcht. Unter verſchiedenen, die eine ſtarke Leidenſchaft für ſie gefaßt haben, iſt es nicht nur keinem gelungen, ſie zu intereſſiren, ſondern es hat noch eine große Menge eſſentieller Meriten dazu gehört, um nicht von ihr verachtet zu werden. Sie will Freunde haben, ſie hält die Freundſchaft für eine vernünftige und beſtändige Liebe, und weil ſie nicht anders geliebt ſeyn will, ſo haſſet ſie alles, was den Schein einer überſpannten fanatiſchen Leidenſchaft trägt. Wir haben über dieſe Materie eben ſo naive als lächerliche Disputen gehabt. Ich ſelbſt bin, wie ich glaube, in Abſicht der Liebe, der Einzige in meiner Art, und ich bin ſtolz genug zu glauben, daß meine Art zu lieben der Liebe der Geiſter wirklich ſo nahe komme, als es unter dem Monde möglich iſt. Eine Ninon Lenclos würde ich vielleicht eben ſo geliebt haben, wie St. Evremond. Aber ich weiß wie man die Tugend lieben ſoll, und es iſt mir natürlich ſie ſo zu lieben wie man ſoll. Ich liebe alle wahrhaftig tugendhaften Frauen eben ſo ſehr wie ich die Tugend lieben würde, wenn ſie ſichtbar würde. Dieſes ſind keine Großſprechereien, mein Freund. Wenn die Weisheit, die Tugend, die moraliſche Venus, eine weibliche Geſtalt annimmt, ſo muß freilich der Inſtinct, der uns zu dieſen lieblichen Geſchöpfen zieht, ſich unter die reine geiſtige Liebe mengen, die unſerm Geiſt für das wahre Schöne, Gute und Erhabene natürlich iſt. Aber darin beſteht mein Privilegium, daß wenn mein Gegenſtand eine Julie iſt, (aber nicht eine Julie wie die Tochter des Auguſtus,) die Liebe der Engel ſich natür-

licher und ungezwungener Weiſe zu der thieriſchen verhält wie eine Weltkugel zu einem Sonnenſtaub. — — Alles wohl überlegt, ſo bin ich gerade derjenige, den Julie niemahls hätte kennen lernen ſollen, wenn ſie diejenige Liebe niemahls hätte kennen wollen, die noch zärtlicher, noch lebhafter und intereſſanter iſt als die Freundſchaft, ohne minder wahr und ſtandhaft zu ſeyn. Die Analogie zwiſchen unſerm Geiſt und Herzen iſt bis zum Erſtaunen groß; gerade ſo viel Verſchiedenheit als zu einem Ciment der Liebe nöthig iſt. Ein jedes erblickt in dem andern ſein verſchönertes Selbſt. Jedes behauptet das andere mehr zu lieben als ſich ſelbſt; dieſe Empfindung iſt wahr, weil jedes das andere für ſein beſſeres Selbſt anſieht. Wir ſind überein gekommen, daß jedes das andere nach ſeiner eigenen ihm natürlichen Art, ohne den mindeſten Zwang lieben ſoll, — ich, mit Enthuſiasmus, weil meine Natur es ſo mit ſich bringt, ſie ohne Enthuſiasmus, aus gleichem Grunde. Ich weiſſagte ihr, ſie würde noch ſo gut Enthuſiaſt werden als ich; ſie zweifelt und ſagt, daß ſie es wünſche, um mich glücklicher machen zu können. Mit einem Wort, m. F., wenn Sie ſehen wollen, wie zwei große Selen einander lieben, ſo kommen Sie etliche Tage zu uns. Ich bin gewiß, daß wir ein neues Phänomenon für Sie wären, und daß wir Ihnen gefallen würden. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß nichts in der Welt iſt, nichts was zu thun recht iſt, das verſteht ſich, das ich nicht thun wollte, wenn Juliens Beſitz der Preis davon wäre. Sie würde mich unausſprechlich glücklich machen. Aber ich ſehe keine Möglichkeit. — — Indeſſen geſtehe ich Ihnen, daß ich dem ungeachtet hoffe; und da ich gegenwärtig durch dieſes werthe Geſchöpf glücklicher bin, als ich beſchreiben kann, ſo läßt dieſe Hofnung, ſo unwahrſcheinlich ſie ſcheint, nebſt der Gewißheit, daß ich den erſten Platz in ihrem Herzen habe, keiner Unruhe und keinem quälenden Gedanken in meiner Sele Platz. Ich ſcheide von Julien ohne Verdruß, ohne Unmuth; ich bin lauter Wonne wenn ich bei

ihr bin, und mache eine ſo große Proviſion von Glückſeligkeit, daß ich ſo lange daran habe, bis ich ſie wieder ſehe. Die Liebe zu Serena hat mich ehmals begeiſtert das Gedicht von der Natur zu ſchreiben. Erwarten Sie nichts Geringes von Juliens Begeiſterung, die mehr, oder eben ſo ſehr als jene Griechin, die zehnte Muſe oder die vierte Grazie genannt zu werden verdient. Wenigſtens iſt ſie es für mich, und das iſt genug. Aber keine Verſe, keine Reime und keine Hexameter." G. S. 2, 99 — 108.

Biberach d. 14. Oct. 1761. „La mort du père de Mlle B. vient de rappeller l'espérance dans mon coeur. Il me semble que ses circonstances sont telles que je puisse oser l'inviter à partager la mediocrité de mon état. Je vois des circonstances qui suspendront mon bonheur, si même le ciel m'a destiné celui de possèder cette incomparable fille; mais vous ne connoissez pas l'obstacle principal et ces circonstances. Elle est en droit de se croire offensée de moi, et elle croit sentir, malgré l'amitié, qu'elle me conserve, une impossibilité de me rendre les sentiments qu'elle avoit autrefois pour moi. Pour moi je soutiens que Julie et moi nous sommes de tous les êtres de l'univers ceux qui sont les plus faits l'un pour l'autre, et qu'elle ne peut pas faire mieux que de me pardonner, de me rendre toute son amitié et toute sa confiance, de me remettre dans mes anciens droits et de ranimer mon activité pour travailler à rendre mon sort plus favorable au dessein de l'unir avec le sien." G. S. 2, 151 fg.

Biberach d. 21. Oct. 1761. „Que vous dirai-je, mon ami, j'ai sans doute de grands torts vis-à-vis de J., mais mon coeur sent aussi bien que je sens mon existence, qu'il n'est pas coupable des bassesses, des malices, des noirceurs, dont je suis accusé sur les apparences les plus fortes. Au contraire, en supposant toutes les circonstances qui ont préparé et accompagné ces faits, je

ne comprends pas comment j'aurois pu agir autrement. Je vois clairement que Mlle * * qui en tant que femme du monde est bien en droit de rejetter tous les torts sur moi même, en a elle même des considérables, considérée dans le jour où elle s'étoit placée elle-même vis-à-vis de moi. Enfin je vous assure que je ne comprends rien aux véritables causes de notre rupture, et tout ce que je sais, c'est, que si elle ne me peut pas pardonner en entier, il faut absolument que les idées que j'avois de la bonté sublime de son ame, soient aussi bien des illusions que les sentimens qui nous animoient autrefois tous les deux. Vous sentez vous même, qu'il faut bien que je renonce à l'espérance qui faisoit autrefois mon bonheur, si elle ne me peut pas regarder du même oeil comme avant notre rupture; elle ne me rendroit jamais heureux, sans être heureuse à son tour, et comment le seroit-elle avec moi, si elle me regarde comme un misérable à qui par un excès de miséricorde on accorde enfin sa grace. Je connois mon coeur; je sais très positivement, que si j'étois dans ce moment où vous étez, je serais capable de me jetter à ses pieds et d'y rester jusqu'à ce que par mes prières et par mes larmes j'eusse arraché son pardon. Mais il se pourroit aussi qu'une heure après je me détesterois moi-même d'avoir été capable de tant de foiblesse. Non, en verité, l'idée même est insupportable, qu'une créature humaine s'humilie autant devant une autre créature humaine quelque parfaite qu'elle soit. L'être suprême nous pardonne tout au moment qu'il s'aperçoit que nous l'aimons — et une fille d'Eve ne pardonneroit, n'oublieroit pas à un homme qui donneroit sa vie pour lui prouver qu'il l'aime? J'aimerois mieux m'arracher moi même mon coeur, que de demander encore du pardon à d'autres conditions, qu'égales. Si elle peut, en repassant toutes les circonstances, me trouver

excusable, si elle comprend qu'elle a pu avoir des torts aussi, si elle abandonne pour toujours les idées de malice, de dessein d'outrager, de perfidie et d'autres soupçons pareils, qu'elle se croit en droit d'entretenir sur mon compte, enfin, si son esprit me peut tout aussi bien justifier que son coeur me peut pardonner, il n'y a rien que je ne fasse pour obtenir le bonheur de vivre avec elle. C'est alors que je reconnois cette Julie que j'adorois, pour laquelle je respirois, dont un seul regard porta la tranquillité, la joie et oserois-je me servir de ce terme, une espèce de béatitude dans mon ame. Voilà des déclarations que je croyois vous devoir faire, afin que votre zèle pour moi ne vous engage trop loin. Ce n'est pas la personne de Julie, c'est le coeur de Julie qui me peut rendre heureux, et si elle doit être à moi, je veux la devoir à son penchant et non à ce que Shakspeare appelle inforced Charity." G. S. 2, 153 fgg.

D. 18. Dec. 1761. „Il n'y a rien qui vous puisse mettre au fait de la malheureuse démarche qui m'a privé du coeur de Julie, sans que je fusse en droit de l'accuser et sans que j'en fusse moins à plaindre, que la lecture de toutes nos lettres depuis l'an 1759 jusqu'au Décembre 1760. Vous y trouverez des problêmes dignes d'exercer un philosophe, et je suis certain que tout bien examiné, vous y verrez, que sans être tout à fait excusable, je suis beaucoup plus malheureux que coupable." G. S. 2, 161. Vgl. W. S. 2, 99.

D. 5. Jan. 1762. „Alle Tage werden mir Heurathsvorſchläge gethan, — — es iſt mir aber unerträglich, daß ich genöthigt bin, dergleichen Vorſchläge nur anzuhören. * * iſt nicht die einzige Urſache davon; denn, ob ſie gleich unter allen mir bekannten Perſonen ihres Geſchlechts diejenige iſt, die mir am beſten convenirt, ſo ſehe ich doch nur allzuwohl, daß es umſonſt iſt, mir Hofnungen zu machen, die durch ihre und meine Umſtände von

einer Woche zur andern immer unmöglicher gemacht werden." S. S. 2, 165.

An eben dieſe Julie Bondeli ſchrieb nun aber Wieland

d. 16. Jul. 1764. „J'ai été autrefois Enthousiaste en fait de religion, de Métaphysique et de Morale; je l'ai été de bonne foi: telle étoit ma façon d'être alors, ou le resultat de cent milles causes physiques et morales. — — J'ai été obligé ou de reformer mon Platonisme, ou d'aller vivre dans quelque désert du Tyrol. L'expérience m'a désabusé d'une illusion après l'autre, enfin je me suis trouvé au niveau. Je pense sur le Christianisme comme Montesquieu sur son lit de mort; sur la fausse sagesse des esprits sectaires et les fausses vertus des fripons comme Lucien: sur la morale spéculative comme Helvetius, sur la métaphysique — rien du tout; elle n'est pour moi qu'un objet de plaisanterie. C'étoit dans le tems de mon Enthousiasme, de mon Platonisme, que j'étois ardent, colère à toute outrance, singulier, capricieux, grondeur; depuis que je suis homme à écrire ces Biribinkers et des Endymions, j'ai appris à modérer mes passions. J'espère vous asurer, que j'ai toujours porté naturellement, jusque dans mes fautes, le caractère d'honnêteté, qui est né avec moi. Je ne me suis jamais donné pour un modèle de vertu; aussi je ne suis pas obligé de l'être, on trouveroit, que j'ai quelquefois l'esprit fou, mais le coeur toujours bon. A ce que me mande mon ami de Zuric, on me donne pour libertin, j'ai nombre de maîtresses. Je ne comprends pas, comment un homme, obligé de vivre de 1200 francs, pourroit être si libertin et entretenir tant de maîtresses. La verité est, que j'ai des liaisons d'amitié et de parenté avec deux ou trois femmes respectables, non pas par leur figure, mais par leur mérite, que j'ai eu quelques gouts passagers pour des jeunes personnes, que j'ai du épouser, je ne sais pas pourquoi et que je prie de chercher

ailleurs leurs épouseurs enfin que j'ai eu une espèce d'intrigue, ou l'amour a trouvé à propos, de me faire éprouver la verité des deux vers, que Voltaire a crayonnes au-dessous d'une statue de cette divinité, dans les jardins de Versailles. Je trouve bien risible, que le public puisse se mettre dans la tête, que je dois être exempt d'une foiblesse, si s'en est une, d'aimer des femmes aimables, à laquelle depuis notre premier père tous les hommes sages et foux ont été plus ou moins sujets, et que même les plus grands hommes ont poussé aux excès les moins excusables. J'ai aimé depuis ma dix-septième année, graces au Dieu, au moins une bonne douzaine de femmes charmantes. Toutes ces femmes m'ont fait éprouver bien des peines, presque tous mes amours étoient de l'espèce de celles, qu'on appelle passions, c'étoient des divinités que j'adorai; j'ai poussé même quelquefois les sentimens et l'amour platonique jusqu'à un héroisme, dont je ne me sens plus capable. — — Qu'on oublie enfin ces Don Quichotteries morales de ma première jeunesse; qu'on me juge d'après la règle générale et qu'on m'accorde la même liberté, que les auteurs les plus graves de l'antiquité et de nos temps ont pris et que personne ne s'est avisée de leur contester." S. S. 2, 241 fgg.

An S. Geßner d. 29. Aug. 1764. „Nun geht mir von den Bedürfniſſen des menſchlichen Lebens nichts ab, als ein Weib, und da ich durch den Tod meines Bruders die Ehre habe, der einzige von meiner Familie zu ſeyn, ſo werde ich von meinen lieben alten Eltern über dieſen Punkt ſo ſehr in die Enge getrieben, daß ich bald genöthigt ſeyn werde, in die ganze Welt um ein Weib auszuſchreiben. Hier findet ſich keine für mich; denn ich ſollte eine hübſche, geſcheidte, muntere und wo möglich eine reiche Frau haben; und die drei oder vier Jungfrauen, welche hier, ſtandeshalber, ein Recht an mich haben könnten, ſind nicht für mich." S. S. 2, 252 fg.

An Zimmermann d. 7. Jan. 1765. „Sie erweiſen mir eine Ehre, die ich nicht verdiene, indem Sie mich St. Preux nennen. Vielleicht ſollt' ich bedauern, daß ich in jenen goldnen Tagen, da die erſte Liebe mich den Werth meines Daſeyns zu lehren anfing, ihm ähnlicher zu ſeyn entweder zu viel Muth oder zu viel Unſchuld hatte. Doch ich verabſcheue dieſes bloße flüchtige Vielleicht von ganzem Herzen. Wie oft ſeh' ich mit einem traurigen Blick in dieſe ſeligen Tage der Unſchuld zurück! Nichts, nichts kann uns dieſe wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, dieſe namenloſen Entzückungen wieder geben, die uns die erſte Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht. Welche andere Freuden, welche Ehren, welche Güter, ja, laſſen Sie mich noch ſagen, welche Weisheit iſt die glückliche Thorheit werth, worin wir in dieſem Zuſtand einer wahren Bezauberung unſer Leben verträumen. Lachen Sie immer, weiſer Zimmermann, Sie mögen mich ſo ſehr auslachen als Sie wollen, ſo werde ich dennoch niemals aufhören, den Verluſt dieſer ſeligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn ſie einmal verloren iſt. Es mag eine berauſchendere Luſt in dieſen Küſſen ſeyn, quae Venus quinta parte ſui Nectaris imbuit. Aber glauben Sie mir, ich ſchwöre es bei den Grazien, quarum ſacra tuli, die Umarmungen der Liebesgöttin ſelbſt haben nichts, das dieſe ſtillentzückende Empfindung erſetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Sele, der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiſeſte Berühren der Hand der Geliebten, unſer ganzes Weſen erfüllte. — Urtheilen Sie, mit welchem Muth ich in dieſem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventariſation zugebracht, an einem mit Akten und Protokollen überlegten Tiſche ſitzend, in dieſe Zeiten einer heitern, der Liebe und den Muſen geweihten Jugend zurückſehe. Einſam in einem Hauſe, deſſen weite Gemächer von Niemand bewohnt ſind als von mir ſelbſt, einer dummen Magd, et-

lichen alten magern Katzen und einem Geſpenſt, — einſam, ohne Freunde, (denn die einzigen, die ich in dieſem Lande habe, ſind doch eine Stunde weit von mir entfernt,) ohne Ergötzungen, ohne ein Mädchen, das mir durch eine Arie von Galuppi die Grillen wegſingen, und mir wenigſtens einen täuſchenden Schatten jener zauberiſchen Wonne der Jugend wieder geben könnte. — Wenn die ernſthafte Weisheit Ihr Herz nicht ganz verhärtet hat, ſo ſagen Sie mir, ob das nicht ein armſeliges Leben iſt." G. S. 2, 257 fgg.

An S. Geßner d. 7. Nov. 1765. „Ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es iſt ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geſchöpf, das ich mir, ich weiß ſelbſt nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen laſſen. Es iſt nun ſo, ich bin zufrieden." W. S. 1, 24 fg.

„Meine junge Frau empfiehlt ſich dem liebenswürdigen Dichter des Daphnis und der Idyllen. Sie iſt eben nicht ſo ſchön, aber ungefähr ſo neu, ſo ungekünſtelt, ſo unſchuldig als Ihre Melida, ein gutes, gefälliges, angenehmes Hausweibchen und damit Punktum." Daſ. 27.

D. 21. Nov. „Meine junge Frau (weil Sie doch ſo gütig ſind und mehr von ihr wiſſen wollen) iſt aus einem augsburgiſchen Kaufmannshauſe, welches in der merkantiliſchen Welt unter dem Namen Jacob Hillenbrands ſel. Erben nicht unbekannt iſt. Sie hat noch neun Geſchwiſter, und iſt alſo nicht reich, ob ſie gleich mit der Zeit von ihren Eltern ſo viel zu erwarten haben mag, als ſie nöthig haben könnte, wenn ſie Wittfrau würde. Das, warum es mir zu thun war, iſt ihre Perſon; ſie hat wenig oder nichts von den ſchimmernden Eigenſchaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anläſſe gehabt habe, ihrer ſatt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht geſehen habe. Sie iſt, mit unſerm Haller zu reden, — gewählt für mein Herz und meinen Wünſchen gleich — ein unſchuldiges, von

der Welt unangeſtecktes, ſanftes, fröhliches, gefälliges Geſchöpf; die bloße Natur ohngefähr wie die Phyllis Ihres Daphnis, — nicht ganz ſo hübſch, aber doch hübſch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für ſich ſelbſt hat: eine Prätention, welche man bei den großen Schönheiten vergebens macht. — Nun, dächte ich, wiſſen Sie genug; denn von ſeinem Weibe reden iſt ohngefähr eben ſo viel als von ſich ſelbſt ſprechen." W. S. 1, 29.

An Zimmermann d. 10. Jul. 1766. „Sie wiſſen, daß ich eine Frau habe, aber Sie wiſſen noch nicht, daß ich glücklich genug geweſen bin, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte, meine Frau (notés que je ne dis pas ma maîtresse) zu ſeyn. Ich habe ſie ſo herzlich lieb, als jemahls ein ehrlicher Mann ſein Weib lieb gehabt hat. Sie macht mich in der That glücklich, ob ſie gleich kein idealiſches Mädchen iſt. Ich ſehe ſie zuweilen mit Augen an, wie ohngefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu der er ſagte: age nunc, meorum finis amorum, — und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir dieſe Vorſtellung iſt." G. S. 2, 268 fg.

D. 17. Nov. 1766. „Vous ne sauriez me rendre un plus grand service, excepté s'il s'agiroit de la vie de ma petite femme, qui, malgré son ignorance, est bien la plus douce, la plus sensée et en un mot la meilleure pâte de femme, qu'il y a dans toutes les quatre parties du cercle de Suabe." G. S. 2, 273.

An Riedel d. 29. Jun. 1768. „Der Recenſent, der mich wegen meines Ganymed zu beſchuldigen ſcheint, als ob ich den heiligen Eheſtand lächerlich machen wolle, iſt ein mal avisé. Ich habe die beſte kleine Frau, die jemals geweſen iſt und ſeyn wird, ob ſie gleich kein bel esprit iſt, und, was Ihnen begreiflich ſeyn wird, noch bis jetzt keine einzige von meinen Schriften geleſen hat. Ich liebe ſie darum nicht weniger als meine Augen; denn

ihr Herz, und was man heißen könnte: the mecanism of her temper iſt das Meiſterſtück der Natur." W. S. 1, 192.

Zu S. 178. An Riedel d. 10. Aug. 1768. „Ein gewiſſes bezaubertes Schloß, wohin der Mainziſche Großhofmeiſter Graf v. Stadion ſeit acht Jahren ſeine Retraite genommen hat, und welches durch einen beſondern Tik der Alquifs und Urganden dazu verwünſcht ſcheint, die außerordentlichſten Perſonen zu beherbergen, und die ſeltſamſten Abenteuer hervorzubringen, iſt einige Jahre lang mein beſtändiger Aufenthalt geweſen. Ich habe dadurch Gelegenheit gehabt, Kenntniſſe zu ſammeln und Beobachtungen zu machen, ohne welche weder Agathon, noch andere Ausgeburten meines Humors das wären, was ſie ſind." W. S. 1, 205.

Zu S. 184. An Zimmermann ſchrieb W. d. 27. Jun. 1765: „Es freut mich, daß Ihnen die Erzählungen gefallen. Aber ſoll ich Ihnen die Wahrheit ſagen? Ich höre nicht gern, daß ſie ſogar einem vieljährigen Ehemann, und einem — ſo weiſen Mann Unruhe machen. Gott ſey bei uns! was werden ſie bei Knaben von 18 Jahren, was werden ſie bei vorwitzigen Mädchen, übel verſorgten Weibern und untröſtbaren Wittwen für Wirkungen thun! Mir ſchauert, wenn ich daran gedenke. Im vollen Ernſt, ich dachte nicht ſo weit; aber glauben Sie mir, wenn ich gleich kein Platoniſcher Schwärmer mehr bin, ſo haſſe ich den Gedanken, Aegerniß zu geben, und der Urheber von ſittlichen Uebeln zu ſeyn. Tröſten Sie mich, wenn Sie können, denn ich verſichere Ihnen, daß Sie mit dieſem einzigen Wort eine ganze Reihe von Embryonen komiſcher Erzählungen in meinem Kopf zerſtört haben." G. S. 2, 282.

D. 10. Jul. 1766. „Sie wünſchen, daß ich nicht mehr als Epikuräer ſchreibe. Ich will * * ſeyn, wenn ich das verſtehe. Die komiſchen Erzählungen ſind doch nicht epikuriſch — doch ſie mögen ſeyn was ſie wollen. In Kurzem werde ich Ihnen ein Gedicht, Muſarion genannt, in der Handſchrift

zuſenden, wovon Sie mir Ihre Gedanken ſagen ſollen. Ich geſtehe Ihnen, daß ich mich ſchon lange in die heutige Moralphiloſophie nicht mehr finden kann, — aber davon bin ich ſehr überzeugt, daß die Priors und Hamiltons des vergangenen Jahrhunderts liebenswürdigere Leute waren als die feierlichen ſtoiſchen moraliſchen Sauertöpfe unſerer Zeit.“ G. S. 2, 266.

Zu S. 194. — Biberach d. 5. Jan. 1762. „Ich habe einen Roman angefangen, den ich die Geſchichte des Agathon nenne. Ich ſchildere darin mich ſelbſt, wie ich in den Umſtänden des Agathons geweſen zu ſeyn mir einbilde, und mache ihn am Ende ſo glücklich, als ich zu ſeyn wünſche.“ G. S. 2, 266.

Zu S. 256. An Riedel. Biberach d. 2. Jun. 1768. „Hier haben Sie meine Muſarion, ein kleines Gedicht, welches Ihnen die tournure meines Kopfs und Herzens, meinen Geſchmack und meine Philoſophie beſſer ſchildern kann als irgend ein anderes meiner Werke.“ W. S. 1, 186.

Zu S. 276. Zum Beweiſe, daß die hier folgende Ueberſicht nicht ein bloßer, und vielleicht gar unrechter Einfall von mir war, dient, was W. an Zimmermann d. 14. Febr. 1758 ſchrieb: „Sie ſcheinen ſich das Sujet von Schönheit und Liebe (par rapport aux divers caractères des nations) noch nicht ſo groß vorgeſtellt zu haben, als es iſt. Die Menſchen empfinden die Liebe wirklich überaus ungleich, und noch ungleicher denken ſie von ihr. Zu jenem gehört die Unterſuchung, aus was für natürlichen Urſachen die mancherlei Gattungen der Liebe z. E. die muntere und aufgeweckte, die gut humoriſirte, die übelartige, ſchwermüthige, fanatiſche u. ſ. w. entſpringen (der Einfluß des Clima würde hier ein hauptſächliches Princip ſeyn). Hier würden Sie unvermerkt auf die wahren Quellen des Fanatiſme und Myſticiſme, und des prätendirten amour pur kommen — und wenn dieſes letzte Sujet nur mit einer genugſam leichten Hand tractirt würde; ſo könnte gezeigt werden, daß die myſtiſchen Ausſchweifungeu ſehr begreifliche Urſachen haben, en

dépit de votre confrère Oberreit! Zu dem andern gehörten die verſchiedenen Jdeen und Syſteme von der Liebe; die ſeltſamen Jdeen der Griechen, Böotier und Spartaner (z. E.). Der Urſprung der Vergötterung der Weiber und der Galanterie und dergleichen. Doch dieſes alles nur ἐν παρόδῳ. Es wäre vielleicht am beſten, wenn Sie zu einem ſolchen Werk mit Gelegenheit Collectanea machten, und die Ausarbeitung dann mir überließen. Mich dünkt, Sie und ein jeder andre Medicus ſind nicht metaphyſiſch genug zu einer ſolchen Entrepriſe." G. S. 1, 249 fg. — Späterhin beobachtete W. ſelbſt hierin als eine Art von — Medicus. Man vergleiche übrigens über W's Anſichten der Liebe noch in G. S. 1, 253 fg. 293. 302.

Zu Bd. 2. S. 111. Sie haben durch den Wunſch, Jhnen von dem Probeſtücke des Schillerſchen Don Carlos im 1. Hefte der Rheinl. Thalia meine Gedanken ſchriftlich vorzulegen, ein größeres Vertrauen in meine kunſtrichterliche Geſchicklichkeit zu ſetzen geruht als ich verdienen zu können befürchte. Das dramatiſche Fach iſt niemals weder mein innerer Beruf noch mein beſonderes Studium geweſen; ich beſitze wenig von allem dem, was man unter dem vielſagenden Worte Theaterkentniß begreift; und endlich ſcheint auch die wenige Rückſicht, welche von unſern neueſten Schauſpielmachern auf meine vielmals öffentlich geäußerte Grundſätze über dieſen wichtigen Zweig der Muſenkunſt genommen worden, ein billiges Vorurtheil gegen meinen Geſchmack in dramatiſchen Dingen zu erwecken.

Wie dem aber auch ſeyn mag, ich unterziehe mich der kleinen Arbeit, ſo Sie von mir verlangen. Und ich werde in Eröffnung meiner Meinung von dieſem neueſten Verſuche des Hrn. Raths Schiller um ſo freimüthiger ſeyn, da ich ſolche einem Richter vorlege, deſſen leztem und entſcheidendem Urtheil ich ſie mit gänzlicher Ergebung unterwerfe.

Es würde verwegen ſeyn, über das Ganze eines ſo großen Werkes als eine Tragödie iſt, nach dem erſten Act ſchon urtheilen zu wollen. Indeſſen

findet doch hier das bekannte ex ungue leonem ſtatt; und Hr. Schiller hat in dieſen acht Scenen ſchon ſo viel von der Anlage ſeines Stückes, von den Grundzügen ſeiner handelnden Perſonen, von ſeiner Darſtellungsart, Sprache, Verſification u. ſ. w. ſehen laſſen, daß man wenigſtens über dieſe Theile einigermaßen zu urtheilen im Stande iſt.

Ueberhaupt ſcheit mir die Wahl des Sujets ſeinem poetiſchen Muthe Ehre zu machen. Gewiß würde es, in der gehörigen Vollkommenheit ausgeführt, eines der beſten Stücke werden, die jemals auf die Schaubühne gebracht worden. Aber die Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hat, ſind, meines Erachtens, groß genug, um den erſten Meiſter der Kunſt abzuſchrecken.

Dieſe Schwierigkeiten würden ungleich geringer ſeyn, wenn die Geſchichte, woraus er den Stoff ſeines Stückes genommen, etliche tauſend Jahre älter wäre: aber, ſo nahe wie ſie uns liegt, machen Zeit und Ort die Bearbeitung deſſelben fürs Theater, und inſonderheit die tragiſche Behandlung einer inceſtuoſen Liebe um ſo ſchwerer, weil der Dichter, durch viel beſtimmtere Formen, durch weit ſtrengere Geſetze des Wahrſcheinlichen, Schicklichen und Anſtändigen gebunden, ſich immer zwiſchen der Gefahr zu viel oder zu wenig zu thun, wie zwiſchen Scylla und Charybdis forttreiben muß.

Wie groß aber auch immer die Schwierigkeiten ſeyn mögen, aus dem Don Carlos oder vielmehr aus des Abbé de St. Real kleinem Roman dieſes Nahmens, eine gute Tragödie zu machen: ſo bleibt doch gewiß, daß dem Genie alles möglich iſt. Aber freilich machen ſelbſt die größten Geiſteskräfte für ſich allein ſo wenig einen vortrefflichen Tragödienſchreiber als irgend einen andern Künſtler, und die reichſte, lebendigſte und feurigſte Einbildungskraft kann den Mangel an Welt und Menſchenkenntniß, und an richtiger Beurtheilung des Wahren und Schicklichen, welche den Dichter ſelbſt in den Stunden der höchſten Begeiſterung nie verlaſſen darf, nicht erſetzen.

Ich hege keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. S. und ich habe auch in dieſen erſten Scenen ſeines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin beſtärkt haben. Soll ich aber aufrichtig geſtehen, was das Reſultat einer aufmerkſamen Prüfung ſeiner Arbeit bei mir geweſen iſt, ſo glaube ich, daß er ſeine noch immer zu feurige und zum Ausſchweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Sujets aus den alten heroiſchen Zeiten, noch mehr zu bändigen ſuchen, die Kunſt der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechiſchen und Franzöſiſchen Meiſter ſtudieren, ſich um eine nicht bloß dichteriſche, ſondern eracte philoſophiſche Theorie der menſchlichen Natur bewerben, und mit einem Worte, die Zeit der Reife ſeines Geiſtes erwarten ſollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfaſſer der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrſcheinlichkeit, Schicklichkeit und Anſtändigkeit zu verſtoßen. Nichts als das Wahre iſt ſchön; nichts als das Wahre thut Wirkung auf Leſer oder Zuhörer, denen ein Mann von Geſchmack zu gefallen wünſchen kann. Ein Dichter kann ſeinen Perſonen die ſchimmerndſten Gedanken, die gewaltigſten Ausdrücke einer heroiſchen Sinnesart, die ſchönſten Bilder, u. ſ. w. in den Mund legen — wenn es nicht am rechten Orte geſchieht, wenn er ſie eine Sprache reden läßt, die ſich für ihren Stand nicht ſchickt und die kein Menſch ihrer Claſſe jemals geſprochen hat, wenn ſie alle Augenblicke wie Poeten, und ſogar wie lyriſche und dithyrambiſche Poeten reden *), wenn ſie, um ſich recht ſtark und neu auszudrücken, bald ins Schwülſtige und Affectirte fallen u. ſ. w., ſo iſt es unmöglich, daß er die Täuſchung hervor-

---

*) S. die Nattern ſeines Sohnes, welche König Philipp zu Gaſte ruft, in der erſten Scene zwiſchen Don Carlos und dem P. Domingo.

bringe, in welcher die Magie der Dichtkunſt beſteht, und wovon ihre ganze Wirkung abhängt.

Ich möchte daher angehenden Tragödienſchreibern einen Genius wünſchen, der ihnen das Horaziſche Vos exemplaria graeca etc. Tag und Nacht in die Ohren flüſterte. Wer mit dem Geiſte eines Sophokles vertraut worden iſt, wer den hohen Werth ſeiner Simplicität, und den großen Verſtand, der ihn nie etwas unrichtiges, ſpielendes, übertriebenes, unſchickliches noch unzeitiges ſagen läßt, recht zu ſchätzen gelernt hat, wird gewiß darin das beſte Verwahrungsmittel vor dieſen Fehlern finden, wovon oft ein einziger hinreichend iſt, die ſchönſte Scene zu verunzieren.

Es würde eine eben ſo weitläuftige als undankbare Arbeit ſeyn, wenn ich den vorliegenden 1. Act des Don Carlos nach meinen Begriffen von dem, was eine Tragödie ſeyn ſoll, oder nach irgend einem anerkannten Meiſterwerk der Griechen und Franzoſen, im Detail beurtheilen ſollte. Ich empfehle dieſe Arbeit dem Hrn. S. ſelbſt, und müßte mich ſehr an ihm irren, wenn er den Unterſchied nicht fühlen, oder ihn zu ſeinem Vortheile auslegen ſollte. Ich kann mich irren; aber wenigſtens ſpreche ich nach meiner innigſten Ueberzeugung, wenn ich ſage, daß ich weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch die Leidenſchaften mit Wahrheit dargeſtellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienſchreiber, der ſeine Perſonen aus dem ſechzehnten Jahrhunderte und dem Hofe Königs Philipp II. nimmt, erlaubt ſey, ſie in idealiſche Phantaſiegeſchöpfe zu verwandeln, doch die pſychologiſche Wahrheit nicht ſelten an ihnen vermiſſe, ohne welche ſie allenfalls, wenn man will, ſchöne Karikaturen ſeyn mögen, aber doch immer nur Karikaturen ſind; daß ich ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke geſtoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald ſchwülſtig, bald zur Unzeit witzig, bald ſonſt unſchicklich und der redenden Perſon nicht anſtändig ſind; und daß überhaupt die Sprache in dieſem Stücke ſehr

weit von dem entfernt iſt, was nach meinem von Sophokles und Racine abgezogenen Ideal die ſchöne Sprache der Tragödie ſeyn ſoll.

Herr S. verlangt mit Strenge beurtheilt zu werden. Dies iſt, was ich mir nicht anmaßen kann noch will. Ich rede bloß nach meinem Gefühl. Es würde, wie geſagt, viel zu weitläuftig ſeyn, die Gründe deſſelben mit einer gewiſſen Genauigkeit anzugeben, und vom erſten Verſe bis zum letzten zu zeigen, was mir gefällt oder nicht gefällt, und warum ich ſo vieles nicht gut heißen kann. Aber einige Andeutungen, einige Beiſpiele bin ich doch zu geben ſchuldig.

Der Abbé Raynal ſcheint mir in einer Stelle ſeiner Histoire du Stadhouderat den Charakter des Prinzen Don Carlos mit wenig Zügen ſehr gut gezeichnet zu haben. Le jeune prince (ſagt er) étoit né avec cette grandeur d'ame, cette paſſion pour la gloire, cette élévation de courage, cette compaſſion pour les malheureux qui font les Héros: mais il avoit un gout décidé pour les choses extraordinaires et ſingulières, qui font ſouvent les aventuriers. Ganz gewiß iſt dies gerade ein Charakter für die Tragödie, aber die Kunſt iſt, ihn nun mit Wahrheit darzuſtellen. Ich ſehe, was Hr. S. thun wollte — ich ſehe auch, daß es ihm hie und da gelungen iſt: aber im Ganzen ſehe ich doch in der Arbeit, wie er die Geſinnungen und Leidenſchaften dieſes Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein anderes Geſeẓ kannte als die rohe Natur, als einen Prinzen der von einem Carl V. ſeine erſte Bildung erhalten hatte. Ich halte es, z. B. für unmöglich, daß ein Prinz wie Don Carlos in ſo unerträgliche Rodomontaden ausbreche, wie auf S. 146. Wer zum König geboren, und nur halbweg von Natur großherzig iſt, prahlt nicht ſo im Ton der Könige unſrer alten Haupt- und Staats-Actionen mit den Vorzügen ſeiner Geburt — und wer kurz zuvor geſagt hat, er habe eine viehiſche Erziehung gehabt, (S. 130) er habe knech-

tiſche Begegnung erdulden müſſen, ſey im Angeſicht des ganzen Hofes gegeißelt worden, daß er ſich wie ein Wurm gewunden habe, habe drei Stunden auf einem Scheit Holz knieen müſſen u. ſ. w., dem ſteht es warlich übel an, eine Viertelſtunde darauf zu ſagen:

was müſſen ſey, erfuhr der Knabe nie —

Ich halte es für unmöglich, daß ein Spaniſcher Kronprinz einem General-Inquiſitor und Beichtvater des Königs, in Zeiten, wo auch der König vor einem General-Inquiſitor zittern mußte, ſo begegne, wie Don Carlos S. 114 thut; auch ſcheint es mir, es habe dieſem Prinzen, zu einer Zeit, da die Ewigkeit der Höllenſtrafe bei allen chriſtlichen Religionsparteien für die ausgemachteſte Wahrheit galt, gar nicht einfallen können, dem beſagten General-Inquiſitor zu ſagen:

— die Ketten der Verdamniß zerbrechen endlich —

Meinem Gefühl nach kann Don Carlos, ſo unſinnig ihn auch ſeine Leidenſchaft in dieſem Augenblicke machen mag, nicht zur Königin ſagen: (S. 151.)

Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron iſt für den Glücklichen,
Der Sie geſehen hat, der Sprung nicht ſchwer.

Er kann, ſoll und darf ſolchen Non-Sens eben ſo wenig ſagen, als er zum Rodrigo ſagen darf:

o Rodrigo, ſchenke mir nur wenige Augenblicke allein mit ihr
und nimm dafür die ganze Unſterblichkeit des Carlos zur Verſchreibung.

oder, als er ſagen kann: S. 147.

daß Carlos nicht geſonnen iſt,
der Unglücklichſte in ſeinem Reich zu bleiben, wenn es ihn nichts als den Umſturz der Geſetze koſtet, der Glücklichſte zu ſeyn.

Aber freilich kann auch eine Königin von Spanien, und Henri IV. Tochter nicht wie eine Pariſiſche Griſette ſagen:

So ſchnell vergeſſen Pariſer Mädchen ihre Heimath nicht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seite

Wieland in Erfurt 1769 – 1772	1
Wieland in Weimar 1772 – 1798	51
Wieland i. Osmañſtädt 1798 – 1803	334
Wieland in Weimar 1803 – 1813	460

H. He

Gruber, Johann Gottfried,

Christoph Martin Wieland

Bd.: 2

Leipzig [u.a.] (1816)

Biogr. 1242-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067952-3